

Karl Röttger

Die Flamme

Essays

Karl Röttger / Die Flamme

Karl Röttger

Die Flamme

Essais



1 · 9 · 1 · 8

München bei Georg Müller

Man möge mir das Recht zugestehen, diese Gebilde Essais zu nennen, obwohl sie manchmal nicht das sind, was man sonst unter diesem Ausdruck versteht. Manches nähert sich der Novelle, manches dem Gedicht.

Dort, wo historische Persönlichkeiten zum Ausgang genommen werden, kam es mir außerdem nicht immer so sehr auf die historische Genauigkeit, als auf die psychologische Richtigkeit an.

Was sonst den Inhalt angeht: es drängte mich, diese Zusammenstellung zu machen, obwohl ich andere Themen und Persönlichkeiten zu behandeln noch in Aussicht nahm; nur kann ich nie wissen, wann die Arbeiten vorliegen würden, und so habe ich zunächst in diesem Teile meines Schaffens einen Abschluß gemacht. Wer also — nach der sich hier zeigenden Geistesrichtung des Verfassers — Arbeiten über Verwandtes und Gegensätzliches, über markante Persönlichkeiten der Vergangenheit oder Gegenwart (ich habe den Trieb, als Aufnehmender umfassend zu sein) vermissen sollte, sei auf einen späteren Band vertröstet.

Diese Arbeiten entstanden im Laufe der letzten 5—6 Jahre; die zwei Studien über Jesus liegen noch weiter zurück.

Inhalt

Seite

Der Wahnsinn des Dichters 1
Die Hände des Lebens 27
Das Herz des Clemens I 35
Das Herz des Clemens II 57
Von des Menschen Einsamkeit 75
Der philosophische Dichter 95
Shakespeare 107
Anmerkungen zu Strindberg 115
Gedanken über epischen Stil 143
Otto zur Linde 161
Studien über Jesus 191
Der Prophet 205
Der Dichter und die Zeit 213
Ruhm 225
Vom „Sinn des Lebens", vom Mythus und vom religiösen Erlebnis 231
Das Unmittelbare 241
Stirbt die Kunst? 247
Kritik 253
Ueber Lesen und Vorlesen 259
Nachahmung 273
Die Religion des Kindes 283
Der Ruf in die Stille 303
Nach dem Begräbnis 309

Die Flamme

Wer bist du, Seele, vorbekannt?
Und du und du, die ich nie fand?
Und warum fror ich in der Welt?
„Bist Flamme, die den Raum erhellt. —
Ein Stückchen Raum erstrahlt im Kreis
(Auf daß die Nacht sich selber weiß)
Von einem roten Feuerbrand."

Wo bist du, Stimme, vorbekannt?
Leg an mein Brennen deine Hand,
Denn meine Glut friert in der Nacht,
Seit ich zum Wissen aufgewacht . . .

„Ich bin nur Flamme so wie du.
Wir leuchten uns einander zu."

O Seele, Stimme; hier und dort
Sucht zu einander Wort und Wort,
Sucht zu einander Licht und Licht,
Das durch des Gottes Allnacht bricht . . .

Gott weiß: die stumme Ewigkeit
Ist unsers Lichtes dunkles Kleid.

Gott hat entzündet dich und mich,
Und den und den, und Licht zu Licht,
Und die so weit das Welt-All trennt:
Gott zündet an, auf daß es brennt . . .

Die Flamme ist des Gottes Mal,
Auf daß im schweigend dunklen Tal
Das Menschenherz in Sehnsucht schrickt;
Im Schreck erschrickt, und bangend blickt
Und glaubend blickt ... und weiß: da glüht
Ein Herz — wie eine Blume blüht ...

Die Flamme ist des Gottes Mal.
Was weiß der Mensch von dieser Qual:
Mit Blut den Brand der Nacht zu nähren,
Auf daß ein wenig Lichtschein wäre?

*

Gott weiß ... Die stumme Ewigkeit
Ist roter Sehnsucht dunkles Kleid.
Wir brennen, daß von Nacht zu Nacht
Ein Herz begehrt, daß es erwacht;
Daß Nacht zu Nacht, von Herz zu Herz
Entzünde: Schmerz; daß himmelwärts
Aus heißem Schmerz die Flamme steige
Und neuen Stern dem Weltraum zeige ...
Auf daß nach unsagbaren Mühen
Die Menschenherzen alle glühen,
Und keine Nacht da unerhellt
Mehr sei in Gottes Allraumwelt.
Auf daß zu brennen dann mehr kein
Schmerz sei und frierndes Einsamsein.
Daß dann wie einer Frühlingswiese
Blumen erglühen die Paradiese
Der Welt und Gottes Weltwind leicht
Sanft jeder Blume ums Haupt hinstreicht.

Der Wahnsinn des Dichters

1.

Dies ist eins der größten Geheimnisse: wie ein tiefer Geist ungeheuer, groß und reich leben könne und wie er doch gleichzeitig vom All-Leben ausgeschlossen erscheinen könne. Ob hier ein Gedanke eine Lösung des Rätsels sei, weiß ich nicht, aber ich setze ihn hierher: der tiefe, umfassende Geist, und das ist immer der Dichtergeist, ist selbst ungeheure Welt; und es gibt der Welten viele; darum aber bleibt doch das Sehnen und Rufen von ihm zu anderen hinüber, herüber. Und so fahren die Sterne im Raum aneinander vorbei und winken einander zu; — aber die Allheit, die alle umschließt, ist noch frierend, grausam und kalt, zum Aufheulen.

Wer nicht frieren will, muß in die Behausungen der Menschen gehn; muß immer suchen, den Stall beizeiten zu erreichen, — den Stall, darin alle Menschenseelen sich haben einpferchen lassen, seit dem Beginn; immer; und wie sie es wohl ewig tun werden.

Verständigkeit verlacht oder bemitleidet die Abenteurer des Geistes, die draußen der Schönheit der Nächte, den funkelnden Wundern der Welt nachgehn oder den Tiefen des Geistes, der zwischen Sternen wie ein leiser Odem weht... Und wenn von einsamen Höhen eine Seele mit zerbrochenen Schwingen tot niederfällt, haben sie's alle ja „gewußt", und nicht einer wird sein, der das halsbrecherische Ende nicht vorausgesehen hätte.

Dies ist das Lied vom Wahnsinn des Dichters.

Eine Geschichte, die recht klingen soll, wird wohl immer ein Lied sein. Lied oder Ballade. Und es beginnt so:

Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
bald wird es schnein;
wohl dem, der jetzt noch Heimat hat.

Nun stehst du starr,
schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist du, Narr,
vor Winters in die Welt entflohn?

Nun stehst du bleich,
zur Winter-Wanderschaft verflucht,
dem Rauche gleich,
der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
dein Lied im Wüstenvogelton!
Versteck, du Narr,
dein blutend Herz in Eis und Hohn ...*)

* * *

Der Mann, der so im Jahre 1801 in den Winter hinauswanderte, in die Fremde, kam sich fast zeitlos schon vor, und war eben dreißig alt. So hatte er das Leben schon durchforscht, nicht in Abgeschiedenheit, sondern mit und in den Menschen, in eigenstem Schicksal, das jeweils

*) Friedrich Nietzsche

ihm aus jeder Verbindung mit Menschen erwuchs. Ein holder Name war ihm zu eigen, fast möcht ich sagen wie ein Kleid: Friedrich Hölderlin war schlank, das Haupt stand ein wenig vor, fast daß es schien, er gehe ein wenig gebückt, das Antlitz war lieblich, die Stirn weiß und schön.

Aber er war blaß, und die Augen hatten Versunkenes. Hatten den Blick der Tiefe. Als er den Neckar hinunterreiste und nach Frankreich hinein, hatte die Kälte schon begonnen. Die Höhen, die Bäume in Rauhreifduft und die Fenster des Wagens überhaucht. Karg, scheu gegen die Mitreisenden, saß er und sann vor sich hin. Niemand konnte wissen, was innen ihm sang. Das war die Stimme: mutterlied-süß, aufschluchzend wie Regentropfen zur Nacht, wie im brausenden Herbstwind steht und bleibt und schwebt ein Frühlingslied ... So war's. Herbe und Süße gemischt. Das Weinen saß ihm innen wie eine Kugel, die wollte nicht zu spritzender Feuchte zerplatzen. Sie schmerzte nur.

So hatte er in Einsamkeit des Reisens Zeit, sein Leben zu überdenken, — und er tat das. Sodaß des öfteren seine Hände zuckten, daß seine Lippen sich wohl bewegten und Mitreisende von ihm scheu abrückten, wenn ihnen der Mann einmal nicht ganz geheuer vorkam.

Es waren aber meist bloß Verse, die er flüsternd mit den Lippen bebte, wenn er etwa der Heimkehr gen Nürtingen gedachte, der schmerzlichen, die er vordem so anders gedacht:

„Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;

so käm' auch ich zur Heimat, hätt' ich
Güter so viele wie Leid geerntet."

Noch aber war er dem eigenen gewesenen Leben nicht so fern, daß es hätte bildhaft, klar und wie eine Geschichte vor seinem innern Blick stehen können. Dazu war er noch — zu leidend. Und der Leidende fühlt alles Leiden als Kranksein. So war es denn so, daß sein Leben vor seinem Auge lag wie ein Trümmerhaufe, und daß bald auf dem, bald auf jenem Trümmerstück sein Blick ruhte. Da, die ungefügtesten Trümmerstücke: der Verrat aller Freunde ... aller, außer dem einen, Sinclair. Das tödliche Schweigen aller zu seiner Bitte, mitzuarbeiten an dem Blatte, das ein Verleger ihm drucken wollte und das solchermaßen ihm sein Leben sichern und ihn bewahren sollte vor der Schmach, in einen Beruf gehen zu müssen, darin er nur „Göttliches wie ein Gewerbe" hätte treiben müssen. Und das ungefüge Trümmerstück, das am meisten geschmerzt, das in ihn geschnitten hatte, das Schweigen des Mannes seiner Verehrung: Schiller, dessen „liebster Schwabe" er einst in Jena gewesen sein sollte. Was w a r all das? Er fand nichts anderes, denn „Liebeleerheit und das Herz von Stein" — die furchtbare Trägheit des Herzens der Menschen, wo es galt, eine S c h ö n h e i t vor dem Zertretenwerden zu bewahren.

In allem war aber noch eine Verachtung für sich selber, daß e r, der in der Reinheit seines Herzens immer nur s i c h verneint hatte, daß er vom Leben immer nur g e b e t e n, nie gefordert hatte. Flüsternd sprach er vor sich hin: „Nur in ganzer Kraft ist ganze Liebe — ich

habe mich zu lange mit Täuschungen getragen, die andern und mir zur Last und vor dem Herrn meines Lebens und vor meinem Schutzgeist eine Schande gewesen sind ..."

Eines aber war in allen diesen Bildern, die sich gegenseitig schmerzhaft drängten, war in dieser zuckenden, zerrissenen Vergangenheit ein Trost: der Glanz des Fühlens, der Glanz eines Leuchtens, das auf jedem Fetzen einer Stunde, eines Geschehens, eines Bildes lag. Bis in die bitterste Bitterkeit und Zerschlagenheit ging dieses Leuchten, — und es kam ihm nicht einmal in d i e s e n Stunden zum Bewußtsein, daß sein Herz, sein Blut, sein trunkenes Sehnen es war, das einem j e d e n Bruchstück des Gewesenen solchen Glanz gab. Bis in die Bitterkeit war der da. Wie hatte er der Mutter geschrieben, als sie ihm (zum wievielten Male?) eine Pfarrstelle — oder war's eine Lehrerstelle? — anbot: „Wenn wir einmal auf dem Sprunge sind, Holz zu spalten oder mit Stiefelwachs und Pomade zu handeln, dann laßt uns fragen, ob es nicht etwa noch besser wäre, Repetent in Tübingen zu werden. Das Stipendium riecht durch ganz Württemberg und die Pfalz herunter mich an, wie eine Bahre, worin schon allerlei Gewürm sich regt."

Ha! die S c h ö n h e i t! Ha, der Mensch, der über sein Menschentum hinaus gelangt! Ha, das begeisterte, trunkene Herz! Ha, die göttliche Natur, in der nur — wie lange schon? — eins noch fehlt, nämlich der Mensch, der wieder ganz Natur und ganz schön ist; „schenkender Tugend" voll wie Sonne und Himmel, heroisch wie das

Meer und trunken wie die Frühlings- und Sommernächte. Und in skurriler — wie er meinte — Gedankenverbindung fiel ihm hier das Wort des Christ ein: Wer sind meine Brüder und Schwestern, wer ist meine Mutter? Die den Willen tun meines Vaters im Himmel. Den Stolz, den Stolz wollte er von nun an nie mehr verlieren: daß er verpflichtet sei seiner Sendung, dem Genius der Schönheit; — und wenn er selbst leibhaftig dabei in Splitter ging: nie ein Amt, nie ein gewerbsmäßiger Frommer! Die Liebe zur Mutter und ihrem engen Denken konnte bleiben; wenn er auch in beginnender Weisheit die unüberbrückbare Kluft zwischen ihr und sich fühlte.

Mit solchen Stimmungen, solchem Denken Tag an Tag im Reisewagen, abends im Posthaus, morgens beim Kaffee, — war er schon tief nach Frankreich hineingekommen und hatte es kaum beachtet. Es hatten aber die Fröste schon stärker begonnen, dazwischen waren graue schwere, kurze Tage, an denen der Schnee fiel. Danach reiste er auf den gefürchteten überschneiten Höhen der Auvergne im Sturm, in der Wildnis; in eiskalten Tagen, manchmal auch in eiskalten Nächten. Ein Gefühl war da: nur weiter, nur weiter! Nur ganz untertauchen in der Ferne, im Grau des Westens. Nur diese Verbannung schnell vollenden. Auf daß nicht, auf daß nicht — wie das Herz auch zucke — das Auge länger folge, das Auge aus Heimat und Freundschaft, das Auge einer Liebe, das Auge seines Traums und seiner Schönheit. — Er fühlte es im Nacken, im Rücken. Nur dem entrinnen und das Herz beschwichtigen! In den Wochen dieser kalten

Reise lernte der Dichter mit der sanften Herzenshaut, lernte der Träumer vom Adeltum des Menschen, von Begeisterung und Schönheit, der Träumer von großer Liebe, ein neues Gebet, ein Gebet der Gegenwart: wenn er nachts im Bett mit der geladenen Pistole neben sich schlafen mußte; und dies Gebet erschien ihm schließlich das beste in seinem Leben, ein Gebet, das er nie vergessen würde...

Und endlich war es erreicht; er war dahin; untergetaucht in Wintergrau und Abendgrau; in Verbannung und Fremde. Das Auge der Heimat und Liebe erreichte seine Gestalt nicht mehr; selbst Diotima, die Eine, die Geliebte von einst zu einst konnte nun — so deuchte es — sanft verblassen zu einer undeutlichen Sage.

Der Dichter mit dem holden Namen war verschwunden hinterm Horizont... Gedachte noch irgendwo eine Seele daran, daß er nur des einen wegen hatte hinausziehen müssen: daß er Brot habe, Brot, die Sättigung des Leibes? Deutschland, du „armes" Deutschland! das für seine treuesten und sehnsüchtigsten Herzen nie zur rechten Zeit Brot hat!

Wer aber ist Deutschland? Es ist vielleicht unschuldig, wie ein unwissend Kind. Und vor dem Blick der „unparteiischen Ewigkeit", die Hölderlin so schön schaute, haben nur die paar trägen Herzen zu erscheinen, die da Pracht und Glanz solcher adeligen Herzen wußten und sie gleichwohl flügellahm in den Morast sinken ließen... Wer ist „Deutschland"? Diese Frage heischt Antwort. Alle oder wenige geistige Machthaber? Aber als Hölderlin still geworden war, da hatte die Frage keinen Sinn mehr für ihn.

2.

Inzwischen ging er in der Fremde seinem „Geschäft" nach. Tagtun, Brotverdienen. Aber es blieb alles vom Grau der Ferne verhängt. Die Heimat weiß bis heute nicht, was er da lebte und litt. Das Gedenken mancher mochte hinübersuchen zu ihm: Sinclairs Herz, des Einzigen und Treuesten; der Mutter Herz, das enge und gleichwohl liebende (wie schmerzhaft kränkend es auch liebte) und Diotimas Seele. Aber Verbannung ist Verbannung, und des Dichters Herz vermochte nur selten und zuletzt gar nicht mehr aus der Ferne in die Heimat hinüber zu reden ... Fast war der Verbannte ein Verschollener geworden.

3.

Verbannung und Fremde mißt nicht nach Jahren. Dem Dichter erschienen anderthalb Jahre in Bordeaux eine ungeheure Zeit. Oder er fühlte die Zeit vielleicht gar nicht einmal mehr in der Ausdehnung, als vielmehr nur noch in der ungeheuren Schwere. Und wie die Länge einer Zeit vielleicht zernagen, die Seele tödlich ermüden kann, so auch die Schwere einer Zeit, — sei sie nun lang oder kurz. Nach anderthalb Jahren „schon" war der Dichter daheim, plötzlich; geisterte wie ein Gespenst nach Württemberg herein und stand an einem Sommernachmittag blaß, wirr, struppig, flackernd vor dem Freund und Dichter Matthisson, als der geruhsam in seinem Zimmer zu Stuttgart saß. Stumm stand der Dichter, das Haupt vornüber geneigt, mit den Blicken den Mat-

thisson überströmend ... Der kannte ihn nicht; saß nur erschrocken und dachte: was will der fremde Mensch? Kannte ihn wirklich nicht ... sodaß ein schauervolles Schweigen und Warten war, bis Hölderlin seinen Namen sprach: Hölderlin! Das flatterte suchend schreckhaft durch den Raum ... aber ehe der Matthisson recht zur Klarheit gekommen war, war der Mann schon draußen.

Danach langte er in Nürtingen bei den Seinen an ... Die alte Mutter saß im Lehnstuhl, als die Gestalt hereinschlich. Aber die brauchte keine Besinnung: w e r das sei. Sie stand schon, sie ging ihm entgegen; sie wollte etwas sagen, das Herz schlug ihr rasch, — aber sie hätte den Schreck, den auch sie fühlte, nicht so zu verbergen suchen müssen, wie sie es tat; denn der Dichter merkte ja nichts davon. Er saß schon. Ließ das Haupt auf den Tisch sinken und weinte wie ein Kind.

Wie ein Kind. Solches Weinen eines Erwachsenen ist nie verstanden worden in der Welt. Es ist das Weinen des Zerbrochenseins. Das Weinen der Ohnmacht, das Weinen, das Tiere haben sollen, die man zum Kampf in die Arena läßt, — aus der sie dann in instinktiver Angst zu entfliehen suchen: in die Ställe zurück ... aber dann finden sie alle Gänge mit Gattern zugemacht, und da ist dann rings nur die Arena und lauter feindliche Welt.

D a s Weinen war es; nur daß hier der Kämpfer schon besiegt war ... Und da wußte die M u t t e r , die immer am u n e r b i t t l i c h s t e n und f u r c h t b a r s t e n g e g e n d i e s e n G e i s t g e k ä m p f t h a t t e , nichts anderes zu tun, als den Kopf, das Haar zu streicheln und Lieber, Lieber zu flüstern. Und es war ihr, als wenn aus

aller wunderklaren Tiefe dieses Sommertags und -blaus ein Wölkchen, dichter und schwerer als Wolken sonst, sich niedersenkte, und daß es daraus zu tropfen begänne, und daß die Tropfen ein Lied begännen: zu spät! zu spät!

4.

Vielleicht war es so: wie wenn ein Ertrinkender nach ungeheuren, unbewußten Anstrengungen und Kämpfen, nicht unterzugehen, endlich wieder etwas Grund fühlt: — noch im Wasser, noch im Feuchten, aber doch nun schon mit zurückkehrendem Bewußtsein des Lebens und endlich hoffend, ganz sich an Land zu retten — so war vielleicht die Zeit, die dann kam, nach den furchtbaren Schütterungen, Konvulsionen, Schreien, Aengsten, die wie wilde Tiere und Gespenster seine Seele jagten auf jener Wüste — jenseit dieses Lebens, da die „Gesunden" wohnen. Diese Wüste und diese Oede, da die Irren gehetzt irren, erreicht kein Denken, das nicht einmal in Liebe ihren Rufen sich neigt. Die Mutter versuchte es, und auch der Bruder: nun!

Es ging ihnen auf, wie ein kaltes, klares Licht, der Stern der Höhe: sein Schicksal. Und sie wurden stumm und redeten nicht und taten nur noch: Liebe! Und wie im Begriff jeder „Kurve" liegt, daß sie nach der Erreichung ihrer Höhe hinab muß, so senkten sich, erst allmählich, dann immer mehr, die berghohen Erregungen des Dichters, und es begann eine Stille ...

In der besann er sich einer Seele und ihrer Treue, besann er sich des Einen, des Freundes: Sinclair ...

Er soll kommen, flüsterte der Dichter, denn es hungerte

ihn nach ihm, wie nach der geliebten Hand Diotimas — einst! Er kam aber sobald nicht; die Seele mußte noch warten ... Und sie vermochte es schon, ohne daß die furchtbaren Kurven der Erregungen neu begannen. Er saß oder lag in den Tagen bis dahin und sann oder summte dahin. Hielt auch wohl ein Papier in der Hand und las ... Und da geschah es, daß an einem Tage, da Mutter und Bruder stumm bei ihm saßen, er — wie in großer Einsamkeit — zu lesen begann, ein paar Sätze, und danach schwieg. Dies aber waren die Sätze: „Aber was w o l l t ich denn?

Daß ich sah, was ein sterblich Auge nicht sieht, daß einst die Liebe mir erschien in einem seligen Traume — sollte das t ö t e n?

Die Fabel sagt vom Menschen, sie hätte die gegenwärtige Gottheit getötet! Ja, nun versteh ich's. Die Fabel ist Wahrheit.

Aber sag es nicht aus! Sie glauben dir nicht, und glauben sie, so ist's ihr Tod, ein stiller, langsamer Tod. O spottet, wenn ich nicht bin, spottet und sagt: er s t a r b, w e i l i h m e i n T r a u m s i c h n i c h t e r f ü l l t e ..."

Er richtete sich auf, wie von einem Geräusch geweckt. Und sprach: „Weil ihm ein Traum sich nicht erfüllte ... bloß deswegen. Bloß deswegen." Und lachte erschütternd in sich hinein.

Am Abend aber faßte er die Hand der Mutter und flüsterte ihr zu: Schuld ist nicht in der Welt. Die ist von allem Anfang schon hinweggenommen ...

Im August aber kam Sinclair. Als der sich zu ihm

setzte und seine Hände nahm, weinte er abermals wie ein Kind...

Das aber konnte ihm nun nichts mehr anhaben, denn es war das erste Genesen. Und wie in eine große Stille, in ein süßes Dunkel, in eine selige Einsamkeit sprach er in die Liebe des Freundes zum ersten Male die Worte seines Leids, seines Kampfes. Aus dieser Liebe und Stille sind die Worte nicht zurückgekommen, und das ist vielleicht das Schönste an ihnen. Aber in der „unparteiischen Ewigkeit" und vor der lauschenden Seele Gottes sind sie wohl aufbewahrt, dürfen sie immer noch klingen wie ein Lied, dem Gott die Erlösung spricht.

— — — — — — — — — — — — — — —

In einer Stunde fragte er Sinclair: Bin ich krank? Sag es! — Die Angst vorm Irrsinn war es, die hier sprach, nicht der Irrsinn selbst. Und hielt des Freundes Hand dabei, aber so, als könne er jeden Augenblick hinweggleiten; die Augen schienen zu betteln, schienen bereit zu sein, gleich hinwegzugehen und sich zu verkriechen in eine lichtlose Höhle. Aber da lächelte der Freund, und dies Lächeln hielt den Dichter fester, als die Hand vermochte. Und Sinclair sprach: Du glaubst mir?

Ja!

Nun — ich habe dich nie für gestört gehalten. Du hast es gefühlt bei den andern, — und sie hielten dich für krank. Aber du bist es nicht... Hörst du? Vergiß das nie! Hörst du — nie! Deine Seele kann nur dann sich verlieren in die Irrnis, wenn sie selber es zugibt, daß sie's könne. Aber sie kann nicht... Deine Krankheit ist jetzt nur eins: eine ungeheure Müdigkeit.

Wenn die vorüber ist, wirst du strahlend und schön sein, wie ehedem.

Strahlend und schön, wiederholte der Dichter und lächelte. Lehnte sich hinüber und träumte. Ließ aber die Hand nicht los. Er fühlte: eins kann heilen: Liebe —! Wann Liebesuchen und Liebefinden sich treffen.

So will ich gesunden, sprach er. Es ist wie allererster Frühling in mir. — Was werden will, wird schöner sein als alles vorige. Ich habe eine Ahnung mitgebracht, ein Wissen; aus der Fremde mitgebracht; Sinclair, ein Wissen, ein Geheimnis... Ich werde ein n e u e s Lied singen.

Ja, ein neues Lied... Ja, wenn du deine große Lebensmüdigkeit ausgeschlafen haben wirst, wird ein neues Leben anheben.

Der Dichter nickte. Aber hör, Sinclair, Freund von einst zu einst: nicht ins Leben zurück. Nicht in die Arena; ich tauge nicht dazu. Auch bin ich ja eigentlich schon — tot...

Ja, du sollst ganz entrückt sein. Ganz frei. Nicht in die Arena des Lebens.

Denn sieh, sprach der Dichter weiter, eigentlich wollte ich ja sterben; das begann, als ich Diotimas Tod vernahm... und ich wär auch wohl tot, w ä r n i c h t j e n e S t i m m e g e w e s e n, des neuen Liedes, weißt du, das ich n o c h s i n g e n m u ß.

5.

Sinclair hatte gebeten, daß er b a l d mit ihm ginge, nach Homburg. Und er hatte recht. Der Dichter war müde

und bedurfte eines langen, langen Traumes im Arm der Liebe. Da Diotima schon bei den Schatten war — und wer weiß, ob sie ihm den Traum hätte geben können oder wollen, wenn sie noch gelebt hätte — war e r der einzige Mensch, dem der Dichter eignete. Er wußte es ganz tief. Denn Sinclairs Seele war lauter und licht; und sein Auge ganz klar. Er mußte ganz in die Entrückung. Die leiseste Berührung mit Menschen und Dingen schreckte ihn noch; tat ihm schmerzend weh. Und wie konnte es anders sein, als daß d o ch manchmal der Dichter aus irgendeinem Blick, einem Wort, einen leisen Vorwurf nahm, oder zu hören glaubte, man halte ihn für wahnsinnig...

Indessen zögerte der Dichter, zum Freunde zu kommen. Zögerte lange und immer wieder. Vielleicht war es die Müdigkeit, die sich so zeigte.

Vielleicht war es so, daß es ihm, da er nun schon wieder den Stimmen lauschte, die da sangen, daß es ihm nun, da er wieder sang, belanglos erschien, wo er singe.

So war eine fast glückliche Zeit. Und der Dichter sang in seliger Stille die „Nachtgesänge", über die Ferne hinweg des Freundes gedenkend; dann wieder tief sinnend in die Geheimnisse des Denkens und der Sprache, die ihm nun ganz aufgetan waren... Und wenn manchmal der Freund kam, um ihm zu lauschen... seinem Sinnen und seinem Denken, erschien es ihm, er sei nicht vergeblich.

„Es reiche aber
des dunkeln Lichtes voll,
mir einer den duftenden Becher,
damit ich ruhen möge; denn süß
wär unter Schatten der Schlummer.

Nicht ist es gut,
seellos vor sterblichen
Gedanken zu sein, doch gut
ist ein Gespräch und zu sagen
des Herzens Meinung, zu hören viel
von Tagen der Liebe
und Taten, welche geschahen."

— — — — — — — — — — — — — —

Und in dem langen Rheingesang an Sinclair schrieb er dies:

„Da feiern ein Brautfest Menschen und Götter,
es feiern die Lebenden all,
und ausgeglichen ist eine Weile das Schicksal.
Und die Flüchtlinge suchen die Herberg
und süßen Schlummer die Tapfern ..."

Auch sang der Schönheitstrunkene, der Berauschte, der Hold-Wahnsinnige seinen Ausgleich mit Christ, dem „Einzigen", dessen Verkünder zu werden er vom Leben nicht vorbestimmt zu sein glaubte. Aber resigniert, in tiefer Weisheit, schloß er diesen fast schönsten Gesang mit den Worten:

„Die Dichter müssen, auch
die geistigen, weltlich sein."

— — — — — — — — — — — — — —

Die Dichter müssen, auch
Die geistigen, weltlich sein.

Stand doch auch selbst Christ, der Gott, in der Welt und unter Menschen. Und redete menschlich. Redete aber auch gleicherzeit so, daß man sagte: er hat den Teufel. Er ist ein Narr. Hölderlin war weise geworden, wußte

aber doch gleichzeitig das Glück des Wahns und holden Rausches ... Er, ein Diener des Göttlichen, sah auf einmal, wie nahe der Gott war: in der Stimme, im Gesang, in Sprache und Geist. Und Sinclair fühlte ganz deutlich: die trübe, dürre Menschenwelt ist es, die in Wahrheit wahnsinnig ist gegen diesen reichen Geist. Wären wir alle so wahnsinnig wie er, seufzte er, wie *schön* wäre die Welt! Denn einmal war eine Stunde, die war über allen schön und reich. Da fand Hölderlin die Worte wie selten, um zu sagen seines Denkens Tiefe. Sie saßen den ganzen Nachmittag und bis abends spät. Und Sinclair fühlte ganz deutlich, daß der Dichter nahe daran war, das göttliche Geheimnis der Sprache zu entschleiern.

So sprach der Dichter: Von Anbeginn war es nicht also, daß der Menschen Herz und Geist so leer waren. So trüb und ohne Schwung. So arm an Geist die Sprache und das Wort. So hölzern ihr Gefühl und Leben. Von Anbeginn ist es nicht also gewesen ...

Fragst du, warum es so sei?

Weiß ich's? Sollen wir künden, woher die Sünde des Menschen sei und *was* sie sei?

Sollen wir nicht vielmehr zuerst künden, was die *Gesundheit* des Menschen sei? Das ist dies: das Leben nach jenen göttlichen Maßen und Gesetzen, die wir *dort* finden, wo das Gewaltige sich ausspricht. Im Sturm der Nacht, im Säuseln des Sommertags. Oh, auch Sprache und Geist bringen einen Beweis mit sich, daß sie groß und furchtbar sind und daß man sich ihnen hingeben soll. Und das ist die Stimme, der Klang in ihnen selber. *Ohne*

Rhythmus ist Denken und Sprechen nur *dort*, wo Nüchternheit und Liebeleerheit sich sagen. Wo das höhere Menschsein sich spricht, da ist es *nicht* also. Doch darf es nicht sich so sagen, wie es so oft tut; denn auch die Sprache ist vielfach gestorben und ist eingesargt gewesen und ist es noch in *dem*, was viele Kunst nennen, und sind die Dichter nichts anderes oft gewesen, wie Leute, die Lottosteine legen, probierend, ob es *so* oder auch *anders* passe: mit den Worten, mit den Reimen. Lohnt es denn der Mühe, mit so sprachgeistarmen Worten Gefühle in Reime zu zwingen, wo dann nichts mehr übrig bleibt als das mühselig gesuchte Kunststück zu *reimen*, was doch dem Geist die Kehle zuschnürt? Nur *der* Geist ist Poesie, der das Geheimnis eines *ihm eingeborenen Rhythmus* in sich trägt, und nur mit diesem Rhythmus kann er lebendig und *sichtbar* werden; denn dieser Rhythmus ist seine *Seele* — aber die meisten Gedichte sind noch lauter Schemen, keine Geister mit Seelen ...

— — — — — — — — — — — — — —

Es gibt höhere Gesetze für die Poesie. Jede Gefühlsregung entwickelt sich nach neuen Gesetzen, die sich nicht anwenden lassen auf andere, denn alles *Wahre* ist *prophetisch* und überströmt seine Zeit mit Licht, und der *Poesie* allein ist anheimgegeben, dies Licht zu verbreiten, drum müßte und kann nur durch sie der Geist hervorgehen. Geist geht *nur* durch *Begeisterung* hervor. Und nur *dem* fügt sich der Rhythmus, in welchem der Geist lebendig wird.

Solange der Dichter noch den *Versakzent* sucht

und nicht vom Rhythmus fortgerissen wird, so lange hat seine Poesie noch keine Wahrheit. — Poesie ist nicht sinnloses, albernes Reimen, an dem kein tieferer Geist Gefallen finden kann ... Wer erzogen ist zur Poesie im göttlichen Sinn, der muß den Geist des Höchsten für gesetzlos anerkennen über sich und muß das Gesetz (von Menschen gemacht) preisgeben. Nicht wie ich will, sondern wie du willst! Und so muß er sich kein Gesetz bauen, denn Poesie läßt sich nimmer einzwängen, sondern der Versbau wird ewig ein leeres Haus bleiben, in dem nur Poltergeister sich aufhalten ... Aber nun sag ich das Schwerste: der Mensch vertraut so selten der Begeisterung, in der er hingegeben ist an Gott und Welt, ganz großer Liebender, und darum kann er die Poesie als Gott nicht fassen! Gesetz in der Poesie ist Ideengestalt, der Geist muß sich darin bewegen und nicht ihr in den Weg treten; Gesetze, die der Mensch dem Göttlichen anbilden will, ertöten die Ideengestalt, und so kann dann das Göttliche sich nicht durch den Menschengeist in seinem Leib bilden. Der Leib aber ist die Poesie, die Ideengestalt, und dieser, so er ergriffen vom Tragischen, wird tödlich faktisch; denn das Göttliche strömt den Mord aus Worten; die Ideengestalt, die der Leib der Poesie ist, die morde: — so ist Tragisches, was Leben ausströme in der Ideengestalt (Poesie) — denn alles ist tragisch.

Und das Leben im Wort — im Leib — ist Auferstehung (lebendig faktisch), die bloß aus Gemordetem hervorgeht. Der Tod ist der Ursprung des Lebendigen ... Ha (sprach er weiter), die Poesie gefangen nehmen wollen in einem Gesetz, das ist nur, damit der Geist sich schaukle, an zwei

Seilen sich haltend — damit die Täuschung sei, als ob er fliege... Aber ein Adler, schau doch, der seinen Flug nicht abmißt, obschon die eifersüchtige Sonne ihn niederdrücken will — mit geheimarbeitender Seele im höchsten Bewußtsein ausweichend und so die heilige, lebendige Möglichkeit des Geistes erhaltend — in dem brütet der Geist sich selber aus und fliegt, vom heiligen Rhythmus hingerissen oft, dann getragen, dann geschwungen, auf und ab, im heiligen Wahnsinn, dem Göttlichen hingegeben! — Denn innerlich ist nur die eine: die Bewegung zur Sonne, — die hält am Rhythmus fest...

Dies war das Gespräch Sinclairs mit dem Dichter, dessen Wahnsinn also sprach. Und wenn er auch nur dasaß und zuhörte, es war doch ein Gespräch der zwei, denn der eine lauschte so fein und antwortete stumm so selig, wie es selten in der Welt in einem Gespräch geschehen sein mag. Und heilig fühlte der Freund, daß ihm dies alles heilig sein müsse... Und saß in beglücktem Staunen vor solch frommem Denken und Schauen. Der Dichter griff aber zur Seite in die Papiere und begann zu lesen, mitten aus einem Gesang:

„Doch einigen eilt
dies schnell vorüber, andere
behalten es länger.
Die ewigen Götter sind
voll Lebens allzeit; bis in den Tod
kann aber ein Mensch auch
im Gedächtnis doch das Beste behalten;
und dann erlebt er das Höchste.

Nur hat ein jeder sein Maß;
denn schwer ist zu tragen
das Unglück, aber schwerer das Glück.
Ein Weiser aber vermocht es,
vom Mittag bis in die Mitternacht
und bis der Morgen erglänzte,
beim Gastmahl helle zu bleiben ..."

Er wollte noch weiter sprechen: Sieh doch, so du dich kleiden willst in eine Form, die da ist, sei es im Leben, sei es im Gesang, so kannst du nur wiederholen gewesenen Geist ... Aber den Urrhythmus — wer faßt den ...? Noch gibt es Menschen, die fassen den Donner und was er spricht, — die Sonne und was sie leuchtet; — nicht mein ich das Symbol, was die Menschen aus diesen Dingen allen gemacht haben, sondern die Dinge mein ich, was sie sind und wirken ... Aber die Sprache, die von Anfang ist und die doch erst werden kann und noch ist ... wer faßt die? Ah, klar sprechen ... Ah, sagen, was noch nie gesagt ward, — ah, wie soll ich's? Ah, es gibt doch Wiegen, Bewegung und göttliches Schweben und Schreiten und alles, alles, — ah! Er war aufgestanden, machte Gesten, schritt, tanzte und sank zuletzt hin auf den Stuhl und war ganz still ... Wie um zu entschlafen ... Sinclair rührte sich nicht ...

Als nach einer ganzen Weile der Dichter aufschaute, war sein Blick glanzlos und verstört ... Sprach ich? Wovon? Ah, ich, — kann nicht mehr ... Da nahm der Freund ihn, legte ihn langhin auf das Sofa, legte ihm die Hand auf die Stirn und wartete, bis er eingeschlafen.

Auf der Rückreise nach Homburg besuchte er in Frank-

furt Bettine Brentano, die Seele mit den grüngoldenen Sonnenflügeln, und erzählte ihr all dieses. Und die unruhige Seele saß ganz still und hörte zu und fragte dann: Der Geist soll wahnsinnig sein? Die Welt ist es: gegen ihn gehalten ... Das ist wahr, rief Sinclair; aber sind wir nicht fast die einzigen, die diese Wahrheit wissen? So war Sinclair voll Hoffnung ... Wenn er nur erst bei mir ist, wiederholte er sich jeden Tag ... Wenn er nur kommt ...

6.

Und er kam. Nach Jahren ... Berufen zu einem Amt, das er immer schmerzlich ersehnt hatte. Sinclair berief ihn in des Fürsten Namen zum Bibliothekar. Ein Amt, das aber Sinclair von seinem Gelde bezahlte. Denn das vermag die große Liebe und Treue, die seltene, den Freund zu betrügen, um des Lebens und aller Gerechtigkeit willen. Um der Liebe und Schönheit willen. Um des Glückes des Freundes willen ... Und so lebte Hölderlin, der holdwahnsinnige Dichter, noch Tage des Glücks in Homburg, nahe dem Freund und dem Rauschen der heiligen Wälder ...

Das war 1804. Vielleicht wäre zwei Jahre früher, wie Sinclair gewollt, das Glück noch eben recht gekommen zur völligen Genesung ... Wer weiß! Der da wahnsinnig aus Frankreich gekommen war, war nicht wahnsinnig, wie Sinclair selbst gesehen hatte ... Der jetzt nach Homburg zu ihm gekommen war, der war es — manchmal. Erst fast selten nur. Aber er war es. Sinclair, der erst noch an den Wahnsinn als eine Maske glaubte, mußte

es immer m e h r erkennen — immer deutlicher sehen ... Oder sah auch er allmählich falsch? Im Lichte der Welt? Das sträubt sich unser Geist zu glauben ... Und nun begann das Tragischste: der glühende, schöne Geist, tobend in Schrecknissen und Aengsten, mußte a u s g e st o ß e n werden aus der Gemeinschaft der Menschen ... Aus der Gemeinschaft derer, die ihn liebten ... Da noch kein Mittel erfunden und gefunden ist, wie ein „Gesunder" mit einem von Angst, Not und Schwermut im Uebermaß Geplagten, mit einem Wahnsinnigen lebe ... Sinclair, der Treue und Liebende, wußte sich keinen andern Rat, als Friedrich Hölderlin in eine Anstalt zu schicken. In der groben Kur der Psychiater ward dem Gequälten soweit die „Ruhe", daß er entlassen werden konnte ...

Und still und scheu zog er bei einem Tischlermeister dann ein und blieb bei ihm bis an sein Ende ...

Die Welt war von ihm abgefallen, wie ein zu schweres, lästiges Kleid. Er lebte und ging nur eingehüllt in seine Stille und das Licht, das er innen tragen mochte. So ward er fast ganz unsichtbar ... Wer w u ß t e ihn? Der Weltgeist, der alles Seine weiß ... Dichtend, musikmachend lebte er ... fast, daß ihn Bürgergeist noch für einen leiblich gesunden Menschen hätte halten können, wenn er vermocht hätte, i h r e r Hände Arbeit auch m i t zu tun. So aber hatte der Dichter doch noch in diese Stille des Lebens bei dem braven Zimmer die Art mitgenommen, in die Sonnenuntergänge zu starren, hinter denen er immer noch sein Schönheitsland vermeinte, und hatte immer noch die Narrheit, Verse zu schreiben ... Schrieb auch manchmal noch Verse von erschütternder Schönheit, die natürlich der

gesunde Menschenverstand der Welt als Wahnsinn identifizierte, ohne den Psychiater als Gutachter dabei nötig zu haben.

Ja, so dichtete d e r im Wahnsinn noch:

„Mit gelben Blumen hänget
und voll von wilden Rosen
das Land in den See.
Ihr holden Schwäne,
und trunken von Küssen
tunkt ihr das Haupt
ins heilig nüchterne Wasser ...
Weh mir, wo nehm ich, wenn
es Winter ist, die Blumen und wo
den Sonnenschein
und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
sprachlos und kalt, im Winde
klirren die Fahnen ...“

So liebte er dennoch und immer noch die Welt, und s o f r o r er ... So schauerte Weltgefühl in ihm ...

So auch schrieb er Weisheit und Güte:

„Von einem Menschen sag ich, wenn der gut ist
und weise: was bedarf er? Ist irgendeins,
das einer Seele genüget? Ist sein Haben
eine gereifteste Reb' auf Erden,
gewachsen, die ihn nähre? Der Sinn ist des
also. Ein Freund ist oft die Geliebte, viel
die Kunst. O Teurer, dir sag ich die Wahrheit:
Dädalus Geist und des Walds ist deiner ...“

Ein langes Leben ward ihm. 40 Jahre noch lebte er so ... Fast zu lang ... Aber, was heißt lang, was kurz? Da er doch schon die Welt so früh abgelegt hatte, wie ein Kleid, war er ja schon immer jenseits ... Es war nur wenig Not noch und viel Heiteres bei ihm. Auch Friede und ein süßer Tod.

Er hatte die Nächte und die Mondnächte vor allem geliebt von Anfang an. So starb er auch in einer Mondnacht — legte sich in das Weiße und Dunkle der Nacht und träumte hinüber. Einsam, wie er lebte.

7.

Wenn nach Jahrtausenden sein Geist seiner Müdigkeit genesen sein wird, und wir, ihm gleich, dann ihm begegnen — —

Die Hände des Lebens

Von Zeit zu Zeit kann die Kunst- und Literaturwelt — und wer überhaupt für Kunst ein Organ hat — einem bekannten Entrüstungsschrei lauschen, dem lauten Zorn oder der beweglichen Klage kunstbegeisterter Schriftsteller und Biographen über die Nonchalance, mit der das deutsche Volk — überhaupt die Menschheit — die größten Geister je und je behandelt hat. Dem ehrlichen, ethischen, aber unkünstlerischen Zorn darüber, daß unser Volk Blutschulden mit kostbarem Stein zahlt: — nach dem Tode der Gläubiger. Bei Hoffmann-, Beethoven-, Wolff-, Hebbel- usw. Gedenktagen erleben wir dies Schauspiel. Die Tatsachen selbst sind ja bekannt. Und der Zorn, die Klagen sind zumeist echt. Niemand aber weiß zu sagen, wem der Zorn denn eigentlich gelten muß. — Dem Volk? — Das ist zu allgemein! Sind alle für einen oder wenige verantwortlich? Die Frage ist schwer zu beantworten. Wir kommen da sofort zu einer der wichtigsten sozialen Fragen, die scheinbar nicht ohne die Mitbestimmung des Herzens beantwortet und gelöst werden wird. Ich fühle nicht die Neigung und das Talent in mir, die Frage zu lösen. Aber eins, was notwendig einmal gesagt werden muß, will ich hier sagen: man vermeide als ein Stück unschönen Moralistentumes die Entrüstung und das Richten über gewesene Zeit. Wer sich frei weiß von aller Schuld, darf den Stein heben, sonst niemand. Und wer ist das von uns allen? Wer hat wirklich Berechtigung zu solcher Entrüstung über das Verkanntwordensein großer Männer?

Es gab eine Zeit, da ich mich selbst mit entrüsten konnte und Entrüstung für einen respektablen Standpunkt hielt. Aber es kommt überhaupt nicht auf Standpunkte an, sondern auf die Fähigkeit, das Geheimnis des Lebens und das Geheimnis des Künstlers zu fühlen, — und neben aller Schönheit auch die Grausamkeit des Lebens zu begreifen, wie man die Grausamkeit eines Raubtiers begreift und respektiert. Der Künstler aber steht, obwohl mitten unter der Grausamkeit des Lebens, doch jenseits aller guten und schlechten Meinungen. Jenseits aller Begeisterung und Verachtung. Jenseits aller materiellen Hartherzigkeit oder Milde. Dort, wo Einsamkeit und Stille und ewige Liebe ist.

* * *

Oder glaubt man, daß heute, jetzt, in dieser Stunde nicht ein Einsamer und Großer unter uns weilen könnte mit einer leuchtenden Seele, mit einer singenden Seele, singend von ungeahnten Geheimnissen? — Glaubt man etwa, daß nicht Große und Zukünftige in Armut und Niedrigkeit auf dem Wege schon sind? Und wir sind blind. Wir sehen sie nicht, bis ihre ragenden Schatten uns schauern machen. — Und wieder ist eine Zeit — unsere! — die grausame Genossin des Großen, den niemand weiß. Und ladet so wiederum die Entrüstung und den Fluch einer größeren Zukunft auf sich! Wer aber so feiner Sinne, so tief an Seele und weit an Herzen ist, daß er die Größten seiner Zeit gleich erkennt: — der dürfte vielleicht Richter sein. Aber der hat kein Bedürfnis mehr dazu. Denn er begreift den Sinn des Lebens und das

Geheimnis seiner Grausamkeit. Der ist eins mit Gott und der Welt. Der weiß: was einmal war, wird in alle Ewigkeit sein: die Grausamkeit und das Glück der Ueberwindung und des Friedens und der Erkenntnis. Waren wir so lange Christen und wußten das nicht? — Und wir alle sind ja grausam und fest eingeschlossen in den Kreis, den niemand überspringt.

* *
*

In einem Gedicht wird das Leben mit einem Ungeheuer verglichen, das seinen Rachen weit aufsperrt. Warum sollen wir es uns nicht als einen Menschen denken? Die ganze Menschheit als einen Menschen? Als ungeheuren Verwandlungskünstler? Als einen Nachtwandler, der tätig ist aus Zwang und kaum weiß, was er tut. — Oh, diese Hände des Lebens! Wer sie an der Arbeit sah, ihre Weichheit, Güte, ihre Grausamkeit, die, arglos fast, mühsam Gebautes, Hoffnungen, Wünsche zerstört — — der liebt die Hände.

* *
*

„Aus keines Menschen Mund ist je eine Lüge gegangen"*). Keines Menschen Hand tat je Böses. Jedes Menschen Hand tut das Notwendige.

* *
*

Aber der Künstler, jenseits aller Meinungen, Gedanken und Ansprüche, ist mitten unter den Händen des Lebens. Und er verdammt sie nicht. Mag er hungern und dürsten

*) Otto zur Linde

nach Brot, Liebe, Gerechtigkeit, es mag zeitweilig die Wut und die Verzweiflung über ihn kommen: — die Hände des Lebens kann er nicht missen.

* * *

Denn das Leben, dieses tausendarmige, mit den rastlos schaffenden Händen, ist selbst der größte Künstler. Denn es sind die Hände des Lebens, die im Künstler geschaffen. Die mit arglosen und scheinbar zufälligen Raffinements, Schicksalen, Leiden des Künstlers Seele, diese zarteste und kostbarste, feinste und verkannteste Substanz, präparieren; also daß eine Süßigkeit aus ihr kommt, die über allen Süßigkeiten ist. Die gewollten Raffinements eines Rimbaud, Huysmans, die Kasteiungen der Heiligen und Mystiker sind wenig gegen das, was so selbstverständlich alle Zeit einer frommen Künstlerseele vom Leben geschieht. Vom Leben, das heut vielleicht oder morgen deine Hand oder meine Hand zu seinem grausamen Werke gebraucht.

* * *

Denn ohne solche Grausamkeit des Lebens ist die erhabene und heilige Schönheit der Künstlerwerke nicht möglich. Eins gehört zum andern. Und darum gibt es keine größere Schönheit als die solcher Menschen, die aus Leiden und aus überwundenem Leiden schufen. Hier aber mag jeder bedenken, daß solche Kunst von Nahenden ein reines Herz und ein Kinderherz fordert.

* * *

Wir kennen die Sage von König Midas, dem alles, was er berührte, zu Gold sich verwandelte. — Es gab und es gibt Menschen — was für Menschen! — denen alles Schicksal zum Glück sich wandelt. Die aus allem Leid, aus tiefstem Gram, aus schrecklichstem Wut-schmerz noch eine Erhebung und eine Süßigkeit saugen. — Und es wiegt wenig, ob solche Menschen als die größten Lebenskünstler erkannt werden oder nicht. —

* * *

Denn der Künstler ist nicht nur zum Leiden da, sondern auch zum Ueberwinden. Und er weiß das. Und er mag im Hungern vergehn, er mag mit dem Lächeln des Wissenden ins Irrenhaus gehn: — er überwindet immer. — Ich kenne keinen Künstler, der nicht überwand und letzten Endes das Leben verstand. Und der nicht verzieh. Kein Künstler, er hieße Hoffmann oder Heine, Kleist oder Baudelaire, Beethoven oder Schubert oder Wolff. Und da bin ich nun jenseits aller Meinungen, Gedanken, Entrüstungen oder Moralen. — Dem Einzelnen bleibt nichts, als sich zu besinnen darauf: ob er fromm genug ist für die heilige Kunst.

* * *

Das ist ja nicht zu irgendwessen Rechtfertigung geschrieben. Das Leben braucht keine Rechtfertigung; es ist. Es soll auch nicht die Frage erledigt werden, ob Hölderlin z. B. nicht doch richtiger ein freundlicheres Geschick beschieden gewesen wäre, — selbst wenn wir einige der schmerzhaftesten und schönsten Bekenntnisse nicht hät-

ten. — Oh ja, wer sich berufen fühlt, mag um der Liebe willen den Weg hinauf- und hinabsehen, ob nicht vielleicht ein Mächtiger der Zukunft, schleppend an seiner Not, des Weges komme. Und mag sich zu ihm neigen. Für alle andern aber gilt das Wort: Geht aus dem Wege und verhüllet euer Angesicht; es kommt ein Fürst im grauen Mantel seiner Einsamkeit.

Das Herz des Clemens I

Später, wenn Clemens sich besann, wenn er noch einmal sich selber zu sammeln trachtete in all dem Schmerzgefühl, dessen er immer weniger Herr werden konnte, wenn er sich auf sich selbst besann, um zu erforschen, w a s es nun eigentlich s e i , das sein Leben so bitter, so verlassen gemacht habe, was sein Herz so frieren lasse (wiewohl er sich in die Arme Gottes zu legen trachtete), immer wurden ihm doch nur Bilder lebendig; Bilder der Kindheit, des Traums und der Sehnsucht. Und so wurde ihm doch auch dies Besinnen und Nachdenken wieder bitter; denn seinem Leben hatte von allem jungen Anfang an die Erfüllung gefehlt.

Denn Clemens wußte nicht (bis in die Auflösung des Geistes hinein, bis in die Auflösung des Körpers hinein — die wir Tod nennen —), daß es Menschen gibt, die dazu bestimmt sind, nie etwas anderes, denn Kinder zu sein, und daß er selber zu diesen Menschen gehörte. Daß diese Kind-Menschen aber eben das Menschtum am einfachsten und einfältigsten, am wahrsten und reinsten darstellen und daß sie darum eben tiefer leiden müssen als andere Menschen, da ja die Welt noch nicht gut ist. Da sie ja in die Welt wie in etwas Fremdes gestellt sind. Daß sie darum auch vorherbestimmt sind, der Welt und des Daseins innerste Schwermut zu wissen, des Daseins bitterste Weisheit: wir sind allein. Und daß sie etwas leben, das durch die Jahrtausende geht von Mose bis auf Christ, von Buddah bis auf namenlose Weise des Heute . . . Nur daß

bei all diesen, die das Kennzeichen des Traums und Jenseits tragen, auch noch ein Unterschied ist: zwischen d e n e n, die im Leid die Wahrheit finden und denen, die vom Leid erstickt werden. Die Wahrheit ist aber diese (eines uralten Menschen Weisheit): daß alles sein Gegengift in sich trage; auch das Leid. Lao Tse wußte es, und Christ l e b t e es — und überwand ... Das Herz des Clemens aber ist daran erstickt wie viele andere, weil er das Gegengift auf vielen Wegen suchte, a u ß e r s i c h — anstatt in sich. Des darf ihm niemand zürnen; wissen wir doch nach Jahrtausenden nicht, warum die Herzen in die Irre gehen und warum sie frieren müssen im Wind der Welt. Das Herz des Clemens erstickte. Wer fragt, warum?

* *
*

Wenn Clemens sich besann und sein Herz fragte, warum er leide, da er doch so viel Schönheit gesehen habe und so viel gewollt habe, so war diese Frage ein Ruf in die Stille. Was konnte antworten? Keines Menschen Mund. Und so antwortete das Herz des Clemens selber, nicht mit Worten, sondern mit Bildern; und es stand da die Jugend, und sie war seltsam bewegt von Bildern, Schatten, Klängen der Lieder, wispernden Rebenranken um Fenster in Abenddämmerung und Mondschein; von Mädchen, die hinglitten, als gingen sie nicht; von Wanderern, die in der Mondnacht gingen mit einem Marschlied; von Schlössern, die in den Strom schauen; Gärten, mit einsam frierenden Marmorbildern; Nächten, da er nur wach lag und seine Kinderhände in das Mondlicht legte; Abenden, da er, aufschauend in den Himmel, ertrank

zwischen all den goldnen Sternen in samtblauer Tiefe; von Tagen, die auch hell und lustig waren, im Gespiele mit andern Kindern und den Geschwistern ...

Und dann wußte er schon lange nicht mehr, was in all dem Wahrheit sei und was Traum. Nicht mehr bedenkend, daß ja d o r t alles gleich ist: — Wahrheit und Traum. Denn der Traum ist in solchen Kinderherzen, die ein Ahnen von der höchsten Schönheit und Wahrheit mitbringen aus Gottes schweigender Urgrundsnacht, eben d a s, was Wahrheit werden möchte zu ihrem Heile und anderer Heil. Clemens wußte es einst. Einst. Und so hatte er gesungen, den Traum, immer den Traum, der da Wahrheit werden möchte. Und war glücklich gewesen, die kleine Weile (oder die Ewigkeit lang — denn das Glück mißt nicht nach lang oder kurz). Nun aber, da er sich schon verloren hatte, wußte er es kaum noch; — manchmal nur wie ein fernes Erinnern, das er aber schon für Lüge hielt. Und dies ist das Lied:

O Kindheit, lächelnd in die großen Bogen
der Himmel und der Horizonte, da
das Wunder thronte und das Glück geschah.
O Kindheit, lächelnd, der die Träume logen.

Und doch ein Freuen nah, so liebend nah.

O Traum der Kindheit und des Wachsens Mühe,
und Spiel in Gärten zwischen Beet und Strauch,
und schräge Sonne und ein Abendrauch
in alten Straßen; kühle Abendfrühe,

in Bäumen rasches Wehn und Blütenhauch.

O Not der Trauer: Schauern vor dem Sollen.
Vor ungemäßem Tun, das jäh verdarb,
was innen keimend um die Liebe warb
der nahen Welt; ... Tränen, die heimlich quollen

um eine Liebe, die schon frühe starb.

O Glück des Fragens aus den Wirklichkeiten
ins Jenseits hin, zu Traum und Ideal —
das Glück der Wünsche und des Suchens Qual,
und müde dann ein schweres Heimwärtsschreiten —

und Abendlied im grünen Frühlingstal...

Und doch das Werden, da bedrücktes Innen
doch wuchs, wie Pflänzlein durch den harten Stein,
durch Nichtverstehn und lastendes Einsamsein —
und in den Adern zarter Ströme Rinnen

und Aufwärtsmühn — und ganz zuletzt allein

das stumme Weggehn aus den alten Gleisen
der Heimat und der Märchen, die verblaßt
wie schwebend stehn — aus aller Spiele Hast
in Dämmerung und aus dem fließend leisen

Kommen und Gehn vergangner Tage; — fast

ist alles schon nicht wahr und nie gewesen. –
O Weg der Kindheit, der verworren fand
wohin – wohin? An dessen Ende stand
ein anderer, der jenes nie gewesen –

du sanftes Bild an des Erinnerns Rand.

Das war das Lied. Aber Clemens hatte sich schon verloren an der Phantome Uebermacht, daß er es nicht mehr sang.

* * *

Er wußte aber nicht, d a ß es der Phantome Uebermacht war; noch daß es überhaupt Phantome waren; noch daß die Phantome schon gezeugt waren in seiner Jugend, eben da und zu jener Zeit, da törichte Welthände in ihn die Angst säten; die hernach groß wuchs und an seinem Blut sog, wie Tiere, die groß werden wollen an der Mutter Zitzen. Er war seiner Angst Mutter geworden. Und so liebte er den Bastard, der doch nicht sein war ...

Aber da er jung war, war alles noch jünger und darum ehrfürchtiger in ihm. Da waren ja die Tiere in ihm noch klein; da quälten sie ihn, den kleinen Clemens wohl, aber doch nicht s o, daß er darunter vergehen mußte. Auch war er da noch dem Leben n ä h e r: den Tagen mit Licht, dem Frühling, dem Rhein, den Hügeln, den Türmen und Schlössern, der Freude und dem Lächeln. Denn Clemens' Herz war ursprünglich dazu auserlesen, zu lachen, und schön und viel zu lachen. War dazu bestimmt, der Freude viel zu empfangen, war auch schwer sehnsüchtig nach

Freude, Lachen und Schönheit und viel Mädchenweiß. Viel Mädchenweiß. Warum aber blieb denn alles doch so im Halben? So nie ganz erfüllt? Warum? Warum mußte er so viel lieben und so inbrünstig und schön und herrlich lieben, wenn ihm so wenig dawider ward? Ach, unsere Frage geht nach Dingen, die wir nie wissen werden. Es sei denn einst, in einem andern Licht, das nicht von dieser Welt.

* * *

Das war eine der frühen Erinnerungen: daß er, spät im Bett einschlafend (wie es geistig früh regsamen Kindern oft geschieht), aus dem süßen ersten Schlummer aufwachte von etwas Kühl-Hauchendem; und daß er, im ungewissen Licht des Monds, aus schlaftrunkenen Augen die Mutter schweben sah in der Kammer, da die ganze Reihe der Kinderbetten stand; und eben schwebte sie von ihm hinweg zu einem andern Bett; aber er fühlte noch ihren Kuß auf seinem Gesicht; und dann sah er sie hinausschweben. Und da quoll eine so schmerzliche Süße in ihm auf, daß er anfing zu weinen, daß er ganz wach wurde und abermals spät einschlief.

Und der Schmerz war frühe da und die Traurigkeit. Um ein erfrornes Vöglein im Winterschnee, um Kinderhäßlichkeit, wenn ihn, den Zarten, die Robusten auf der Straße neckten oder höhnten; und einmal kam er dazu, wie seine Mutter einsam im Zimmer weinte, und die Tür war nur angelehnt, und er horchte hinein und sah mit schnellem Blick sie sitzen. Und schlich fort, wie geschlagen, obschon es in ihm leise sprach: Geh, und knie vor ihr, und

lege dein Haupt in ihren Schoß. Aber er tat es nicht, schlich nur fort und saß irgendwo im Winkel, lange, lange, mit leerem Blick.

Oder es fielen schnelle, ernste oder harte Worte in das laute Lärmen der Kinder, wie dunkle Steine in Blüten; und da blutete sein Herz, und er ging wieder abseits, mit leeren, offnen Augen. Schmerzhaft blutete sein Herz.

Aber Freude und Schönheit waren auch da; und sie machen, daß Schmerz und Trauer ertragen werden kann; und viel Schmerz und Trauer. Und diese Freude und Schönheit war dem Herzen des Clemens gleichermaßen: was außen war — und in ihm sang, derart, daß ihm beides gleich war: ob es die Haselkätzchen im Vorfrühling waren oder das erste Lärchengrün im Frühling oder das Liegen im Gras neben den wiegenden Zweigen eines Strauches — oder die Stimme der Mutter, die in ihn sank, ganz tief niedersank, wenn sie Märchen sprach, in denen Bild und Musik zu eins wurden; wenn sie die Geschichte des süßen Jesus sprach, die auch wie ein Märchen war (fern, so fern) und doch auch soviel höher und wahrer noch als die Märchen sonst, die doch auch „wahr" sind für ein Herz, das nie anders denn kindlich war. Das Herz des Clemens blieb immer Kind, wie das Herz all derer, die da bestimmt sind, nie in der Welt aufzugehen, die da, sei es im Guten oder im Schlimmen: in der Vollendung ihrer selbst oder im Untergang bestimmt sind, außer der Welt zu bleiben.

Und wie Clemens, da er schon groß war und sich vergeblich an die Welt wagte, „das Märchen von den Märchen" erzählte, das er „Liebseelchen" nannte, — so war es

ihm, als sei die Stimme der Mutter Märchen der Märchen. Wie denn ein Dichter gesagt hat, in unserer Stimme werde alles zum Märchen, da es sich in ihr ja nie begeben haben könnte.

Und abermals ein neues Märchen der Märchen war, als das, was die Mutter aus ihrer Stimme in ihn gesenkt hatte in den stillen Stunden des Erzählens, in den wunderschönen Abenden und Nächten, in den herrlichen Frühlings- und Sommermorgen danach am Rhein nun lebendig wurde und in anderer Weise „wahr" wurde, daß er's schaute und fast greifen konnte: das Glockengeläute über dem Rheintal, die Berge von unten ansteigend und alle duftblau, und der Strom ruhig und schön und hell, alles wie im Silber, in herrlichem Silber. Und Wolkenschafe im Abend, und der Schleiertanz der Mondprinzessin ... und „Damon, der Schäfer am Steine, weidet seine Lämmer immer noch" ... Oh, da war die Sehnsucht nicht nur lebendig geworden, da war sie auch so in sich voll geworden, so reif und schwer, daß aus ihr selbst die Erfüllung blühte — eben im Anblick einer fast außerweltlichen Schönheit, vor der sein ewig einsames Herz in solchen Stunden nicht mehr begehrte, als nur zu schauen.

Auf einem Berg, da steht ein
hohes Schloß am Rhein,
da gehn die Lämmerwölkchen
weiß um den zerbrochenen Turm.

Die silberne Mondprinzessin
sitzt mittags im Kellerloch,

Damon, der Schäfer, am Steine
vorm Burgtor weidet seine Lämmer immer noch. –

Dann aber, wenn nachts der Mond scheint,
dann steigt die Prinzessin auf den Turm.
Dann hängt sie einen langen Schleier
in den Rhein, in den Rhein.

Dann geht Damon den Weinbergsweg zum Flusse
und tiefer bis unten auf den Rhein.
Da weidet er seine Nachtsternlämmer;
und eine Wassernixe guckt ihm zu.

Dann ist die Mondprinzessin
doch viel zu hoch auf dem Turm.
Und fährt im kleinen Kahn auch
ein Schiffer, das nützt ihr nichts.

Dann weiß ich nicht, was die Nix im
Wasser zu diesem Lied
für eine Melodie singt;
drei Studenten, die singen es mit.

Es ist ein Land, heißt Thule,
ganz fern im West über Meer.
Da hatt' ein König eine Buhle;
der trank keinen Tropfen mehr.

Das Geheimnis dieses Herzens aber (wie das Geheimnis aller einsamen Herzen) war, daß es nach aller Freude und Erfüllung doch immer wieder durstig wurde. Was wir Leid nennen und Traurigkeit und Schmerz, das ist alles nur Name für diesen Durst. Und wer ihn hat, der

kann ihn nicht kurz und entschlossen aus sich tun, damit er nicht mehr leide, denn sonst täte er das doch. Sondern? Sondern er leidet eben und sucht, und hofft auch wohl, solange eben ein Fünkchen des Lebens in ihm ist. Denn da ein solches Herz der Wunder so viele geschehen sah, in den Märchen, in der Geschichte des Einen, Christ, wie sollte es da nicht immer wieder und immer noch hoffen, daß auch ihm einmal das Wunder erscheine: wie ein Licht aus dem Himmel, wie eine Königin in der Nacht, wie ein Held, der aus dem Abendrot geritten kommt, — und wie jenes Mädchen, das einmal, wie aus dem Nichts gekommen, vor ihm (Clemens) stand und ihm die Hand gab, das Kind dem Kinde, und eine Weile an seiner Seite ging und dann verschwunden war...

In solcher Stimmung, die sonst den Menschen erst in der Reife kommt, wenn sie ihnen kommt, die aber des Clemens Herz schon frühe nahe war (es gibt eben Herzen, die schon von allem Anfang an alles wissen), — aus dieser Stimmung geschah der Gang zur Kirche, mit jenem Manne, der die Angst in ihn säte, und der ihm gesagt hatte, wenn er in die Kirche träte, würden süße Stimmen ihn mit seinem Namen begrüßen... Und da sie nun hineintraten, geschah es wirklich, daß ihm süßer Frauengesang entgegenscholl: O clemens! O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria! Und da floß Süßes und bittere Angst in eins, und in dieser Flut drohte seine Seele zu ertrinken.

Die weiße Stirn von einem blauen Band umschlungen,
und seine Seele horchend und umsungen
von vielen Stimmen, — —

so stand er dann nochmals als Kind in der Kirche. Am Altar nun, vorm Bischof kniend dann und den Backenstreich empfangend. Und als er wie schwankend aufstand, um zu seiner Bank zurückzugehen, sah er neben sich ein Mägdlein stehn, schön, weiß und blond, also, daß in seine Seele es fiel wie Erschauern, wie heilige Liebe — Liebe in des Kindes Herz, und er die Hand des Mädchens nahm und sie führte, einige Schritte weit, bis des Priesters Stimme sprach: Laß! Solches Spiel ziemt sich nicht hier! Und da ließ er sie los; hilflos, wie immer später, wenn ihm das Leben oder eine fremde Stimme Geliebtes aus der Hand nahm; — denn sein Herz litt ja gerade daran, daß es nicht gewaltsam halten konnte, was ihm doch not war. Und als er dieser Hilflosigkeit ein wenig nachgesonnen hatte, war das Mädchen schon in der Menge der vielen, vielen Kinder und Menschen verschwunden. Und nie sah er es wieder.

„Du zartes Mägdlein, das mir dort verschwunden,
siehst du auf Erden noch das süße Licht,
hast du gelebt und hast du Leid empfunden,

begegnet dir dies dunkele Gedicht,
nimm hin den Dank und Gruß, du Namenlose,
im irdschen Traum, du himmlisches Gesicht!

Und schläfst du schon in unser Mutter Schoße,
so falle dir aus meinem ernsten Kranz
ein Opfer auf das Grab: die weiße Rose."

* *
*

Denn wir müssen wissen: das äußere Geschehen ist ja nichts gegen das Geschehen der Seele: innen!

Innen, da geschieht alles. Nicht außen. Was außen geschieht, begleitet nur das Innen. Und so sind Abende, an denen scheinbar nichts geschieht, bestimmender für die Herzen als große Ereignisse. So geschah auch dies in einer einsamen Stunde, im Frühsommer, da er in beginnender Dämmerung in einem Garten lag, abseits von den fröhlichen Stimmen anderer, unter einem Baum, und sah neben den Aesten hinauf ins Blau, in die Stille und in die beginnenden Sterne, und fühlte, wie alles, das er getragen hatte, Freude und Schmerz, kühl und leicht wurde; — wie es ihn dünkte, er würde ganz rein davon, — dünkte, es lösche aus in den Himmelsfluten und er brauche sich da oben nur auf die Fluten zu legen, um g a n z befreit zu sein... Und er wußte hernach nicht mehr, ob er nur so ganz tief hineingeschaut hatte, daß in dem tiefen Hinschauen er der Erde entzogen war, oder ob er ein wenig eingedämmert sei; — aber als er erwachte, war es in Seligkeit; denn ein Mädchen (und er konnte im Dunkel nun kaum sehen, wer es war) hatte sich neben ihn gesetzt, hatte seine Hand gefaßt und legte nun in seinem Erwachen ihren Kopf an seine Schulter. Eine ganze Weile so. Dem Herzen des Clemens hatte es die Ewigkeit gedünkt... Wenn nur nicht hinter allem das Aufwachen und der neue Durst gedroht hätten...

Denn sieh, sprach das Herz oft später zu sich selber: da sind doch immer die Rätsel, wer löst sie?

Und war keine Antwort.

Dies aber war der Rätsel größten eines: die M a r-

morbilder im Garten. Und vor allem, wenn der Abend darum war, und das Wehen in den Bäumen und Büschen gestaltlos war; wenn die Stämme wie ins Ungeheure strebten, in die Nacht auf, wenn ihr schwebendes Dunkel, das sie oben trugen, wie drohend war, als könne es jeden Augenblick niederfallen und die Seele zermalmen. Da hatte Clemens die Gestalten angesehen, die auf niedern Sockeln standen, und hatte ihnen in die steinernen Augen geschaut und sah — und sah: sie weinten!

„Und es schien das tiefbetrübte
Frauenbild von Marmorstein,
das ich immer heftig liebte
an dem See im Mondenschein,
sich mit Schmerzen auszudehnen,
nach dem Leben sich zu sehnen.

Traurig blickt es in die Wellen,
schaut hinab mit totem Harm.
Ihre kalten Brüste schwellen,
hält das Kindlein fest im Arm.
Ach, in ihren Marmorarmen
kann's zum Leben nie erwarmen.

Sieht im Teich ihr Abbild winken,
das sich in dem Spiegel regt,
möchte gern hinuntersinken,
weil sich's unten mehr bewegt,
aber kann die kalten, engen
Marmorfesseln nicht zersprengen.

Kann nicht weinen, denn die Augen
und die Tränen sind von Stein,
kann nicht seufzen, kann nicht hauchen,
und erklinget fast vor Pein;
ach, vor schmerzlichen Gewalten
möcht das ganze Bild zerspalten.

Es riß mich fort, als zögen mich Gespenster
zum Teiche hin, und meine Augen starrten
aufs weiße Bild, es schien mich zu erwarten.
Daß ich mit heißem Arme es umschlinge
und Leben durch den kalten Busen dringe."

Später entsann sich das Herz des Clemens noch mancher Stunden, da er sein Wahrstes als Kind klar gefühlt hatte: das Abendrot zu malen — das unerreichbare, das darum aber unerreichbar ist, weil niemand war, der mit ihm ging, denn sonst wäre er doch einfach *hingegangen*. Gibt es denn etwas Einfacheres, als daß wir dahin gehen, wo wir heim sind. Also ins Abendrot und in alles Schöne? Gibt es eine einfachere und zugleich größere Wahrheit: daß das Abendrot *nicht* unerreichbar sei? Wohl kommt es nicht zu uns, aber wir können es uns um die Schultern schlingen wie einen Königsmantel. Aber Clemens war einsam und allein; zu gehen fürchtete er sich; denn schon wuchsen die Bastarde in ihm, die Angst und Furcht. So saß er denn als Kind manchmal so daher und hatte ein weißes Blatt vor sich liegen und rote Farbe und malte das Abendrot, malte seine Sehnsucht. Und spät wußte er das, was ihm not gewesen war:

— — — — — — — — — — — — — —

„Als hätte ich, was Gott mir gab, gestohlen:

Des selgen Traumes tiefes Abendrot.
Da war mein Herz im Innersten ergrimmet,
ich fühlte recht, was mir zum Dasein not."

— — — — — — — — — — — — — —

Ja, wie hätte er's nicht fühlen sollen?!

Die Einsamkeit, des Menschen Größtes und Wahrstes, jenes, davon er groß wird und wächst, — aber auch zugleich das, was ihm die meiste Pein macht... Und da er dann, nun nicht mehr Kind, Sophie gefunden hatte und sie ihm nahe war, da war auch sie auf einmal nicht mehr da...

Und dies sind die Verse an Sophie — und man sieht hinter ihnen den Clemens stehn in seiner rührenden Hilflosigkeit; da es ja solche Schicksale gibt, gegen die die Kraft zarter Herzen nicht aufkommt. Und sein Herz sieht man dahinter, hinter den Worten, wie eine kranke, welke Blüte, der zu wenig Wasser ward. Und hinter den Zeilen steht seine Gestalt wie ein Gefangener hinter Gittern.

„Du lächeltest des Kindes
im einsamen Wege
und sprachst: ‚Harre zum Abend,
da bist du ruhig
und ich bei dir in Ruhe.'
Dein Herz, wie war es da,
daß du nicht trauertest,
viel Schmerzen waren in dir,
aber du warst größer als Schmerzen

wie die Liebe, die süßer ist
als all ihr Schmerz.

Wie ich mich wendete –
ach, der Weg war so schwer,
langsam schritt ich,
und jeder Schritt wollte wurzeln
und ich wollte werden wie ein Baum –
und meine Arme,
Blüten und Blätter,
sehnend dir neigen.

Wie war dein Leben
so voller Glanz,
wie war dein Morgen
so kindlich Lächeln,
wie habe ich immer
um dich mich geliebt,
wie kommt dein Abend
so betend zu mir,
und, o wie bete ich
an deinem Abend.
Am Tage hörtest du mich nicht,
denn du warst der Tag,
du kamst nicht am Abend,
denn du bist der Abend geworden..."

Denkt aber bei dem Herzen des Clemens nicht an ein schmachtend Ding; denkt sein Bild nicht als eines Knaben und Jünglings verächtliche Sehnsuchtsfigur, – denkt vielmehr sein Leid. Denn Leid ist etwas Tieferes,

Härteres und Traurigeres als blasses Sehnen, wer weiß wohin. Denkt auch des Jünglings, wie er fröhlich war und wurde, wie er Freunde fand und Deutschland liebte mit seiner Schönheit, im rastlosen Schweifen. Wie er schön war und gern lachte bei Freunden und Mädchen und beim Wein ... Nur vergeßt bei diesem Bilde nicht ganz, daß immer doch die im Kinde schon gesäten Lemuren da waren, die Phantome, die da an seinem Blute sogen und groß werden wollten in ihrer grauen Abscheulichkeit auf Kosten des roten, schönen Lebens und des roten Blutes von Clemens Herz ...

Noch lachte er – die Weile! Wie mag er nun die Zeit messen? Nach Jahren, nach Stunden? Das weiß niemand. Nur daß ihm dann, als sein Untergang unaufhaltsam war, auch diese schöne Zeit bitter schmeckte in der Erinnerung ... Und daß er da nicht mehr wußte, wie nur auf dem Wege einer unendlichen Fröhlichkeit, einer nie endenden Freude sein Herz hätte geheilt werden können ...

Er fand die Liebe auf seinem Wege. Und errang nach Jahren unsäglicher Mühe die Eine! Die dann doch auch frühe starb und ihn allein ließ ... Sodaß er nun ganz allein blieb, bis er ein alter Mann war, bis er starb, nachdem schon sein Geist zuvor sich aufgelöst hatte in das große Grau ...

Denn was heißt es, daß er Freunde hatte und Freundinnen und Tröstung im Schoße einer Kirche? Wenn niemand war, der ihn heilte? – Er fand auch nicht Tröstung – so viel Liebe auch da war. Er blieb heiß frierend allein! Denn sie alle da liebten ihn nicht

so, wie es ihm not gewesen wäre ... Wie es ihm not war. Sie liebten ihn alle auf ihre Weise und wollten jeder bei seiner Weise bleiben. Denn das letzte Opfer, den andern so zu lieben, wie er dessen bedarf — das geben so selten Menschen.

(Seinem Bruder im Schicksal, im Geiste, Heinrich von Kleist, dem adligen Herzen, erging es ebenso. Auch er erfror in der Kälte dieser Welt.)

Aber das Glück war doch? Ja, es war! Die Weile. Und schmeckte doch auch wieder hinterher ihm bitter. Das aber nur deswegen, weil er eine tiefste Sehnsucht und ganz leises, heimliches Wissen überdeckte und übertäubte: mit der Stimme des Frommseins, das nicht sein Frommsein war, sondern das er nur von außen nahm, wie ein Kleid ... Er hätte wohl wissen mögen und können, was ihm not war. Und ganz heimlich hatte er gewußt. Nur war er schon scheu, daß er sich da mißtraute und lieber auf Menschen und Stimmen außer ihm hörte, die doch sein Innerstes nicht kannten und ihm den Weg von Tröstungen nannten, die ihn nicht trösten konnten. Also, daß er ewig sein Herz beschwichtigen wollte und das doch nicht vermochte. Also, daß zuletzt doch nichts blieb als der Untergang. Was konnte es ihm nützen, Sünden zu büßen, die er nicht begangen hatte? Was kann es dem Menschen nützen, dort Heil zu suchen, wo sein Herz frierend bleiben muß?

„Was füllet jetzt die narbenvolle Brust?
Verbrannt das Herz! Wie knirscht die tote Kohle!
Das habt ihr stillen Tränen wohl gewußt."

Sollten wir fragen, ob dieser Untergang dem Herzen

des Clemens notwendig war oder nicht? Nein! Nicht fragen. Die Antwort würde lauten: Ja und Nein! Und unser Zartestes würde leise beten: Nein! Nein! Nur nicht!

Denn auch unser Zartestes fürchtet sich vor solchen Untergängen. Denn wir w i s s e n, daß es so e i n f a c h gewesen wäre, solche Herzen zu retten, seines und des adligen Kleist! Wie das? Wenn die Menschen ihres Bürgerseins und Wohnens in der Enge vergessen hätten und sich allein auf ihre reine, gute, schöne und freie Menschlichkeit besonnen hätten. Wenn sie sich darauf besonnen hätten: es ist nicht zu schade, ein Herz zu retten, ihm den Weg zu weisen zum Glück. Denn n i c h t s anderes will das Herz und darf es wollen: als Glück. Und wehe dem Herzen, das anderes will denn Glück. Wehe ihm! Das aus Furcht vorm Fatum seinen Willen umbiegt in eine halbe Frömmigkeit, die nicht seinem innersten Willen gemäß. Das Herz des Clemens wollte ganz fromm werden, war aber nicht fromm genug, rein seinen innersten Willen zu erhorchen. Der aber ging nach dem Glück, wie jedes Menschen innerster Wille. Nur daß man das Glück auch tief genug verstehen muß, — im Einklang mit dem Welt-Sinnen verstehen, im Einklang mit dem „Geist".

Das Herz des Clemens war zart, auch reizbar, scheu, und ermangelte jener letzten Stärke, die wir vor Gott haben sollen. Und viele sind ihm darin gleich. Darum doch war keine Schuld bei ihm; und sein Untergang lag ebenso in dem begründet, was andere ihm ... nicht taten, wie in dem, was er tat, was er falsch tat ... Denn wie einsam wir auch sind: — so hat an unserm Schicksal doch

alles teil – meinetwegen auch alles „schuld". Und wenn wir das einmal ganz tief und rein erfühlen, kann es uns vielleicht fromm machen. Derart, daß wir eine leise Scheu bekommen, anderen Herzen unrecht zu tun. Derart, daß wir so fromm werden, daß wir wissen: die Liebe ist das Größte in der Welt; alles, was teil hat an inbrünstiger Liebe, ist damit auch gerechtfertigt...

Einmal aber wußte das Herz des Clemens auch dieses. Als er jene ganz vollkommenen Zeilen schrieb, die, wie zart und fein sie auch sind, nie verwehen im Wind dieser Welt. Die immer wieder einmal wie ein schmerzlich-süßer Duft vorüberwehn:

„Was reif in diesen Zeilen steht,
was lächelnd winkt und sinnend fleht,
das soll kein Kind betrüben.
Die Einfalt hat es ausgesät,
die Schwermut hat hindurchgeweht,
die Sehnsucht hat's getrieben.
Und ist das Feld einst abgemäht,
die Armut durch die Stoppeln geht,
sucht Aehren, die geblieben;
sucht Liebe, die für sie untergeht,
sucht Liebe, die mit ihr aufersteht,
sucht Liebe, die sie kann lieben.
Und hat sie einsam und verschmäht
die Nacht durch, dankend im Gebet,
die Körner ausgerieben,
liest sie, als früh der Hahn gekräht,
was Lieb erhielt, was Leid verweht,

ans Feldkreuz angeschrieben:
‚O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit.'"

Anmerkung: Das erste und zweite Gedicht stammen nicht von Clemens Brentano. Das erste ist aus meinem Zyklus „Kindheit, Gott und Wunder", das zweite aus einem Brentanozyklus „In silberblauer Sehnsuchtsnacht" von Otto zur Linde (Ges. W. Bd. 1). Die Gedichte wurden hergesetzt, um die Stimmung, die ich zeigen wollte, ganz deutlich zu machen.

Das Herz des Clemens II

Es ist immer mehr oder minder Bequemlichkeit des Denkens, wenn man den Untergang von bedeutenden Geistern, Dichtern oder anderen Künstlern, von einer Ecke her, von einer Seite her begreifen will. Etwa von der Seite der Vererbung oder von der des ungemäßen Milieus oder von der in dem betreffenden Menschen liegenden ungenügenden Widerstandskraft gegen den Druck des Lebens. Es ist darum auch immer mißlich, sich so einzustellen, als habe sich bei dem Untergang (etwa Kleistens oder Brentanos, oder Hölderlins oder Lenaus, oder Nietzsches oder van Goghs ...) ein Unabänderliches, Unwiderrufliches vollzogen. Ich habe in diesen Dingen lange gesucht, das Einigende und damit Rettende zu finden und sage (und die Zukunft wird meine Worte bestätigen): es gibt kein Unwiderrufliches, kein Unabänderliches. Denn: aus der Tatsache, daß diese eminenten Geister faktisch untergingen (schmachvoll, in namenloser Traurigkeit), sollte man nun endlich nicht mehr den Schluß ziehen, das sei nun so alles „richtig" gewesen, und es sei dabei nichts zu retten gewesen. (Selbst bei Nietzsche, dessen Gehirn ja nach dem Zeugnis der Aerzte krank und in der Auflösung war, ist mir die „Notwendigkeit" und das „Schicksal" noch zweifelhaft.) Ich bin kein Mediziner und will es auch nicht sein. Die ungeheure Metaphysik des Seins ist nicht mit der bloß medizinischen, bloß psychiatrischen Einstellung zu bewältigen. Abgesehen davon, daß Medizin, Psychiatrie, heute wesentlich nur ma-

terialistisch eingestellt sind. Es gilt, die Gesamtheit des jeweiligen Erscheinungskomplexes klar, nüchtern, aber auch tief ins Auge zu fassen. Alsdann wird man in der Gesamtheit des Erscheinungskomplexes auch den Punkt finden, von dem aus die gestörte Balance der Geister beizeiten hätte ins Gleichgewicht gebracht werden können. Wo einmal dann die Balancemöglichkeit erfühlt wird, hat dann der, dem der Untergang schon drohte, die Möglichkeit und danach den Trieb: nicht mehr umzukippen und fortan seine Kräfte und die widerstreitenden Kräfte der Umwelt im Gleichmaß zu halten, — woraus eine Steigerung der Kräfte für den Künstler resultiert, eine Gewinnung jener Metaphysik, die tiefste Weisheit ist und erkennt, daß (nach dem Wort eines alten Chinesen) alles sein Gegengift in sich trage. So fehl es wäre, in diesen Dingen nach der Schuld zu fragen (wer und was alles am Unglück „schuld" habe), so fehl wäre es, jenem schalen Opportunismus zu verfallen, der da sagt, der „Kerl", so er untergegangen sei, habe das dann eben auch „verdient", — warum sei er denn so ein „Schwächling" gewesen ... Dies ist roh. Abgesehen davon, daß es widerchristlich ist (nicht im Sinn der Kirchen, sondern im Sinn der Lehre Jenes, der weder die Vernichtung des schwanken Rohrs, noch das Auslöschen des glimmenden Lichts wollte). So wir von Schuld reden wollen, können wir's nur von der „Allschuld", der Schuld aller an allem und allen. Auch weiß ich, nachdem mir diese Dinge herzschwer nahe gewesen sind (nicht nur durch „Studium" von „Fällen"): von keiner Schwäche, sondern nur von Irrtümern, denen gerade starke Geister verfielen, bis nahe zum Unter-

gang verfielen. Irrtum aber ist keine Schwäche. Die Energie, die Clemens daran wandte, um sich zu retten, hätte für ein halbes Dutzend Fälle wie seines eigenen genügt, um die Rettung zu vollziehen. Der Grund kann also nur in einem Irrtum Brentanos wie seiner Umwelt gesucht werden. Man entsinne sich auch einen Augenblick der eminenten Dichter-Künstlerkraft etwa Kleists oder van Goghs, um sich zu fragen: ob denn eine solche Kunstkraft, Schaffenskraft (die Gottesgabe ist) parallel gehen könne mit einem solchen Kraftversagen, daß der Mensch im Wahnsinn oder Selbstmord ende? Es gibt nun freilich einen Standpunkt, von dem aus gesehen „aus keines Menschen Mund je eine Lüge gegangen" ist. Und so tragen auch all jene medizinischen oder psychiatrischen Theoreme (die doch nur dartun wollen, daß der Untergang jeweils „notwendig" und „unabänderlich" gewesen sei) ihre kleine Teilwahrheit in sich. Und man kann in der Tat die Irrtümer, die zum Untergang führen, in Schwäche umdeuten, aber doch nur so, daß man nun auch weiß, daß diese Schwäche nur ein Nichtgebrauchen der vorhandenen Kraft gewesen sei, nicht aber völlige Abwesenheit von dem Maße an Kraft, das genügt hätte, den Menschen zu erhalten. — Außerdem möchte ich denn doch wissen, ob nicht kräftigste Geister, sei es Goethe, sei es Schiller oder Jean Paul, dem Untergang hätten ebenso nahe kommen können, wenn das Leben ihnen auferlegt hätte, mit denselben wirtschaftlichen oder seelischen Widerständen zu kämpfen, wie etwa Kleist oder Brentano; wenn ihr Leben eine ebensolche Verschwendung von MUEHE um die Erringung eines irgendwie erträglichen, friedlichen

Gemütsstandes, friedlichen Lebens mit den Menschen, Befriedigung elementarster Liebesbedürfnisse hätten leisten müssen ... Und hier ahnt uns dann vielleicht die Wahrheit der Schuld aller an allem und allen ... Diese Großen gingen unter an Vereinsamung und Liebeleerheit ...

Als ein Doppeltes muß man die Einsamkeit in ihrem Wesen, in ihrer Leistung und Wirksamkeit begreifen ... Sie ist das Erhabenste des Schaffenden, die Luft, die um seine Stirne ist, der Atem, daraus er lebt der Seele nach, die Stille, daraus er seine Werke holt und schafft ... Das ist das Eine. Sie ist aber auch das Schmerzhafteste, das Qualvollste seines Lebens, — wenn nach dem Schaffen, nach seiner Leistung kein Echo da ist für sein Wertvollstes, sein Herzblut, sein Werk und seine Liebe. Grausamste Verfemung für den Dichter, wenn weder seinem Werk die Erfüllung kommt (die darin liegt, daß es — nach der Sichtbarwerdung — in den Herzen und Seelen der Menschen wieder untergeht) — noch wenn ihm persönlich in seinem täglichen Leben jenes Maß von Gemeinschaft und Teilnahme und Liebe kommt, das er braucht ...

Es gibt Kinder, in deren Leben schon alles ist, was später ihr (der Erwachsenen) Schicksal und Schwere ist. Von allem Anfang an. Die auch von Anfang an das Wissen haben ... vom Leid der Welt, und daß eine Erlösung sei, wenn ... die Liebe Christi ihnen so nahe, daß sie sie gestalthaft greifen könnten — in Menschen ...

Das Herz des Clemens wußte von Anfang an ... Daß er nicht schon als Kind zu Grunde ging? Ja, warum? Weil sein Herz da noch frommer war, frommer noch, als selbst später bei seinem Ganz-aufgehen im Katholizismus.

Frommer; dem Leben, dem Glauben an das Leben selber näher. Auch leichter vergessend. Denn das ist ja das Wesen des K i n d e s , daß es hofft, immer hofft: auf das Wunder; auf die Schönheit; auf die Liebe; auf das Verstehen ... Auf das Vollbringen seiner selbst. Die Kurve hinab, zum Untergang, k o n n t e erst einsetzen mit dem Zerbrechen des Wunders, der Schönheit und der Liebe, als Sophie starb, und auch da noch nicht ganz, — sondern: als das Leben nicht zurückgab, was die Ewigkeit ihm genommen hatte: die Schönheit und die Liebe ... als aus aller Umwelt ihm keine andere wieder hervortrat, die sein Herz hätte in ihre Hände nehmen wollen ...

Es ist aber nicht von ungefähr, daß in seinen Werken, in Versen von Schönheit und Entrücktheit, die Jugend, die Kindheit in einer unendlichen Schwermutsschöne, in einer ganz großen Trauer ihm noch lebendig wurde, und alles Schwere der Kindheit ihm immer wieder vorüberzog. Hier schon der Keim zum Sichverlieren, aber nur der Keim, der doch nicht hätte groß zu wachsen b r a u c h e n. Ich meine jene Verse, „Szene aus meinen Kinderjahren" im „Godwi" und die Terzinen zu Eingang der Romanzen vom Rosenkranz, die, zwar künstlerisch nicht ganz vollendet, doch zum erschütterndst-Wahrsten, Gegenwärtigsten gehören, was in der Dichtung an schmerzlichen Bekenntnissen steht. Hört!

„O seliger, o himmelvoller Traum!
Ich sah hinauf. Aus deinem Himmel, Linde,
Hing nieder e i n e s w e i ß e n K l e i d e s S a u m.

Und nieder stieg ein Kind aus dem Gewinde
Der Zweige, die es neidisch mir versteckt,
Ein Ebenbild von jenem Firmungskinde.*)

Sehnsüchtig hatte ich die Arme ausgestreckt,
Da kamen sie, dich boshaft mir zu rauben,
Die Unverständ'gen haben mich geweckt.

Nie blüht ihr wieder mir, ihr Jugendlauben,
Im Fackelschimmer niebetrogner Lust,
Die Liebe starb, die Hoffnung und der Glauben.

Was füllet jetzt die narbenvolle Brust?
Verbrannt das Herz. Wie knirscht die
tote Kohle!
Das habt ihr stillen Tränen wohl gewußt.

Zur Stube mußt ich, harte Worte holen.
Zur Strafe büßt ich ein mein Abendbrot,
Als hätte ich, was Gott mir gab, gestohlen:

Des sel'gen Traumes tiefes Abendrot.
Da war mein Herz im Innersten ergrimmet,
Ich fühlte recht, was mir zum Leben not:

Ein Himmelblau, in dem die Hoffnung schwimmet,
Ein Schmerz in meiner freien starken Hand,
Die ihn nach ihren Melodien stimmet ..."

*) Das er in der Kirche sah und das ihm danach gleich entschwand.

Hört es! Kann ein Mensch klarer über sich sein? Kann er irrtumsloser wissen, „was ihm zum Leben not"? Warum ging sein Geist dann doch unter, ehe noch der Leib starb? Das werden wir sehen. Aber wir sagen hier schon das Entscheidende: weil ihm „nicht ward, was ihm zum Leben not".

— — — — — — — — — — — — — — — —

(Der Irrtum seiner zweiten Ehe, da er mit Auguste Busmann verheiratet und bald auch schon wieder von ihr geschieden war, mag nicht schwer wiegen.)

Seine Kindheit, die fast schon Drama war, mag man aus seinen Werken und aus seiner Biographie erkennen (denn ich bin hier auch nicht einmal ein Stück von einem Biographen). Drama, nicht weil sein Vater schon in den Jahren war, als er die schöne, schöngeistige Tochter des Kanzlers von Trier in zweiter Ehe nahm, also nicht aus der Diskrepanz der Eltern entstehend, sondern aus der Zartheit seiner Seele, seines Herzens, aus einer Zartheit, die so sehnsüchtig einsam war ... Hier ist der Angriffspunkt für unser Begreifen (so wir Liebe haben), nicht so sehr in den Details der Geschehnisse, der Diskrepanz zwischen Erziehung und Neigung, zwischen Sehnsucht ins Leben, in Schönheit und Liebe und Mangel an Erfüllung — wie sehr es auch mit dazu gehört. Denn all das wird verstanden in der Anschauung der Ganzheit, die sich nicht aus den Details zusammensetzt, sondern eben eine Ganzheit ist. —

Das große Leiden begann mit der Bekanntschaft mit Sophie Mereau, wurde gestillt und gesättigt in der Liebe mit Sophie und stand größer und ungeheuerlicher

auf nach dem Tode Sophiens. – Das Ganze aber haben wir damit noch nicht angeschaut, denn es handelt sich hier nicht nur so um eine Liebesgeschichte, sondern darum, daß eine Seele sich verlor, die doch so schön wußte, „was ihr zum Leben not" war. Zwei Irrtümer gehen von hier aus: einmal die Unterschätzung seiner eigenen Dichtung, das Nichterkennen seiner Dichtergewalt und damit das Nichtwissen seiner Verantwortung gegen die Kunst, alsdann, nach dem Tode Sophiens, das Aufgeben seiner selbst und die Erwartung des Heils, der Rettung von außen, von einer religiösen Gemeinschaft. Dies aber ganz wesenhaft mit deshalb, weil ein Wesen, das er liebte, ihn auf diese Bahn drängte, auf die Bahn der Negierung seiner selbst...

Zunächst reden wir noch ein ganz wenig von der Liebe des Clemens. Die war groß, fast ungeheuer, von einer abendsonnigen wehmütigen Schönheit... Von einer so einzigen, entrückten Schönheit, daß die Menschen, die sie gesehen hätten, davor gestaunt hätten, daß die Menschen, wenn sie vermocht hätten, die Augen dafür aufzutun, Clemens dafür so sehr hätten lieben müssen, daß er nie hätte an sich verzweifeln können. So aber blieb alles im Dunkeln. Nur eine war da, die er vielleicht noch am zartesten liebte, und die ihn liebte, wie er's wohl brauchte und doch auch wieder nicht genug – und die eine war... seine Schwester. Bettine.

Sophie Mereau sehe ich noch nicht klar. Ich werde mich noch um sie bemühen, bis ich sie klar sehe. Sie hat sich ihm nach langem Werben geschenkt, und hat ihm die Jahre Erfüllung gegeben, die immerhin ein Wesenhaftes seines

Lebens ausmachen (und die ihm doch später, wieder in Rückerinnerung, bitter zu werden begannen — eben in der Erinnerung, im Wissen der Vergänglichkeit des Glücks). Auch war Sophie so fein und schön menschlich-frauenhaft und so klug, daß sie unehelich mit ihm leben wollte... (was Clemens ablehnte; was er aber wohl besser hätte annehmen sollen, da dadurch gewiß vieler unerquickliche Zank, der immer noch die Ehe der friedlichsten und besten Geister stört, vermieden worden wäre...)

Dezember 1801 an Sophie: — „lösen muß sich die Liebe in der Liebe, in Lust oder Tod —" „Sie haben mir oft mitten in der Lust ein wenig ins Herz gestochen, Sie haben einmal gesagt, meine Briefe geben einen Roman, ach Gott, wie weh tat das, und jetzt ist diese Lust, an Sie zu schreiben, all mein Leben..."

Aber man lese den langen Brief vom 10. Januar 1803 aus Marburg an Sophie, wo Witz, Geist, Denken so schön sich gestalten, aber dahinter blutet das Herz des Clemens, blutet Clemens selber, dessen Liebe im Grunde so zart und ganz seelisch ist, so immateriell, möchte ich sagen, wie die eines Kindes (Clemens blieb immer Kind). Dieser Brief, in dem der Dichter-Schauer hämmert, daß er das Urbild derer bloß lege, die er liebt. Und worin diese wunderlich-schönen Stellen vorkommen (die aber nicht das einzig Wichtige sind): „Ich hätte mich mit meiner Schauspielerin recht ergötzen können, wäre ich nicht einstens von Ihnen geliebt worden, oh, das ist fatal, daß Sie mir allen Genuß vergiftet haben, ohne mich je genießen zu lassen. So saß ich gelangweilt auf meiner Stube und gedachte an Sie, und zerriß ein Billet der kleinen Aktrize, das mich

einlud, Ihrer an zwei mutwilligen Brüstchen zu vergessen. Ich kann mich noch immer nicht entschließen, meine wunderliche Begierde nach Ihnen, schöne Frau, in einem allgemeinen Genusse Ihres Geschlechts zu ertränken, meine Unschuld brennt mich täglich mehr und verdirbt mir meine Studien, durch ewige Gestalten, ich weiß nicht, ob ich versuchen soll, wollüstige Bücher zu schreiben oder ob ich soll lüderlich werden, damit ich Ruhe vor dem finde, was mir, nachdem Sie mich nicht mehr lieben, nie zur Bildung und dem höchsten Lebenszweck werden kann, und mir nur eine schmähliche Last, ein langweiliger Kampf wird. O, hätte die kleine Aktrize Ihnen nicht so geglichen, und hätte man mir nicht verraten, daß sie unfruchtbar ist! — Werden Sie denn noch immer nicht alt? Ach, in einigen Monaten werde ich 25 Jahr alt und der Besitzer meines Vermögens. Was wird aus mir werden? Werden Sie denn noch immer nicht alt? Sind Sie noch immer so reizend, werden Sie ewig in Weimar sitzen bleiben, und Mayer, wird er Ihnen ewig von des Gottes verlornem Hammer vordichten und von indischen Göttern? — — Nicht wahr, liebe, schöne Frau, Sie werden Ihr Leben exemplarisch beschließen — o, das ist verdammt, so ist keine Hoffnung ..." (und hier folgt ein Liebesgedicht.)

Hier ist für den, der lesen kann, die Not Brentanos von ihm selbst auf einen präzisen Ausdruck gebracht, sodaß ich wahrlich nicht nötig habe, dazu etwas zu sagen. Die Liebe, nicht der Götter (die doch oft, wie bei den Griechen, noch erst halbe Schweine waren), sondern die Liebe der Halbgötter, eben der geistigen Menschen, die nicht auf bloßer Erotik aufbauend zu ein wenig Seelengemeinschaft

kommen, sondern die von allem Anfang an seelisch liebend, die Erotik nicht ausschließen, sondern ihrer gerade m i t bedürfen, da sie sie beseelen, ihre Seele sie mit einschließt. Hier der Grund, warum solche Menschen nicht in einem „allgemeinen Genusse des weiblichen Geschlechts" ihr feinstes und heiligstes Sehnen ertränken k ö n n e n. Die Gefahr solcher Einsamen: in dem Ueberschuß ihrer Liebe zu ertrinken, solange der Weib-Seelen-körper fehlt, nach dem sie sich sehnen ...

— — — — — — — — — — — — — —

„Was meinem Glücke die Krone aufsetzt, es ist Bettinens Liebe; ein Geschöpf, Sophie, Sie würden sich selbst bei ihr vergessen können, einen solchen Engel hat Goethe noch nicht gedacht; Sie haben Sophien gekannt; wenn Sie Bettinen kennten, würden Sie aufhören zu dichten, zu tändlen, zu sehnen, Sie würden ruhig werden und zum ersten Male lieben . . ."

„Bedenke, daß alle Liebe ein Ende haben kann, denn man kann sich das Leben nehmen, wozu ich zwar keinen Lüsten habe, und eben deswegen, weil ich nicht sterben will, drum will ich auch nicht so jämmerlich leben ..."

Weimar, Juli 1803, ist noch ein Brief geschrieben, aus dem ich dies hersetzen muß:

„Liebe Seele, lieber Leib, liebe Sophie, o eins nur glaube nicht von mir, daß ich frech sei, ich habe, was Du vielleicht vergessen hast, nur viermal von solchen Dingen mit Dir geredet, und nie war es mein Wille, die Natur hat es immer gewollt, einmal war es in großen Schmerzen, da saßt Du auf dem Tisch in Jena und ich bat Dich mit Beben, du solltest keine Kinder mehr durch Mereau haben,

da bat ich für Dich; das zweitemal, da lag ich im Walde in Deinem Schoß, Du hattest mich viel geküßt, und ich war unersättlich geworden, und bat Dich, Du solltest mich Dein Herz küssen lassen, da wardst Du ernst und versagtest mir es, o, schon in der Minute habe ich Dich darum geehrt — ich habe nie Stolz genug besessen, zu glauben, ich sei der Mann, den Du gern umarmtest, aber ich war auch stets zu unschuldig zu glauben, es habe ein anderer mehr über Deine Zucht vermocht, als ich, ach, und selbst meine Marter hast Du Dir schon frühe zum höchsten Reize erwählt, es war Deine Zucht, Deine Treue gegen Deinen Mann, den Du doch nicht liebtest; das drittemal in der Verzweiflung, es war, da Du mich verstießest, da sprach ich zu Dir, ob du mir Deinen Leib für alle das Elend um Dich nicht geben wolltest, wenn Du ja doch mit Mereau bliebst, so wolle ich wiederkommen, und wir wollten schlecht sein, weißt Du noch, was Du sagtest, ach, Du warst auch in der Verzweiflung, Du sagtest ja —, und letzt, da ich von Fr. Schlegel sprach, da war es das viertemal, sonst nie, gewiß nie — —"

„im armen Heinrich steht auch ‚alles was man in der Liebe tut, ist heilig —' Drum bitte ich Dich herzlich, verspotte meinen Brief nicht, — —"

„O mißbrauch diese Macht nicht, Du hast eine Macht über mich, Du kannst mich zum Tugendhelden und zum Schurken machen — wisse was Du tust, lasse mich nicht verderben, um Bettinens willen nicht, Sie ist, außer Gott, das Höchste, was der Mensch lieben kann, und sie ist mein; wenn ich sie Dir zeige, so hast Du alles von mir erhalten, mehr habe ich nicht"...

Außer den Worten des Dichters ist nichts, was beweiskräftig für ihn wäre. Entweder seine Worte überzeugen, lassen ihn klar werden: wie er ist, oder die Worte bleiben in der Nacht und dem Dunkel, und der Dichter spricht ins Echolose... Aber es ist in der Welt nichts, was überzeugen könnte und zeugen für den Dichter und seine Not, als seine eigenen Worte und der Klang und der Ton, die daraus hervorgehen. Entweder die Menschen, zu denen er sich wendet, hören, ob er rein und gut ist, oder sie sind taub. Auch kann kein anderer für ihn aufstehen und Zeugnis ablegen. Und wenn es geschah, wie bei Brentano durch seinen lieben Bruder Christian, so mußte er doch auch wieder als Wichtigstes mit des Dichters Worte selbst zu Hilfe nehmen.

Für diesmal verhallte sein Rufen nicht im Echolosen. Sophie gab ihm die Liebe. Und Brentano schreibt das wunderbare Wort — „Du antwortetest mir, ehe ich Dich anredete, es ist das erstemal; es ist Gott gelungen: Du bist in die Ordnung eingegangen, Du liebst mich, wie ich und wie Bettine lieben..." Aber bald hinterher schreibt er auch schon an Sophie, daß sie in der Liebe lange nicht so wohltätig sei wie Bettine... Und wir wollen uns dies Wort, nicht Sophiens wegen, sondern Brentanos wegen merken. Sophie hat getan, was sie vermochte, um Brentano zu erhalten. — Was nach ihr ihm geschah oder nicht geschah, das mag jenes Maß an Wohltätigkeit in der Liebe haben vermissen lassen, das ihm nötig war. Aber ich bitte, daß man es recht verstehe, dies Wort der Sehnsucht, daß Liebe wohltätig sei. So wohltätig (nicht almosenhaft, sondern

im Gegenteil groß, heilig, schenkend) wie seine Liebe, wie Bettinens Liebe, die er als einzig fühlte. –

— — — — — — — — — — — — — —

Eins ist schwer faßbar: wie er sein Dichtertum neben der Liebe so klein fühlte (wäre es auch nur vorübergehend, aber das glaube ich nicht), oder vielleicht nicht klein, aber doch unwichtig. Daß er überhaupt da trennte... Hier beginnt auch seine Schuld (nicht moralisch gedacht, da wir ja in all diesen Dingen von der Moral hinweg müssen und wollen). Jedenfalls, hätte er selber sein Dichtertum so groß und stark gesehen, wie wir es zu sehen vermögen, so wäre er um einen Halt reicher gewesen. Es hätte dann kaum so geschehen können, daß sein Schaffen so trüb auslief. Daß Wertvollstes unvollendet blieb..., mehr aber noch, daß ungeschaffen blieb, was wir hinter dem Geschaffenen an ungeheuren Möglichkeiten ahnen.

Also: Brentanos eigene Schuld ist ebensolcher Wesensart, wie die seiner Umwelt, nämlich ungenügendes Erkennen seiner selbst und seiner Kunst. Und das ist um so verwunderlicher, da er ja, wie wir sahen, sich in so wesentlichen Punkten, wie es seine Liebe und seine Erotik waren, erkannte...

Wird man sagen, er sei ja auch später noch geliebt worden, Freunde seien dagewesen und wirkliche Bemühung um ihn? Was soll ich darauf antworten? Nur dies: daß doch kein Mensch da war, der ihn so erkannt hätte, wie es not gewesen wäre, um ihm den Weg zu zeigen... Die Liebe einer Frau (am besten ohne Ehe, um all die Reibungen zu vermeiden, die lediglich aus dem engen Zusammenwohnen der Eheleute hervorgehen), die langsame

Eingewöhnung in ein stetiges Arbeiten, vor allem aber die von außen kommende Spiegelung seiner Werke in der Begeisterung der Menschen, das hätte ihn bewahren müssen ... Eben da er, obwohl psychologisch tief blickend und doch nicht alles sehend, auf alles Außen zu sehr reagierte, hätte dies Außen, in Freunden und teilnehmenden Menschen, ihn nur schärfer zu erkennen brauchen, um auch für ihn das Brot des Lebens zu geben, das ihn erhalten konnte.

Hinterher wurde er bußfertig; er, der doch wirklich nichts, garnichts zu büßen hatte (auch den „leichtfertigen" Roman „Godwi" nicht); nichts zu büßen hatte, es sei denn sein großes, liebevolles Herz und seine schweifende Sehnsucht und die damit verbundene Reizbarkeit, die beide hätten a u c h geheilt werden können.

Jenes fromme junge Ding aber, die Pastorentochter, Luise Hensel, tat ihm den übelsten Dienst, als sie Brentano, statt ihn zu lieben, wenn sie vermocht hätte, und mit ihm zu Bett zu gehen, ihn erst in Sündenangst und -bedrücknis jagte, und aus dieser Angst und Bedrücknis ihm als Rettung ein Außen, etwas außer dem Herzen des Clemens zeigte ... Er kam gerade dadurch n i c h t zu seiner letzten Frömmigkeit und Vollendung. Gerade dadurch nicht zu jener Frömmigkeit und Vollendung, zu der er wohl hätte gelangen können und mögen. Von hier beginnt sein Abstieg, sein Untergang. Und das ganze Wesen dessen ist auf ein Wort zu bringen: „Angst!"

Mit Depressionen, Selbstunterschätzung, fängt es an, steigert sich zur Hölle namenloser Angst (hinter und in der doch nur lauter Phantome stehn — keine „wirklichen"

Dinge und Gestalten, die Angst machen könnten; nur Phantome) und endet wohl manchmal im Verfolgungswahn.

Diese Angst anschauend, der das Herz des Clemens verfiel, weil eine Pastorentochter, noch keine 20 Jahre alt, ihn aus seiner Balance brachte, in ihn den Zweifel warf, diese Angst läßt uns dann noch einmal seinen Weg überschauen, von der Kindheit an, und wir sehen, daß freilich und allerdings schon von Anfang an in seine zarte Seele, in sein suchendes Herz, die Keime der Angst gesät wurden, in der Kindheit, durch Geschehnisse, durch Menschen ... daß er dessen dann immer wieder wohl vergaß, daß aber doch die Angst vor dem Leben blieb, die Angst, er könne daran zerbrechen (während niemand daran zerbricht, in dessen Herz der Zweifel keinen Eingang findet). Der Kampf um und mit Sophie Mereau hat auch das seine dazu beigetragen, ihn in Angst und Sorge und Sehnen zu erhalten. Es kam die Erfüllung mit Sophie. Bis nach ihrem Tod neues Suchen anhob, dem neues Innenerfüllen hätte folgen müssen.

Einmal in die Bahn der Selbstbelauerung gedrängt, mit den Phantomen der Seele sich herumschlagend, blieb dann freilich letzten Endes nichts als Untergang. Da ja doch nun niemand, niemand in der weiten Welt aufstand, der die Weisheit wußte: daß kranker Geist nur durch wahren reinen Geist gesunden kann ... Durch Wahrheit ...

— — — — — — — — — — — — — —

Nun, ich sage, daß es in all diesen Dingen kein Rettungslos, kein Hoffnungslos mehr gibt, daß kein Dichter, kein Künstler je notwendigerweise untergegangen sei, so

braucht unsere Trauer eben nicht hoffnungslos zu sein. Bei Gott sind wirklich keine Dinge unmöglich. Warum Clemens unterging und all die andern, das ist in der Nacht und ist Rätsel. Ich weiß es auch nicht, warum das so geschah. Das aber sehe ich klarst und strahlend hell: daß es nicht notwendig ist in alle Ewigkeit. Wie wär ich sonst Christ! — Eins ist not: die Liebe unter den Menschen. Und das Abtun unorganischen Denkens, das Abtun der Meinung, daß auch nur eines Menschen lebendige Seele untergehn müsse, weil etwa eine Mode, eine Institution, ein Glaube, eine Meinung im Wege sei, ihn zu heilen. Das einzige, woran letzten Endes die Menschheit gesunden kann, ist die Liebe, wie Christ schon vor zweitausend Jahren sagte ... Die Liebe, die wie Bettinens Liebe so herrlich frei und schön im Weltraum steht, daß sie wohltut, ohne daß sie dem Bedürftigen Almosen gäbe. Sondern ihm gibt, was des lebendigen Menschen Seele braucht: Brot des Lebens. Die nicht sorgt um den andern Tag ... Die da nur immer sie selber ist: eben Liebe. Die da nicht rechnet, die da nicht Angst hat, sich zu verlieren, da sie ja immer sie selber ist und mit sich stets identisch: die Liebe. Die in der Liebe die Weisheit mit einschließt.

Jener Pastorentochter, von deren Bekanntschaft an Brentanos Wendung und absteigende Kurve datiert, mag immerhin Frömmigkeit zugesprochen werden; für mich ist gewiß, daß sie jener Weisheit ermangelte, die Christ zu eigen war ... und die auch wir letztlich vor Gott haben sollen. —

Von des Menschen Einsamkeit

Denn es ist immer nur die eine Melodie, die da gesungen wird: des Menschen Sehnsucht. — Immer nur der eine Gesang: das Rätsel, das Rätsel! — Er singt in den Liedern der Liebe, des Hasses und der Schwermut. In den Liedern von der Treue, die doch ein Wahn ist. Aber auch ein Traum ist, der gern w a h r werden möchte. Sieh, w a s ist der Mensch? Ein Tier? oder ein Ungeheuer? — Nur nicht Gott. Das sage niemand. Auf daß nicht die Kraft eines heiligen Zorns ihn zerschmettere. Was ist der Mensch? Ein schmerzhaft zuckend Wesen; sucht Ruhe und findet sie nicht. Und träumt doch den Frieden und das Glück und die Gemeinsamkeit. —

* * *

Wohl, ich habe von der Einsamkeit gesagt und habe ihr Gesänge geschrieben und bin i n ihr gewesen all mein Lebtag. Und es stehet geschrieben, daß sie das Größte und Gewaltigste ist, was den Menschen überkommt; das Brot, davon er lebt, die Luft, die um sein Herz und seine Stirn weht, und daß er sie b r a u c h t , so wie das Heilige — um zu sein, u m z u w a c h s e n und zu w e r d e n ... Das aber ist auch ein Geheimnis: daß Menschen einsam sind, durch viele Jahre, und w i s s e n es nicht. So das Kind; lebt, wächst, als ein namenlos einsamer kleiner Mensch, und lebt doch bei Vater und Mutter und bei Geschwistern und bei den Kameraden in der Schule und auf der Straße. Und wächst immerzu und nimmt zu an

Leib und Geist. Ist aber einsam, wie selten einer. Einsam auch bei Vater und Mutter. Und da sind die Jünglinge und Jungfrauen, die Mädchen auch, die wie erste Knospen sich auftun und ganz anders und ganz verwundert in die Welt schauen. Und sie lachen dabei und schauen einander an; und sehen in die Sonne und in den Frühling, in den Sommer und in den bunten Herbst. — Schreiten durch die Landschaft, sonnig, mit Lachen und kühn. Wandern und rasten miteinander, tun Blicke zueinander, in denen erste Freundschaft oder auch beginnende Liebe ist. Aber es ist nur etwas z w i s c h e n ihnen; und sie wissen nicht, daß es Sehnsucht ist. Und sie wissen nicht, daß sie einsam sind bei aller Gemeinsamkeit, und sie würden den zornig anschreien, der es ihnen zu sagen wagte. —

Hernach, wie lange hernach? kommt die Reife und beginnt eine Schwermut: vor dem immer offener werdenden Blick der Seele, die da e r k e n n t! —

* *
*

Man müßte vielleicht zurückgehen in der Forschung und fragen: w o h e r der Mensch komme. Aus welcher schweigenden dunklen Tiefe — (oder ist's keine Tiefe sondern Weltweite?) er anhebe zu sein. Wo der Weg beginne. Aber beginnt überhaupt der Weg? Ich war wohl von allem Anfang an. Und war vielleicht immer allein. Und träumte wohl immer so meine Worte und Reime. Und träumte wohl auch immer den Frieden. Zuvor aber ist das Leid, von dem Christ sagt, daß es auch ein Glück sei. Aber das ist schwer zu fassen und schwer zu leben.



So sind wir wieder bei demselben Rätsel; denn woher der Mensch sei, das sehen wir nicht. Noch nicht. Wir können nur träumen, daß man es vielleicht einmal sehen werde und daß man einmal die Lösung des Rätsels wissen werde. Denn es gibt nur ein Rätsel. Und das ist der Mensch mit seiner Unerforschbarkeit. Aber der Traum ist der Traum, weil er wahr werden möchte, und das Wunder ist das Wunder, weil eine Sehnsucht da ist, die es gern in die Erscheinung brächte. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wohl, es wächst der Mensch in der Einsamkeit. Und so lieben die Menschen die Einsamkeit, wenn sie reif und weise werden. Denn sie wissen dann: alles, was sie sind und wurden, das verdanken sie ihr. All ihr Eigenes und Selbständiges. Und all ihr Frommes. Und all ihr Gutes. Aber auch all ihr Böses. — Das aber kann man nicht verneinen, was einen gesäugt und groß gemacht hat. — Und wie ein Mensch nicht die Mutter verleugnen darf, die ihn geboren und gesäugt hat (es sei denn, daß er aus allem Menschsein wieder in die unterste Hölle fallen wolle), so darf auch niemand, der wissend wurde, die Einsamkeit verleugnen. Wie er auch an ihr leide. Denn die Einsamkeit ist nicht nur ein Glück in den Stunden oder Minuten, da wir schaffend sind oder wachsend sind, — sondern sie ist auch ein Schmerz und eine schwärende Wunde in den Stunden, da wir unser selbst los und ledig sein möchten, da wir miteinander und ineinander sein möchten — in und mit den andern — und finden da die Türen verschlossen und können in keiner Seele eintreten und stehen auf einmal frierend im Feld ... Siehe, da ist Nacht; es

sind viele Fenster ringsum und sie leuchten; ein Licht scheint aus jedem Haus; aber eintreten können wir nicht.

Die da noch jung an Herzen sind, die reden durchs Glas der Scheiben und der Türen und durch die Spalte mit den Menschen und freuen sich noch, denn sie nennen es Gemeinsamkeit. Die aber wissend wurden, gehn ein wenig beiseite und hocken unter einem tröpfelnden Strauch oder Baum und sinnen dem Rätsel nach; und wenn sie fromm sind, fangen sie an, Worte vor sich hinzusprechen und siehe, es wird ein Gesang. Der Gesang aber trägt den Traum empor, hoch, hoch; und siehe, da beginnt ein Stern am Himmel, der ehe nicht da war; und der Blick des Einsamen geht ihm nach, und da fällt ihm ein, daß einst ein Lied war von Gott im Himmel — und fängt vielleicht an, zum Schluß ein Kindergebet zu sprechen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber tiefer noch geht die Kurve des Leids und der Einsamkeit. Höher noch gehn die Wellen der Bedrängnis. Bis an den Hals des Menschen, bis zum Ertrinken ... Bis Christ herzutritt — und hebt die Hand und spricht: Siehe, da bin ich! ... Und da wissen wir: Er hat es alles zuvor gelebt. Bis an den Hals, bis zum Ertrinken.

Was rettet da den Menschen? Ein Stillewerden ... Ein Stillewerden ... Wer es gewinnen kann, der ist gerettet.

Noch aber glänzt am Himmel der Stern, welcher ein Traum war und von der Erde aufstieg. Und der ein Traum ist, weil er gern w a h r werden möchte. Noch singt das Lied von der Treue, die doch ein Wahn ist, weil noch Menschen sind, die sie ersehnen ...

Denn da ist niemand, der nicht teil hätte an der Untreue. Es läßt eins vom andern. Ein jedes vom Vater und von der Mutter. Und kein Vater oder keine Mutter ist, die da gewillt wären, dem Kinde, dem Sohn oder der Tochter, so zu folgen, wie sie, die Kinder, möchten, wenn sie anders möchten als Vater und Mutter... Noch sind die Mütter bereit, zu sagen zu Tochter und Sohn: was habe ich mit dir zu schaffen! Noch sind die Kinder bereit zu vergessen, daß sie Erben sind. Noch verleugnet der Mann die Frau und die Frau den Mann, — wenn es so sich fügen sollte...

Was ist der Mensch? Ein Tier? Ein Ungeheuer? — Ein schwermütiges Rätsel. Vielleicht ist keine Schuld bei ihm, als daß er dem allem zuviel nachsinne. —

* * *

Du meinst, es sei manchmal Liebe in der Welt gewesen und manchmal große Liebe. Du mußt nicht meinen, ich vergäße deß, wenn ich im Herbst herbstlich rede. Noch, daß ich vergäße, daß Taten waren und Opfer waren... Taten, die groß waren, und Opfer, die dem andern gebracht wurden. Auch war einer in der Welt, der aus Gott gekommen war und bei den Menschen war und wieder zu Gott ging. Ich habe dessen nicht vergessen, wenn ich im Herbst herbstlich rede...

— — — — — — — — — — — — — —

Denn ich weiß auch das andere. Und es ist vielleicht so: wie sollte die Welt anders sein, denn weltlich. Und der Mensch anders denn menschlich... Aber es ahnt mir, es sei noch etwas verborgen, das unsichtbar noch sei und warte,

in die Erscheinung zu treten ... Der Mensch lebt noch dem Leibe nach und wird es immer tun. Aber der EINE wußte den Weg, da der Mensch — G e i s t wird, da auch sein Leib Geist wird. Aber nur schwer will der Leib in den Geist. Habe ich nicht gesagt, daß der Mann gewillt sein wird, das Weib zu verleugnen und das Weib, den Mann zu verleugnen? Und nun höre mir wohl zu, wenn ich sage: sie werden beide auch gewillt sein, sich selber zu verleugnen, eins vor dem andern, — wenn es gerade sein sollte, daß es ihnen so recht erschiene. — Und wenn du meinst, daß Furchtbareres über den Menschen nicht gesagt sei, noch gesagt werden könne, so wissen wir doch, daß über allem zufälligen Leben eines steht: die WAHRHEIT. Und wenn du zweifelnd fragst, was die Wahrheit sei, so kann ich nur sagen, sie sei eben wiederum das Leben selber und schließe beides ein: Lüge und Wahrheit! Irgendwo ist der Punkt, da der Widerspruch aufhört. Irgendwo beginnt die große Resignation. Irgendwo können wir gegen kein Schicksal an; irgendwo beginnt Stille, große namenlose Stille. Irgendwo können wir nichts anderes tun, als Ja und Amen sagen zu allem. —

Aber es soll niemand sagen, ich predige. Ich rede vor mich hin in einen grauen Tag. —

Noch sind wir in Wirrsal, noch sind wir in Irrnis. Und träumen nur von fernem Licht, das der lautere, reine GEIST ist.

Was kann uns retten aus Irrnis und Wirrsal? Vielleicht die Stimme des Christ. — Ja, nur die Stimme des Christ. —

Müssen wir zuvor all unser Menschsein leben, alles

Gute und Böse? Ich weiß es nicht. Ich träume vor mich so hin und denke. Und träume. —

— — — — — — — — — — — — — —

Es sind die grauen Tage des Advent. Leise beginnt ein Lied. Leise beginnt ein Licht. Ein Glockenton und ein Duft geht durch alte Kleinstadtstraßen.

Immer ist noch der Traum wach von Erfüllung und Klarheit, von Treue und Liebe. Immer aber auch steht das Rätsel noch da, grau und ungelöst und unaufgetan.

Was ist der Mensch? Was ist sein Gutes und sein Schlimmes? Was sagt uns, was wir wissen möchten? Die Stimme des Christ.

Es ist wohl keine Schuld bei dem Menschen, als daß er dem allem zu sehr nachdenke. Denn welche Schuld ist beim Weibe, daß auf einmal eine Liebe in ihm ist, nicht zu dem, der der Ihre ist? Und welche Schuld beim Manne, wenn es bei ihm ebenso ist?

Wenn ich aber aufstände von meinem Stuhl an einem dieser Abende und ginge aus der warmen Stube und aus dem Hause und aus der Stadt, weit fort, ins Feld und immer weiter? Und käme nie wieder, dort zu sein, wo ich Liebe und Freundschaft weiß?

So wäre es auch wohl nur ein Suchen nach Liebe und Freundschaft. Aber ich weiß, daß ich nicht gehen werde ... Aber es ist nicht die Furcht vor der Schuld; denn ich träume ja doch manchmal, nicht von dem, was mir ward, sondern von dem, das ich nicht habe. Und so wir von Schuld reden wollten, ist kein Unterschied zwischen dem Wunsch und der Tat. O Wirrsal. Die größte Schuld ist wohl, dem allem zuviel nachzudenken.

Wenn es aber doch einmal so kommen sollte, wird geneigt sein der Mann, das Weib zu verleugnen und das Weib den Mann. Und dies ist der Kurve tiefster Punkt ...

Hiernach kann leise ein Aufstieg beginnen und ein erstes Licht.

Nämlich, daß dennoch der Traum sei in der Welt von der Treue. Vom Ausharren bis zum letzten. Vom Opfer, das dargebracht wird. Von Liebe, die unsterblich ist. Von Geist, der wie ein Feuer den Leib verklärt ... Ein Traum, der darum Traum ist, weil er Wahrheit werden möchte. Siehe, die Kurve geht empor ...

* * *

Vermöchte denn das Leben nicht ein Fest zu sein? Und die Tage immer wie Feste? Nicht wie Feste sonst, die da doch nur Lüge sind. Sondern Feste, die noch nicht sind. — Aber mein Mund fragt wohl ins Echolose?

* * *

Was steht im Weg? — Was hindert unser Weiter? Der Mensch sich selbst — und das Leben steht dem Leben im Weg. —

Rätsel ist der Mensch, und das Gewand seiner Seele ist grau. — Wann werden wir bunt sein wie Frühling und Schmetterlinge? — Wenn von uns abgetan ist Furcht und Zittern. Unruhe und Angst. Wann wird uns sein wie den Träumenden vor lauter holder Wirklichkeit? Wann werden Leid und Geschrei und Schmerzen nicht mehr sein? Wenn das erste vergangen ist. — Wann werden wir unser selbst froh werden? Wenn wir Geist geworden sind ...

Müssen wir vorher alles noch l e b e n und tun, das G u t e und das S c h l i m m e? Vielleicht — vielleicht auch nicht. Ich warte der Stimme, die es sage. Meine Einsamkeit wartet des Lichts. —

* * *

Dies sind drei kleine Geschichten von der Einsamkeit des Menschen. Die erste vom Wesen der Feigheit. Die zweite von der Kraft des Bösen. Die dritte vom Geheimnis der Liebe.

Die erste vom Wesen der Feigheit:

Da nun der Krieg da war und aller Welt offenbar war, daß ein Ringen und Morden beginnen werde in der Welt, wie vielleicht niemals zuvor (es sei denn in frühen andern Welten, die wir nicht kennen), da überfiel es einen Soldaten, einige Stunden, ehe sein Regiment an die Bahn marschieren sollte, um noch in der Nacht fortzufahren an die Grenzen des Reiches. Und er sagte seinen Kameraden, er gehe zuvor noch einmal in die Stadt und werde bald wieder da sein. Da er nun die Kaserne verlassen hatte, ging er nicht nach der Stadt, sondern ins Feld hinaus. Und immer weiter. Als es dunkel war, wanderte er immer noch. Bis in die Nacht. Da blieb er stehen und besann sich. Und sprach zu sich selber: So kann ich nicht weiter gehen; denn wenn es hell wird, wird im nächsten Dorf oder in der nächsten Stadt der Gendarm mich fragen, wo ich hin will. Ich muß mein Soldatenzeug los sein. Zuvor aber will ich ruhen. Da ging er von der Straße abseits und über die Wiesen bis an einen Schober. Dort setzte er sich an die Bretterwand. Und die Sommernacht war lau, und

die Sterne leuchteten aus dem ewigen Blau. Der Mann saß stumpf und dachte kaum. Gab sich keine Rechenschaft, weil er nicht konnte. Es trieb ihn nur so die Ungeduld: — weiter, weiter, ehe sie dir auf den Fersen sind.

Danach hörte er Stimmen und sah ein paar junge Männer, die kamen vorüber und sprachen: es sei wohl schön, in der Nacht ein Bad zu nehmen im kleinen Fluß. Und schon zogen sie sich aus, legten ihre Kleider auf das Gras und gingen ins Wasser. Da schlich der Mann auf dem Bauche an die Kleider, zog sie hinter den Heuschober, zog seine Kleider aus und zog die Zivilkleider an. Dann schnürte er sein Soldatenzeug in ein Bündel und ging fort. Ging die ganze Nacht durch und noch den andern Tag (aber auf einsamen Wegen) und verschwand in den weiten schlesischen Wäldern.

— — — — — — — — — — — — — —

Er lebte da lange, ganz allein, von Wurzeln, von Beeren. Und wußte niemand, wo er geblieben war. Und alles Nachforschen war lange umsonst.

Bis zuletzt ein Gendarm ihn aufgriff, als er, vom Hunger getrieben, schmutzig, lumpig in ein Dorf kam.

Da ward er zurückgeschickt in die Garnison, derweil sein Regiment schon lang im Krieg kämpfte und wurde ins Gefängnis gebracht.

Und in der nächsten Nacht hängte er sich in der Zelle an seinem Hosenträger auf.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Oberst, dem es am andern Tag gemeldet wurde, sagte kurz: Gut, daß das Aas weg ist! Da haben wir keine Scherereien und Verhandlungen mehr. Der Stabsarzt,

der im Zivil Psychiater war, sagte: Der Mann soll ein schweres Leben gehabt haben, auch sollen seine Nerven in der letzten Zeit nicht ganz intakt gewesen sein ... Der Oberst zuckte die Achseln: — Gott, Sie Wissenschaftler, — ein feiger Hund, sag ich, wer sein Land in der Stunde der Gefahr im Stich läßt. —

Das schon, sagte der Arzt, indeß — — schwieg aber darauf kurz.

Er hatte sagen wollen: Wenn nun der Mann bloß krank war?

Sie hatten aber a l l e Recht: der Oberst und der Arzt und der tote Soldat.

Man könnte ja fragen, was Feigheit sei?

Vielleicht gibt es keine Feigheit. Vielleicht gibt es nur physiologische Angst; gegen die niemand ankann — w e n n er sie hat.

Daß aber der tote Soldat, der da ein feiger Hund war, einst mit eigener Lebensgefahr seine Frau aus dem Wasser gezogen hatte, daß er einst als junger Mensch auf der Schule aus Liebe zu einem Wesen einen Diebstahl auf sich genommen hatte, das wußten die Offiziere nicht.

Denn wir Menschen sind alle einsam. Was weiß einer vom andern? Was wissen wir von der Feigheit? Was von der Pflicht? Es geschieht alles so selbstverständlich: das Gute und das Schlimme. Die große Begeisterung und das Opfer und das elende Sich-verkriechen. Aber es ist alles Rätsel.

Und es kann auf einmal sein, daß es den Obersten dünkt, er kommandiert im leeren Weltraum und niemand ist da, der ihn mehr hört. — — Denn wie eng gepreßt

wir Menschen oft stehn und leben: — ist doch zwischen allen noch soviel Raum der Welt, daß die Einsamkeit darin heulen kann.

* * *

Die zweite Geschichte ist die von der Kraft des Bösen. Der Mann lebte in Halle oder Leipzig. Ich weiß nicht recht mehr. Irgendwo in einer Mittelstadt.

Er kam jede Woche ein paarmal abends ins Restaurant an den Stammtisch. Sie kannten ihn alle: der Richter und der Oberlehrer und der Kaufmann. Er war gutmütig und rücksichtsvoll; nur manchmal war ein schwerer Zug um seinen Mund, der aus dunklem Bart schien, manchmal waren seine Augen wie erloschen.

Was sein Gewerbe war, wußte niemand. Er galt nur als Kaufmann, machte manchmal Reisen und war wohlhabend. Vielleicht reich. Aber Sicheres wußte man nicht. Man nannte ihn Kaufmann. Er hatte vielleicht Agenturen oder sonst was ... Er sandte Dinge über See und machte Geschäfte in Hamburg, Rotterdam, Antwerpen und Bremen. So lebte er länger als ein Jahrzehnt. In einer Mittelstadt mit Kleinstadtallüren, gekannt und geachtet von vielen.

Man las am Stammtisch auch manchmal die Zeitung. Und da konnte es sein, daß alle Jahre oder öfter der Verlust eines Schiffes im Nachrichten- und auch im Handelsteil gemeldet wurde. Und daß man darüber sprach, daß doch das Meer noch immer etwas sehr Unsicheres sei, von wegen der Stürme und der Explosionsgefahr. Und der Mann saß dabei und lächelte bescheiden. Und meinte: ja, es werde

wohl immer eine Gefahr dabei bleiben, nämlich bei Seefahren. Und ging heim, nachdem er eine Flasche Wein getrunken hatte, zu Weib und Kind, und schlief die Nacht gut und ging am andern Morgen an seine Geschäfte. Wartete auch von der holländischen Versicherungsfirma die Nachricht ab und das Geld für das verlorne Gut, das er aufgegeben hatte nach Amerika, und das mit dem Dampfer verloren gegangen war. Und empfing dann den Betrag und brachte ihn auf die Kasse. –

— — — — — — — — — — — — — —

Und wußte n i e m a n d , weder seine Frau noch sonst jemand, daß er keine Güter aufgab, sondern Höllenmaschinen, Uhren in Sprengstoff verpackt, die auf hoher See die Schiffe unfehlbar vernichteten. Schiffe und Menschen.

Wer war der Mensch –? Jenseits der uns umgebenden Welt, die wir sehen, fängt etwas an. – Was denn? Eine Weite, einsam, fein übersungen vom Wind, der aus dem Namenlosen kommt. Eine Wüste in fahlem Licht einer dunkelblassen Nacht ... Ueber dies blache Feld kommen sie alle, dunkel, und treten auf die Bühne des Lebens und agieren und verschwinden ... Auch dieser verschwand, geräuschlos, wie er gewirkt hatte, indem er sich im verschlossenen Zimmer erschoß, nachdem eine Kiste, hochversichert, beim Verladen im Hafen vorzeitig hinfiel und explodierte. Und hunderte Menschen tötete.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber der Mann hatte auch seine Stunde gehabt. – Einmal, als der Stammtisch leer blieb am Abend. Als nur der Richter da war und vor sich hinbrütete. Da hatte es ihn gelüstet, den Mund aufzutun und einiges

zu . . . s a g e n. Etwas zu offenbaren. Zu offenbaren! Nicht so, daß man ihn fasse. Aber doch immerhin etwas zu offenbaren . . . Denn den Menschen allen tut die Einsamkeit w e h , wenn niemand ist, der da erkennt, was sie sind und tun. Und so hatte er begonnen, ein paar Worte zu sprechen, zu dem müd lauschenden Richter. Und war dann doch ganz plötzlich verstummt. —

* * *

Und dies ist die Geschichte von dem Geheimnis der Liebe.

Es war ein Mann, der hieß Knut und wohnte oben im Norden auf einem Hof ganz allein. Und hatte ein Weib und Kinder. Und Knechte und Mägde. Es war ein Mann, noch in der Kraft seiner Jahre, und sein Weib war noch immer schön, wie einst, da er um sie gefreit hatte, — ihrem Vater und ihren Brüdern zum Trotz. —

Und eines Morgens ritt der Mann fort auf einem hohen schwarzen Pferd. Und es war zur Zeit des ersten Grüns und der Kirschblüte, im frischen Frühling. Und er sprach zu seinem Weibe mit Lächeln: Ich reite gen Elversee, zum Arne, und werde in drei Tagen wieder da sein.

Er ritt an den Weiden vorbei, durch die Birkenhaine und an den hellen Buchen vorbei mit dem ersten zarten Grün. Er sah alles an und freute sich; sein Herz war froh des Frühlings und sein Gesicht lachte in die Sonne. Und kam auf den Nachmittag an einen See und rastete da und saß auf einem Stein und aß vom Mitgebrachten. Indem er so traumverloren saß, kam ein Mädchen des Weges geritten, auf einem Schimmel, und ritt zwischen

ihm und dem Wasser langsam vorüber. Da wieherten die zwei Pferde, eins nach dem andern, und das Mädchen sah eine Weile mit ihren Augen her und dann wieder geradeaus. Und er sah: sie hatte langes blondes Haar und tiefliegende Augen. Ehe er sie grüßen konnte, sah sie wieder geradeaus und ritt schon dahin.

Er aber sah wieder vor sich wie träumend. Er dachte in seinem Sinn: ich kenne die einsamen Höfe hier herum, ich habe aber dies Mädchen nie gesehen.

Er aß zu Ende, packte ein und stieg dann auf ... Und ritt den Weg, den sie genommen hatte. Und traf sie nach einigen Stunden auf einer Weide, da eine Herde Fohlen ging. Die waren alle weiß, und nur drei davon waren falb. Und ein Birkenhain stand vor der Abendsonne. Da hielt er sein Pferd an und sah auf sie nieder.

Er sprach und grüßte vom Pferd: Wir sahen uns schon.

Und sie nickte zu ihm herauf und streichelte den Schimmel, der neben ihr stand: Ja doch. Ja. –

Er sprach weiter: Ich bin auf der Reise zum Herrn Arne und bin ein wenig verirrt. –

Sie lachte ihn an.

Arne von Börssum, sprach er.

Ich weiß, lachte sie. – Am andern Zipfel des Sees ist es. Aber Ihr werdet erst in der Nacht da sein. –

Er saß und schaute groß und ernst aus seinem dunklen Bart; derweilen sein Pferd ungeduldig mit den Hufen trat.

Er sprach: Es mag wohl nicht gut reisen sein in der herben Frühlingsnacht. – Ich dachte mir, daß Euer Hof nicht allzuferne sein möchte ...

Ich komme nicht heim, sprach sie. Ich werde in der Hütte über Nacht sein.

Er kaute die Lippe und sah vor sich hin. Und dann wieder zu ihr nieder. Und ihre Blicke faßten ineinander.

Dann lachte sie und sprach: Was also kann ich dabei tun? —

Da reckte er seinen Kopf hoch, sprang vom Pferd, ließ die Zügel fahren und stand vor ihr.

Nun? fragte sie trotzig.

Ich bleibe noch ein wenig hier, sprach er.

Fragt Ihr mich darum?

Da sah er sie an; und nach einer Weile sagte er kurz: Nein!

Darauf wandte sie sich und lehnte an den Zaun der Weide. So ging er ihr nach, lehnte auch daran.

Es ist schön hier; die Birken duften im Abend, und die Sonne ist rot überm Wasser.

Sie schwieg. Aber während er gerade träumend hinsah, schielte sie zu ihm her. Er aber fühlte es und war auf einmal bei ihr und nahm ihre Hand und darauf kurz sie selbst, ihr Gesicht und danach ihre Schultern in seine Hände und sprach: Wer bist du?

Inge, sagte sie leise. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war aber nicht mehr viel zu reden danach; denn sie wußten schon alles.

Da ist rings die Welt, und hier sind wir zwei, sprach der Mann, und das Mädchen nickte.

Danach, als sie schon vor der Holzhütte saßen, eng aneinander und umschlungen, sprach der Mann: Aber die

Antwort weiß ich noch nicht, wer du bist. Du sagst, daß du Inge heißt, und ich habe dir gesagt, daß ich Knut bin, der da drüben auf dem Hof wohnt. Aber das besagt nichts. Wer sind wir zwei, daß wir uns hier finden und uns an den Händen und in den Armen halten? Und sie wußte es nicht, so wenig wie er. Nur daß sie wußte, daß etwas zwischen ihnen sei, und daß es sie beide fessele. — —

Am andern Morgen, als sie vor die morgenfrühe Sonne traten, sprach der Mann: Ich habe die Nacht von Weib und Kind geträumt; sie wähnen mich jetzt beim Arne und werden mich morgen Abend spät zurückerwarten. Aber ich werde nicht kommen.

Das Mädchen schwieg. — Dann sprach es: Mein Oheim sitzt gebrechlich auf dem Hof, und mein Bruder geht jagen. Aber sie werden mich auch vergeblich erwarten. Hüte dich vor meinem Bruder; er ist jähzornig und wild.

Der Mann lachte: Er mag kommen! —

Aber danach vergaßen sie bald all dessen: der Mann des Heimathofes und der Seinen und das Mädchen der Ihren. Und es geschah so, wie sie gesagt hatten, und kehrte keins von ihnen heim, um der Liebe willen, mit der sie aneinander gefesselt waren, und die gekommen war, wie etwas Schnelles und Heftiges, wie ein Blitzschlag und ein plötzliches Licht. —

Und es konnte geschehn, daß in ganz langsamen Stunden der Mann der Seinen dachte und daß er fand: er habe sein Weib sehr geliebt und liebe es wohl noch, — und daß sein Weib gut sei und wohl immer noch den Hof versehen werde und auf seine Rückkehr warte.

Und das Mädchen gedachte ebenso der Ihren. Aber heim ging keins von ihnen ...

Und lebten beieinander, in der Liebe — und doch auch zuletzt einsam, wie alle Menschen. Und standen nach Jahren manchmal in der Abendsonne schweigsam beieinander, wenn das letzte Licht auf den weißen Birkenstämmen lag.



Der philosophische Dichter

Die innige Berührung von Dichtung und Philosophie ist zu allen Zeiten vorhanden gewesen, wenn man auch vielleicht nicht immer darüber so klar sah, wie wir es vielleicht heute tun. Wenigstens große Dichtung schloß immer ein religiöses oder ein philosophisches Durchflutetsein ein. — Zeiten, in denen die Dichtung hochstand, sind auch meist Zeiten bedeutender Philosophie gewesen. Aber abgesehen davon: — die großen Dichter fast aller Zeiten haben nicht nur Dichter, nur Sänger sein wollen, die den Menschen die Schönheit ihrer Klänge und Bilder brachten, — haben vielmehr ein ganz tiefes Sehnen in sich gehabt, das Geheimnis der Dinge und der Welt zu finden, haben sich gesehnt, die Metaphysik des Seins auszuschöpfen und in ihre Dichtungen hineinzuzwingen. Da bricht religiöses Welt- oder Gott- oder Raumgefühl durch die Schönheit der Gesichte oder Gedichte strahlend hindurch; oder da sucht das philosophische Erlebnis nach klarem Ausdruck, wie ihn abstrakte Philosophie nicht immer haben konnte; da kristallisieren sich Zeit- und Raumprobleme in überraschenden Bildern, Worten und Formulierungen, wie in Schillers frühen (leider unterschätzten) Gedichten; oder da gewinnt das philosophische Staunen oder ein mystisches All-Fühlen so schöne Gestalt wie in Goethes Gedichten (wie etwa in Proömion, Weltseele, Eins und alles, Vermächtnis, Parabase, Metamorphose der Pflanzen usw.). Und man kann vielleicht hinzufügen, daß Zeiten, in denen Dichter sich aufs rein

Dichterische oder Literarische beschränkten, auch Zeiten dichterischen Stillstands oder Rückschritts waren (und sein müssen). Und anderseits hat es immer wieder Philosophen gedrängt, in glut- und blutvoller Darstellung ihr Tiefstes zu sagen. Alte Philosophen (z. B. der jonischen Schule), Empedokles u. a. schrieben ihre philosophischen Werke zum Teil in poetischer Form. Die deutschen Mystiker, vor allem Eccehart, Böhme, Angelus Silesius, sind in dieser Richtung zu nennen; denn wie sie reden, so redet der Dichter und Seher, der in sich den Denker und den Schauer, den Visionär und Wortgewaltigen vereinigt. Des Silesius „cherubinischer Wandersmann" ist z. B. sowohl dichterisch wie religiös-philosophisch ein ganz wunderbares Werk; und Eccehart und Böhme wußten in prachtvoller Darstellung, die Tiefen ihres Denkens in durchglühter Darstellung, die aus glühendem Erleben resultierte, festzuhalten, und unsere Zeit steht noch immer staunend vor einer Gestalt wie Nietzsche und sucht sich darüber klar zu werden, ob er mehr Dichter oder mehr Philosoph sei; wo doch das Zugeständnis, daß er beides in einem sei, erst die richtige Einstellung zu ihm gibt.

Der philosophische Dichter — was könnte und dürfte er sein, wenn nicht ein großer Schauer, ein Mensch, durchtränkt von einem großen Weltgefühl — und zugleich ein großer Bildner und Gewaltiger des Wortes. Philosoph in der Substanz, Dichter in der überzeugenden Gestaltung. Beides organisch verbunden zu einer großen Klarheit und Einheit, der gegenüber es dann auch nichts verschlägt, wenn sie einmal „mystisch" genannt wird.

Wir Deutschen haben in diesem Sinne einen großen

philosophischen Dichter gehabt, der nach einer kurzen Berühmtheit so gut wie vergessen ward, und der denn auch heute noch in den meisten Literaturgeschichten als ein „didaktischer Poet" mittleren oder unteren Ranges herumläuft, „der innige Weihe mit Salbung" und „Andacht mit breitspuriger Betrachtung" verwechselt habe. Das sind Worte, vor denen man sprachlos steht, wenn man Leopold Schefers philosophisch-dichterische Hauptwerke „Laienbrevier", „Vigilien", „der Weltpriester" wirklich liest. Man begreift dann nicht, wie es geschehen konnte, daß ein solch großer Dichter einfach verkannt oder fast vergessen werden konnte, und findet sich schließlich damit ab, daß das ja nicht bloß einmal vorgekommen sei. Die religiös-philosophische Tendenz, die aus Schefers Werken spricht (ein reiner, sonniger Pantheismus), erklärt das Verkanntwerden gewiß nicht ganz. Und selbst die Tatsache, daß ein paar seiner schönsten Gedichte („ein Kind ist göttlicher Natur" — „wenn du's so weit bringst, daß du Feinde hast") in Anthologien und Lesebücher übergingen, hat seine Werke nicht vor dem Schicksal bewahrt, so gut wie unbekannt zu sein, in ihrem Wesentlichsten unbekannt zu sein. Denn das muß gleich gesagt werden: von seiner überaus reichen Produktion (Gedichten, Novellen usw.) ist ein sehr großer Teil uns heute unmöglich. Seine rein lyrische Poesie entbehrt der Ursprünglichkeit und Kraft (z. B. Hafis in Hellas und Koran der Liebe), und seine Novellen sind zwar interessant, haben gar dichterische Momente, fügen sich aber selten zu einem runden epischen Kunstganzen. Betrachtet man aber Schefers Werk im ganzen, mit Einschluß der obengenannten Hauptwerke,

so sieht man klar, warum das so ist: der Dichter ist vorwiegend Philosoph und Künder eines tiefen Weltgefühls, religiös durchfluteter Mensch; und da, wo er dies sein Wesen, und nur dies, auslebt, da findet er die dichterische Kraft und Gewalt, die dem großen Dichter eignet. Darum sind dann das Laienbrevier, der Weltpriester, auch die Vigilien voll der erhabensten Bilder, Gedanken, voll tiefsinnig-schöner Worte. Noch mehr Dichter als Giordano Bruno, den er als großen Philosophen und als religiösen Menschen verehrte (und dem er in einer seiner besten Novellen ein Denkmal setzte), hat er sein großes Schauen, Denken und Fühlen in eine hinreißende Sprache gebannt, die nur völliges Unverständnis als „breit" oder zu wortreich empfinden konnte. Ein Denken und Fühlen, das vielleicht mancher heute monistisch zu nennen geneigt wäre, das aber dennoch vom Monismus unserer Tage sich tief unterscheidet. Der Monismus unserer Tage geht sehr stark der dogmatischen Verknöcherung entgegen, ist sehr stark auf eine Rationalisierung unserer Wissenschaft und Kunst hinaus und auf eine begriffliche Festlegung der ewigen (und doch ewig anders seienden) Welt- und Lebenswunder; während Schefer, im Leben und in der Dichtung gleich undogmatisch, nur darauf hinaus war, tiefstes Denkbemühen und groß geschaute innerst erlebte Gesichte (oft ganz visionäre Gesichte) in reiner Form festzuhalten. Und, wohl unbewußt, aber mit sicherem dichterischem Instinkt, fand er sich dazu die Form: — den Blankvers (wie er glaubte), der aber unter seinen gestaltenden Händen ein ganz neues Ansehen, einen neuen Klang bekam und

eigentlich schon ein freier Rhythmus ist. Im Laienbrevier, das wohl sein bedeutendstes Werk genannt werden muß, ist jedem Tag ein längeres oder kürzeres Gedicht gewidmet, wobei freilich die Jahreszeit in der Anordnung unberücksichtigt bleibt; jedoch weiß er gerade in diesem Werke die Natur und ihre ewigen Wandlungen, weiß er Größtes und Kleinstes gleich liebevoll zu umfassen. Und, ein echter Philosoph, sinnt er den großen Wundern Leben, Tod, Gott, Welt nach, ein Forscher in der Seele und dem Herzen der Menschen und tief innen ein bescheidener Mensch, der mit Staunen und in frommer Zuversicht im Leben steht...

„Erforsche! Denn nichts andres ist das Leben,
als Gott erforschen, immer tiefer kennen,
ihn schauen, hören, l i e b e n und empfinden."

„Mensch, wisse selbst nicht, daß du Gutes tust;
denn eher tue Böses w i s s e n t l i c h!
Das zeigt dich edler! Denn wer weiß und denkt:
„Ich tue Gutes!" der weiß nichts von Gott
und göttlich-reinem Wesen in dem All;
du wisse still: Gott lebt in dir. Sei gut.
Dann tue nur, was dir natürlich ist.
So wie der Wolke: Regen auszustreuen,
und wie der Sonne: warm herabzuscheinen.
Des Guten Tun ist lauter Gutestun.
So tut der Schlaf das Gute an dem Müden;
und sieh, der Schläfer weiß es nicht! und nicht
der Schlaf —! dem Schlafe gleiche du, o Mensch."

Sind das nicht Worte, die an die Philosophie des großen Lao-Tse erinnern?

„Der Koran sagt: ‚Gott will, daß sein Gesetz
den Menschen leicht sei, denn der Mensch ist schwach.‘
Du aber höre und erkenne wohl:
Ist Gold sich selber schwer? Ist sich die Feder
vom Falken leicht? Sie ist sich selber bloß.
Das göttliche Gesetz ist dein Gesetz.
Sonst könnt es dein Gesetz nicht sein. Sei du!
Empfinde dich als dein Gesetz, so lebst du,
leicht, wie der Adler durch die Lüfte fliegt.“

„Nun spinnen sich die bunten Raupen ein,
und bei der Abendsonne goldner Ampel
noch halten sie das letzte Mahl am Tische
im heil'gen Prachtsaal — und von diesem Grünen
nun werden sie in dieser ihrer Welt
nicht wieder essen, von dem Purpurtau
nicht wieder trinken — bis sie neu es tun
in einer andern, ihrer neuen Welt,
und doch derselben, wo der Schmetterling
die Raupe nicht kennt, und die Raupe nicht
den Schmetterling, das Grün, den Purpurtau,
die Sonne und den goldnen Tisch der Erde,
der stehen bleibt, indes nur sie sich wandeln ...“

„Und könntest du den Grashalm nur erforschen,
du fändest nicht den Grashalm. —“

Und in den Vigilien schließt „die ewige Auferstehung“ mit diesen Worten:

„Und wer das sieht und klar die Wahrheit anschaut,
der ist schon jetzt ein rechter Mensch geworden,

der weiß, daß Gott uns alle liebt wie Einen,
weil nur unsterblich ist, was sterben kann!
Und Gott nur stehet in die Menschen auf,
die Menschen aber sterben in den Gott."

Und im „Weltpriester" schließt das Gedicht „die Witwe" mit den Worten:

„Gott ist das Grab der Menschen, gute Menschheit."

Zu solcher Weite des Ahnens und Wissens kam dieser Dichter:

„Wir wissen soviel, als wir uns bewußt sind.
Doch was hat uns je bezaubert und gerührt,
wenn es auch jetzt uns wie versunken scheint,
einst werden wir uns hell all deß erinnern.
Denn nicht ein Abgrund, eine Tiefe nur
ist unsre Seele! Und es trägt das Meer
sogar oft seine Blumengärten oben,
und seines Grundes Tiefe ist verschwunden
selbst für ein Kind, das dann zum ersten Mal
am Ufer spielt, geschweige für den Geist,
der bang des Wunders harrt — am Weltmeerstrande!"

„‚Bis in der Wunder Tiefe dringt kein Mensch.'
Wie aber, wenn die Tiefe in ihn gedrungen!
Wenn er das All, die Offenbarung ist.
‚Und welcher Stern hat einzig ganz die Wahrheit?
Und welcher Mensch?' — Die Erd ist nur ein Stern ...
Ein Stern ist auch ein Wort der langen Rede,
die aus dem Mund der Gottheit ausgegangen

und noch geht. Sieh nur, höre, wie sie spricht!
Du siehst den Hauch — wie weißen Reif — dort
schweben,
— Milchstraße nennen ihn die Sterblichen;
und jede Blume sagt dasselbe Wort,
so fülleschwer, so leise, so verständlich
dem Sinne, der an Offenbarung glaubt —
das Kind nur pflückt sie — und das Lamm zerpflückt sie.
Das, was mit allen Dingen übereinstimmt,
ist wahr; doch Wahrheit ist kein leerer Schein,
die Wahrheit ist ein Wesen, kein Gedanke;
so ist denn e i n e Wahrheit nur, das All!
Der Gott! Gott ist die Wahrheit und ist wahr.
Doch wahr und wahrhaft sei auch du — sei göttlich;
unmöglich ist es: Gott zu reden! also
hat niemand je ‚die Wahrheit' noch geredet.
Du stimme mit dem All, dann bist du wahr.
Die Wahrheit tun, das hieße Gott erschaffen.
Die Wahrheit siehe, höre, fühle, liebe!
Erforsche! Denn nichts andres ist das Leben,
als Gott erforschen, immer tiefer kennen.
Ihn schauen, hören, lieben und empfinden.
‚Ich bin ein Mund der Wahrheit,' sage höchstens,
‚ich hab ein Herz, ich habe Geist und Inbrunst.
Und jeden Tropfen Blutes für die Wahrheit;'
so sagst du recht. Allein: ‚ich bin die Wahrheit,'
Vor diesem Wort erschräke selber Gott,
der Urbescheidne, der das All erfüllt —
und selbst doch nur so still, so leis und heimlich
in eines neugebornen Kindes Brust

eintritt, wie in das Veilchen: Veilchenduft!
Und dann nur wie aus seinem Kelche duftet."

„Die Weltgeschichte, dieses Alls Geschichte,
schreibt niemand; der es lebt, der hat nicht Zeit,
der kommt vor Leben niemals zur Geschichte;
der fände keinen auch, dem er sie schriebe,
der ihn verstünde — seines Werks Anlage,
Ausführung, Führung, herrliches Gelingen,
und was er selbst getan hat, weiß er selbst,
ihm sonnenklar und immergleich, vor Augen;
denn immer, immer tut er nur dasselbe:
sich selbst! —: die immergleiche höchste Liebe
mit immergleicher höchster Wonnekraft.
Sich Selbst selbst leben, niemand kann's als Gott —
und Gott hat nicht Geschichte, nicht das All;
und sonderbar erhaben wären Zettel,
Berichte von der großen Sternenflotte:
‚Die Sterne wandeln richtig ihre Bahn;
da ist nicht einer, der die heilge Pflicht
nicht freudig, stürmisch, liebevoll erfüllte,
und auch nicht einer. Von der großen Flotte
wankt nicht ein Schiff — kein Wimpel ist verloren,
kein Steuer ist gebrochen. — Alles dauert;
kein Wassertropfen ist uns noch verdorben,
kein Stäubchen Erde ist uns noch verweset,
noch frisch ist jeder Atemzug des Aethers,
die blaue tiefe Flut ist ohne Fährde,
wir alle segeln auf dem stillen Meer
in Ruh und Frieden, freudejauchzend, heimlich,

wie in die Stille hier hinaus verzaubert!
Nur einigen erscheint das sonderbar;
sie raten, raten — ohne zu erraten:
daß wir ein großes schwarzes Leichentuch
auf allen Sternen rings als Flagge führen.
Und sind doch all gesund.'

,Gesundheit wünschend
verbleiben wir bei vorigem Bericht.'
,Postscript' —: ,Der Wind ist frisch. Die Nacht ist
schön,
wenn wir uns all' im Breiten schiffen sehn,
ein jedes still sein Licht auf seiner Brust!
Und tausend Lichter spiegelnd in der See!
Doch fest versiegelt liegen die Befehle,
die unsrer Sendung Zweck und Ziel enthalten;
geduldig aufmerksam erwarten wir
die Zeichen auf der Fahrt: sie zu erbrechen!
Und Anker auszuwerfen und zu landen!
Doch immer, immer noch erscheint kein Ufer,
kein Vogel zieht — es schwimmt kein grüner Zweig . . .'

So kläng' es morgens, klänge so am Abend
von anderen Jahrtausenden — und wieder
am Morgen von dem schönsten Tage langer
Jahrtausende! — Dem Größten fehlt Geschichte.

Das Kleine ist Geschichte — und ist klein."

Ein großer Dichter, der ein wunderbar tiefer und guter Mensch war, dichtet so. Es schwirrt in diesen Dich-

tungen von wunderbaren Bildern. Die Schönheit ist herrlich da, wie am ersten Tag ... und in jeder Zeile kündet dieser Dichter das, was aller Dichter Schönstes ausmacht: das Staunen der Seele vor den Wundern. Auch vor den schmerzlichen. Denn auch das Leid, auch den Schmerz, weiß dieser Mann, der ein schönes, einfaches, weises Leben lebte, der des Fürsten Pückler-Muskau Freund war, die große Not des Lebens am eigenen Leibe nicht erfuhr ... Sein Denken und Dichten war so groß, daß er gleichwohl auch des Lebens Unstimmigkeiten, die Bitternisse wußte, sie mitlitt, — aber sie auch in weisem Gefühl auflöste ...

Die Schefersche Dichtung bedeutet uns aber kein Ende, nur eine Höhe. Es gibt noch andere Wege zur philosophischen Dichtung, — und sie wurden gegangen. Schefer war ein religiöser Philosoph, der für die Auflösung schmerzlicher Gefühls- und Erlebensdissonanzen viel getan hat; dem es gelang, das Sinnverwirrende, Widersprechende in den Geschehnissen und Erscheinungen mit einem bescheidengläubigen: „es i st!" in einem hohen Gefühl zu lösen. Das stellt ihn dem Christentum nahe, stellt ihn auch zu den deutschen Mystikern.

Die philosophische Lyrik unserer Tage (sie ist ziemlich bedeutend, und es müßte über sie noch gesprochen werden) ist andere Wege gegangen; sie hat in manchem Betracht noch andere Probleme gehabt, ist auch sprachlich-rhythmisch weitergekommen. Das wird noch einmal sehr deutlich gezeigt werden müssen. Vorerst kam es mir darauf an, dazu beizutragen, daß ein großer Dichter aus der großen Verkennung langer Jahrzehnte herauskommt.

Shakespeare

Ein Gespräch

So wäre also die Frage so zu stellen: ob Kunstwerte, oder sagen wir Menschheitswerte (denn alle großen Kunstwerte sind immer auch Menschheitswerte —) vergehen können. Ob sie einmal ganz erledigt sein können ...

„Nicht ganz so; — die Formulierung bedarf eines kleinen Zusatzes: soweit wir Menschen Zeiten und Erscheinungen überblicken können, soweit unser menschlicher Blick reicht. Und darin liegt, daß ich meine, die Frage sei letzten Endes nicht zu lösen, sondern nur zu lösen im Bereich unserer heutigen menschlichen Möglichkeiten. Des Ueberblicks, soweit wir ihn haben. —"

Selbstverständlich, die Einschränkung muß immer dabei sein, unausgesprochen oder ausgesprochen. Aber nun: kann im Verlauf menschlicher Geschichte, menschlichen Denkens, Erlebens: Größe einmal erledigt sein? —

„Nein! — Für mich ist die Frage von vornherein erledigt. Aber man kann ja gleichwohl darüber nachdenken. Um es kurz zu sagen: überwunden, überholt werden kann nur, was in der Zeit war und ist, nicht das Zeitlose. Alle Größe aber ist eine Legierung aus Zeit und Zeitlosigkeit und wird darum nie überwunden. Nur allenfalls abgelöst in der allgemeinen Wertschätzung von anderer Größe. Darum ist sie doch!"

Ja. Vielleicht ist es so. Aber paßt es nun auf Shakespeare? Ich meine: wir haben ja doch die Beispiele, daß Künstler und Kunstwerte in der Tat überholt, erledigt wurden.

„Ja. So aber fehlte ... Größe von Anfang an, sonst wäre es nicht möglich gewesen. Es ist nicht genug Zeitlosigkeit im Werk gewesen. —"

Aber auch Shakespeare gegenüber hörte und hört man die Stimmen: er sei überholt. Erledigt.

„Wenn man ihn lediglich unter dem Gesichtswinkel des Dramatikers betrachtet, nur unter dem Gesichtswinkel des — Künstlers . . . Da kann man allenfalls eine solche Meinung verstehn. — Allenfalls, sage ich. Denn auch: wenn man ihn erst einmal nur als Dramatiker nimmt, — so kann man auch wiederum fragen, wie kann er überholt oder erledigt sein, wenn er als Künstler je groß war?"

Ich verstehe. Die Frage hat allerdings wohl nur Sinn innerhalb eines ganz bestimmten Gesichtsfeldes; wenn man das Werk Shakespeares rein als Dramatik nimmt; und bei dieser Dramatik wieder vornehmlich den Blick auf die Form richtet; wenn man überhaupt Form und Inhalt, Stoff und Technik — trennen will. —

„Ja —. Nur dann. Ich sagte schon: man kann die Meinung verstehen, die Dramatiker seien seitdem weitergekommen. (Es gibt überhaupt eine Möglichkeit, alle Meinungen, soweit sie aufrichtig sind, zu verstehen, enge und weite, flache und tiefe.) Aber alle solche Erwägungen sind doch nur Mißverständnisse, die im Kreise herumliegen um ein großes Problem. Wenn die Blicke am Vordergrund haften bleiben, bleibt das Problem in der Tiefe ungelöst. Gelöst aber werden kann es nur —: im reinen Anschauen! (Anders werden überhaupt keine Probleme gelöst.) Hier liegt die Sache so: ein Dichter — also ein Dramatiker — kann den andern nicht überholen.

Er kann allenfalls anders sein; ein Mensch mit anderer innerer und äußerer Struktur; ein Mensch auf andern Wegen, mit andern Zielen. Wobei ich voraussetzen muß (natürlich!), daß beide Erscheinungen, die etwa so miteinander „verglichen" werden (ein schreckliches Wort —) überhaupt mehr waren oder sind als Techniker, als Handwerker, als Mitglieder einer „Richtung", einer Schule. —"

Das wird unsere Zeit des — Literaturbetriebs vielleicht nicht ganz wahr haben oder nicht verstehn wollen.

„So ist es vielleicht um so nötiger, es auszusprechen. Man sehe doch hin: man kann darum streiten, ob man ihn Dramatiker nennen soll — oder nur Dichter; — je mehr man hinsieht, erkennt man ja: er ist so umfassend, daß wir es schwer überschauen, wie umfassend er ist..."

Das ist wahr. Seine Kunst ist so groß, daß man vergessen kann, es handelt sich um Dramen...

„Vielleicht tun wir einmal das Wort ‚Kunst' auch noch fort und sprechen nur von diesem Erscheinungskomplex Shakespeare..."

Ja, als stände man dem Leben selbst gegenüber.

„Wobei man dann gar nicht daran zu zweifeln braucht, daß dies ‚Leben' nicht das sogenannte ‚reale' Leben ist, gewiß nicht, und doch keine mindere — ‚Realität'. Er war wirklich nicht vergeblich Schauspieler. Diese Werke sind wirklich und wahrhaftig alle ‚Spiele'; aber in einer solchen Schönheit, Dichtigkeit, und, neben aller Romantik, solchen Wahrhaftigkeit, so ganz unzweifelhaft wieder ‚Natur' (auf einer andern Ebene), daß auch das wirkliche Leben mit darin ist, soweit ein Künstler das Leben über-

haupt in die Jahrtausende seiner Kunst mitnehmen kann. —"

Wenn man ihn also überwunden oder erledigt glaubt, so kann das allenfalls nur seine — Einsamkeit erhöhen ...

„Die um alle Größe der Welt immer irgendwie weht; denn restloses Verstehen ist sehr selten ..."

Und Einsamkeit ja auch eigentlich eine — Bedingung der Größe, — wie Weite des Raums ja eigentlich notwendig ist um ein gewaltiges Bauwerk. —

Pause

(leise fortfahrend) Ist's nicht, als träfe man auf seiner Wanderung über die unermeßliche Heide mit einem Male einen großen Fels? So ganz unvermittelt, aufrecht stehend auf der endlosen Fläche. Zum Staunen gewaltig. —

„Er steht eben da, zum Verwundern der Wanderer."

Nicht aller. Viele gehn ihm aus dem Wege.

„Wohl wahr! Und das, obwohl er ein überreich blühender Garten ist. Denn: wie erscheint dies Werk dieses Großen, wenn wir uns davor stellen? Als ein Fest und als ewig blühende Dichtung. Ich kann es beim besten Willen nicht anders sehn. Schwellende Dichtigkeit dichterischer Fülle, tiefste Erkenntnisse, üppig wuchernde Schönheiten fabelhafter Phantasie — —! Heer, Volk, Menschheit — auf der Bühne ... Vorüber, vorüber ... Spiel, ja! aber wie tief. Oh, er hatte einen viel festeren organischeren Standpunkt zur Frage dessen, was ‚Drama' sein und leisten könne. Spiel, Fest, Rausch, Verklärung. Aber groß. Ganz groß. Spiel, aber Kunst, die nicht minder ‚real' ist wie das reale Leben. Aller Naturalismus vorweg

genommen und mit aller schönsten Romantik zu einer Einheit verschmolzen. Seine liebsten, seine schönsten Gestalten sind alle heilig trunken. Heilig trunken. Von Liebe, Haß, überschwellendem Gefühl, Freude, Schwermut, brutaler Ichsucht. — Herrlich, herrlich, wie er für alles Stimme und Mund findet! Herrlich die große Umspannung!... Und doch sagst du, manche gehn ihm aus dem Wege. — Ja! aber schließlich —: was tut das? Die Winde vom Meer und der Atem der großen Landschaft sind immer um ihn. —"

*

Aber wie kommt es, daß wir dennoch das Geheimnis der Größe immer ergründen möchten?

„Ich weiß es nicht. Wir sind da vielleicht auf einem Irrwege. Ergründen ist wohl nicht das Rechte, das wir können. Etwas das *ist*, ergründen wollen — mir ist es beinah Wahnwitz. Aber ein wenig genauer hinsehn, das kann man wohl. Seine Augen gewöhnen an das halbe Dunkel oder das übermächtige Licht, das um alle Größe ist."

Das Wunderbarste ist doch immer die Seele dieses Wunderbaren, die Seele, die alles Leben und alle Menschseele verstand, und die für alles Sprache und Munde schuf. Für alles. Aber Sprache und Munde „im höhern Chor"; man kann etwas ganz Ungeheures dabei erleben —: als spräche aus all den Munden, die er sprechen läßt, die Gewaltigkeit einer andern (Jenseit-)Welt. Oder: als wandelten seine Gestalten oft in göttlicher Trunkenheit. Die Schauer des Kosmos und Chaos reden oder singen da...

„Es gibt eine Sage, daß ein Gott die Erde aus den unendlich weiten Wassern heraufhob —“

Ja. Seine Seele ist wie das Meer. Umfassend wie das Meer. Mit einer Stimme wie die Stimme des Meers.

*

Es scheint auch, er war so unbewußt, so — so — triebmäßig, so —: naiv wie das Meer.

„Man könnte auch sagen: so triebmäßig, fast unbewußt wie — das Kind. Ein heldisches Kind. Als habe er diese ... Dramen wie eine große Selbstverständlichkeit geformt. Und in dieser Vorstellung liegt nichts Widersinniges. Auch Christus war ein Kind noch, als schon Engel und Hirten ihn das Heil der Welt nannten, und er es auch schon war ...“

Ja, es ist absurd, Größe überhaupt in Rangordnungen zu bringen. Oder auch in entwicklungsgeschichtliche Zeitordnung zu bringen. Größe ist einmalig. Abbröckeln kann immer nur Zeitliches. Jahrtausende gingen über Lao Tse hin, aber er ist einzig, wie am Anfang. — Und welche Erscheinung man immer nehmen mag — im Laufe der Jahrtausende (soweit wir Menschen zu blicken vermögen, wie wir am Eingang uns eingestanden) — bröckelt ein wenig des Zeitlichen, das mit dabei war; aber die Größe wird dadurch nur um so deutlicher. Man denke an Christus; wie oft ward er tot gesagt; und was bedeutet es, daß wir ihn heute wiederum tiefer schauen, mit größerem Blick umfassen und erfassen? Daß der erhabene Mythus mit der Menschheit durch die Jahrhunderte und Jahrtausende gewachsen und gewandert ist. Nichts anderes.

*

„Ja, das ist alles wohl richtig. Und doch helfen uns alle solchen Worte nicht vom Staunen, wenn wir vor einer Größe stehn, vor einem Einmaligen. Wie auch als letztes vor Diesem, nach 300 Jahren, immer das Staunen bleibt: vor der Pracht, dem Glanz, der Tiefe menschlichen Fühlens, Erkennens, Gestaltens, vor diesen ... Dramen, die gewiß nicht ‚gebaut' sind und doch vollkommen sind. Und wenn nicht als – Dramen, so doch als gewaltige Menschenwerke. Lassen wir es gut sein. Freuen wir uns ihrer. Denn, nicht wahr? ob der Dichter schafft, der Kritiker mißt und wir ... staunen –: es ist a l l e s nur ein Versuch, dem N a m e n l o s e n in Zeit und Raum und in der Seele ein wenig näherzukommen ..."

Anmerkungen zu Strindberg

Der Dichter kann entweder sein: einer, der von Werk zu Werk, von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt *sich* mit der *Welt* auseinandersetzt, mit dem Schicksal und mit Gott, mit dem ewigen Rätsel des Seins — oder: einer, der hinter dem Werk zurücktritt, der das *Werk* baut, eben als Künstler, der den „Stoff" (um das schlechte Wort einmal zu nennen) aus dem Sein um ihn oder aus irgendwelcher Vergangenheit holt. —

Jede dichterische Erscheinung ist irgendwie in diese zwei „Kategorien" einzuordnen; aber gleichzeitig haben wir's auch nicht so zu verstehen, daß sie fein säuberlich immer in der Welt der Dichtung getrennt wären; vielmehr hat immer die eine etwas von der andern ... Immer ... Denn daß der lebendige Mensch es sei, der die Kunst schafft, in *beiden* Fällen, eben das gibt eine Verbindung schon. Und um diese Doppeltheit der Dichtung ungefähr zu erkennen ist es nötig, entsprechende *Größen* anzuschauen. Beim Troß der halben und Vierteltalente geht erst recht durcheinander, was die unerforschliche Natur (sagen wir auch *dies* Wort getrost!) in den reinsten Ausprägungen nicht immer ganz auseinanderhält.

Auch liegen die größten Reize der Natur in der Mischung. Nur nicht *so*, wie die Bastarde der Kunst meinen. — Wie alles um- und ineinandergeschlungen sei in der Welt, Schicksal und Wollen, Traum und Tat, Sehnen und Erfüllen, Natur und Mensch: das ist, was den Dichter lockt, der mit tieferm Organ hineinhorcht; er fühlt sich umknäult,

umschlungen, er will sich entwirren, freimachen, er wendet maßlose Anstrengungen, maßlose Energien daran und glaubt von einem Schicksal zum andern mehr frei zu werden, glaubt von einem Werk zum andern das Letzte zu finden – und hält zuletzt nichts; denn es gibt kein Letztes. Aber er hat sich maßlos gequält ein Leben lang; und wenn er dann weise ist, weiß er: das ist das Bedeutendste an der fast tragikomischen Geschichte. –

– – – – – – – – – – – – – –

Da hätten wir in etwas schon das Wesen des einen Dichters, eben des, der sich in seinen Werken entläd. (Den Unterschied subjektiver und objektiver Dichter wollen wir nicht machen; denn den Unterschied gibt's nicht, da der „rechte" subjektive genau so objektiv ist, wenn er auch sich immer zum Ausgang nimmt ... und der „rechte" objektive immer genau so subjektiv ist, da er doch [woher der „Stoff" auch genommen sei –] da er doch das Werk schreibt.)

Ich selbst fühle mich der ersten Gruppe mehr verwandt, ohne Reize und Qualitäten der andern zu verkennen. Ich fühle mich z. B. durchaus als Antipoden etwa der Kunst einer Anna Croissant-Rust und stelle doch das Schaffen dieser Dichterin (die unter den Dichterinnen Deutschlands einzig, fast allein dasteht und nicht genügend hoch gewertet wird) recht hoch. –

Dies alles ist im wesentlichen gesagt vom Standpunkt des auch Schaffenden, vom Standpunkt auch der philosophischen Kunstbetrachtung. Was wäre zu sagen vom Standpunkt des Lesers?

Vielleicht wäre da zunächst zu f r a g e n: Willst du Erlösung oder Genuß?

Vielleicht gibt die größte Erlösung der Erstere. — Ich sage gleich: es ist schwer zu entscheiden. Aber ich vermute es.

D e n n: die Fragen der Kunst können nicht rein im Abstrakten erledigt werden. Der M e n s ch bleibt doch immer. Und letzten Endes geht der Mensch immer nach Erlösung, nicht nur so nach Kunst. Darum ist bei der großen Menschheitsepik und Menschheitslyrik kaum zu entscheiden, ob die Werke als Kunst oder als religiöses Werk zu betrachten seien ... Sie sind eben Menschheitswerk. Und schließen die Kunst mit ein ...

Die Bibel, die indische Mystik, die mittelalterliche Mystik, Bach, Beethoven, Lao Tse.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dies sind schon etliche Anmerkungen zu Strindberg, wenn auch sein Name noch nicht genannt wurde ...

Es ist oft lächerlich, warum man einen M a n n spät kennen lernt. Zugleich ein Beispiel für die eventuelle Gefährlichkeit der Kritik: ich hatte in jungen Jahren Interesse für die neue Dichtung; in der Brandung, die damals an mein Ohr klang, war auch der Name Strindberg, der damals wohl gerade seine okkulte Periode hatte und darob von einem waschechten Naturalisten verrissen wurde: man solle uns den krank gewordenen Strindberg nicht mehr als Größe aufreden wollen ... D a m a l s hielt mich die Kritik ab, Strindberg kennen zu lernen, und durch lange Jahre wirkte das nach. Schade für mich;

es tut mir leid, einen großen Menschen und Dichter nicht eher gesehen zu haben ...

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Rahmen eines Aufsatzes kann man nur Anmerkungen zu Strindberg schreiben, so umfassend, so vielgestaltig, so vielgliedrig, so sich wandelnd von Werk zu Werk ist sein Schaffen.

Sucher wird er immer mächtig anziehen. Aber es müssen freie, ganz freie Gehirne sein. Und das auch deswegen mit, weil eine letzte Unfreiheit in Strindberg selber blieb. Ein ganz wenig hing sein Hirn schief, nicht bloß in der Zeit, da er am Irrenhaus so eben vorüberkam. Wie genial, mit Münchhausenscher Kraft er sich auch am eigenen Schopf aus dem zähen Sumpf des Verfolgungswahns und der Hirnkrankheit herauszog (denn es geht: dies am eigenen Schopf sich herausziehen und retten) — ein Letztes blieb: Unfreiheit, Gebundenheit. Nicht klar-sehen. Und ganz zuletzt erkennen wir: es war immer dagewesen, hatte nur eine Krise durchgemacht und war abgeebbt.

Die Dichter, deren Werke Selbstbefreiungen sind, sind am meisten solchen Fährnissen ausgesetzt. Strindbergs Fehler: nicht genug räumlich zu sehen, seine Einseitigkeit; — seine Größe und Kraft: die Probleme und Abgründe der Welt und Seele doch höllenhaft zu gestalten ... Eben: nur ganz freie Hirne können ihn in der richtigen Perspektive sehen. Tun sie es aber, werden sie ihn tief lieben.

Werden sie eine große Trauer fühlen. (Daß das Schicksal einen herrlichen Giganten eines Letzten ermangeln ließ.)

Werden sie gleichwohl befreiend fühlen: wie man am

Rande des Abgrunds gehen kann und doch nicht hineinfalle... Kurzum, werden sie ihn lieben: als den ganz Großen, dessen Werke noch dort groß sind, wo sie auch schief wachsen. (Schiefgewachsenes Werk ist meist erledigt; bei Strindberg sagt man: und doch e c h t, und doch grandios!)

* * *

Eine Berliner Zeitung hatte rundgefragt, was man während des Krieges lesen solle. Es war ulkig zu lesen, die Antworten nämlich. Wo echte Begeisterung geliebte Werke empfahl, war man's zufrieden; wo Kunstschulmeisterei Direktiven geben wollte, konnte man böse werden; das Interessanteste aber waren etliche Werke, die g e n a n n t waren und — die n i c h t genannt waren. Ich will bei letzteren bleiben; nicht weil ich meine, es sei überhaupt von Belang, was man während des Krieges lese. Das erledigt schließlich doch jeder nach seinem eigenen Sinn und nach den Zufälligkeiten, und man kann es sogar kaum schelten, wenn einer nur die Schlachtberichte und Feldpostbriefe liest. Denn da h a t er etwas Reales. Fühlen wir Dichter und geistigen Menschen uns während so großen langwierigen Krieges doch mehr oder minder erledigt und müssen warten auf Frieden, daß wir wieder sein dürfen. Aber um ein Beispiel zu geben: Strindberg war nicht dabei. Nicht etwa wegen der Ausländerei, die die Deutschen angeblich nun aufgeben werden; (denn es waren russische und französische und belgische Dichter gleichwohl genug genannt, die man lesen solle, jetzt) sondern es war wohl nur die typische oder bezeichnende Vergeßlichkeit, daß Strindberg nicht dabei war; ein Beweis: wie wenig

er erst noch im Bewußtsein der Heutigen sitzt. Und das, obwohl er, wie selten einer, diese Zeit (mit Außerbetrachtlassung des Krieges) repräsentiert.

Vielleicht kann man Strindberg eine Etappe auf dem Wege zur Genesung des Dichtertypus und Dichterideals nennen. Das widerspricht dem nicht, daß ich sagte: sein Hirn habe immer ein bißchen schief gehangen. Eben deswegen vielmehr. Er suchte. Er wollte genesen. Vielleicht ist er seit seinem Tode daran, zu genesen. Vielleicht: wer einmal mit s e i n e m Mut und s e i n e r Unerschrockenheit in das Jenseits dringt, in die Wahrheit des Seins, wo man sich mit den Elementen selbst auseinandersetzt, daß der da ihn schaut als den Genesenden. Vorerst brennen noch die Wunden des Lebens und Schicksals, brennen Scham und Schmach, brennt das Weh der Welt. —

Der Weg zur Gesundung ist in diesen Dingen der Weg zur größeren Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Der Dichter wird Wahrheitssucher. Wilder, maßloser, ungebändigter als je ein Goethe es gewesen. Aber darum uns vielleicht menschlich näher kommend. Nicht so distanziert. Darum: geliebter, darum auch: gehaßter. Ich weiß wenig Genaues, aber er muß maßlos gehaßt gewesen sein. Es gibt noch heute kritische Harlekine, die wutverzerrt Ibsen oder wen sonst gegen ihn ausspielen. Ausspielen, im wahrsten Sinn des Worts. Als ob es darauf ankäme. Als ob ich, wenn ich meinen Blick fest auf so eine Erscheinung wie Strindberg richte, um sie zu erkennen, anständigerweise auf eine andere in seinem Umkreis schielen dürfe oder auch anständigerweise nur k ö n n e. — Und da Strindberg August heißt, was liegt ... ferner, als ihn den tragikomischen

„dummen August" zu nennen. Nenn ihn aber so, und es wird selbst Menschen geben, die es geistreich finden, vor allem, wenn du für ein großes Blatt schreibst. Ich aber, so es wirklich geistreich ist, will Steinklopfer werden, denn dann werd' ich's als „Schreiber" nie zu etwas bringen.

— — — — — — — — — — — — —

Schon daß Strindberg sich als Sohn einer Magd fühlte, ist ein Zeichen seiner Gebundenheit. Er stellt das Problem, aber er stellt es auch immer gleich ganz einseitig, — wie scharf auch immer. Denn ganz gewiß ist er ebenso der Sohn seines Vaters. So bewegt sich die Forschung leicht zu sehr nach einer Seite. Bei der Frauenpsyche ist es bei ihm ebenso. Wir werden das noch sehn ... Liest man dann aber dies Buch „Der Sohn einer Magd", den Roman, die Selbstbiographie — — so steigt's auf: eng, muffig, klein, geschlagen, verkannt, unerkannt, — — schluchzend wehmütig, aber groß, groß; einzig in der Darstellung: DIE KINDHEIT — und DAS WERDEN!!

Daß wir im Deutschen unterschiedliche Erziehungsromane von unterschiedlichen Asmus Sempers haben, — daran denkt man beim Lesen des Werkes gewiß nicht. (Ein Beweis, wenn es dessen bedürfte, daß echte und unechte Dichter sich arthaft unterscheiden; denn selbst ein kubifizierter Otto Ernst bliebe — Otto Ernst. Der echte Dichter ist nur ...anders!!) Aber man denkt unfehlbar an eigene Kindheitsschmach, an Kindheitsleiden, Traum und Hoffen ... Oder man denkt auch nicht daran, sondern geht nur im atemlosen Lesen in diesem einen Schicksal auf, — erkennt aber spät danach dann doch: jedes eine

spezifische Schicksal (hier der Kindheit) ist Symbol für alles Schicksal. Warum? Darum, daß ein Mensch ganz wahrhaftig war, da er's schrieb. —

Hier einen Augenblick halt! Was heißt Wahrhaftigkeit? Liegt es im Effekt, im Erreichten, im Geleisteten? Eben nein! Sondern in Wunsch und Wollen. Strindberg mag in tausend Dingen etwa geirrt haben ... die Wahrhaftigkeit bleibt als Letztes — als Odium meinetwegen, an dem gesunder Instinkt errät: wer was will — und wer Erfolg will.

Strindberg hat nie Erfolg gewollt. Aber er hat ihn, wie jeder große Dichter (und des Werts der Werke bewußte Dichter), ersehnt. Zum Erfolgwollen fehlte ihm: Klugheit; er war (und hier stimmt's) zu dumm dazu. Wie jeder echte Dichter dazu zu dumm ist. Wohl ihnen. Es ehrt sie.

Solche Menschen sind besessen von ihrem Werk. Die Aufdeckung der Gründe ist heilige Pflicht. Sie brennen, wenn sie schaffen. Das fällt keinem ein, der den Erfolg will. Der raucht vielmehr ganz gemütlich lange Pfeife dabei; und wohl ihm, wenn er's tut, denn dann kriegt er sicher den Erfolg. — Die andern brennen. Und da sie allein sind, in schauerlicher Einsamkeit, aber noch ungesehen, umbaut von Wänden, noch umbaut von irdischem Leib, — sieht ihr Brennen erst keiner ... Bis alles das um sie zerfällt und das Licht steht in der Weltnacht: — ein neuer Stern. —

Dies Schicksal des Dichters und Menschen ist zu schauerlich, als daß die Menschen lange dabei verweilen mögen. Es quält zuviel. Weg damit. —

Aber der Gequälten einer war Strindberg wie nur je. Und nicht bloß, w e i l sein Hirn ein wenig schief hing, auch weil er brannte und zur Wahrheit wollte, weil er alle Lüge zerschlagen wollte; der Gequälten einer, vielleicht mehr als der große Brentano (der reiche Brentano) und der unglückliche Lenau.

* * *

Von mancher Kunstschulmeisterei abgesehen, die sich heute mehr als je breit macht, — jeder Künstler erzieht eo ipso, weil er immer Menschen findet (irgendwann) die sich in ihm finden; aber wollen tut er das nicht (das Erziehen). Auch ist dies Erziehen doch etwas anderes als das Belehren der üblichen Kunsterziehung; es ist das Aufbrechen des Menschen, der liest unter dem Einfluß, unter der Hitze, der Temperatur des Geistes, d e n er liest.

Das Werk Strindbergs ist so umfangreich, daß es zuerst schwer zu übersehen ist; aber w o man den Blick auf ein Werk richtet, da hat man i h n. Die durchgehende Linie: die dauernden Selbstbekenntnisse; in den Romanen: Sohn einer Magd, Entwicklung der Seele, Beichte eines Toren, Inferno — Legenden, Entzweit — einsam; aber auch in den roten Zimmern, einem Teil der Novellen, in einem großen Teil der Dramen. (Der Vater, Kammerspiele.)

Aber außerdem: naturalistische Romane und Dramen, (Und wie? Entzückend; — von einer Wahrheit, wie nur je von einem „objektiven" Dichter.) historische Dramen, historische Novellen, historische Romane. — Dazu Wissenschaft: Sylva Sylvarum, — schwedische Natur, Chemie,

Dramaturgie (geniale Bücher, was immer davon bleiben möge oder nicht — an Wissenschaft —); schließlich die Blaubücher, Abhandlungen, höhere geistige Wissenschaft. — Und so weiter ...

Die durchgehende Linie: das Werden seiner selbst, das Ringen mit den Mächten der Welt, mit den Verstrickungen des Lebens, das Totschlagen von vermeintlichen und wirklichen Lügen und die Gewinnung eines winzigen Raums in der Welt, daß man in Frieden Atem hole; nicht wahr, Strindberg? Aber schließlich: man hat doch gelebt; wenigstens auch alle Höllen durchgekostet, — und das kann noch nicht einmal jeder von sich sagen.

Der alles durchflutende Strom bei ihm, sichtbar oder unsichtbar, wie ein dauerndes elektrisches Zucken: aufwachen. Dabei ringt er mit sich selber und ist selbst nicht immer ganz wach. Aber die andern schlafen vollends.

Aufwachen! Aufwachen! Die Menschheit sehnt zum Erwachen. Ah, das ist schrecklich. Denn wir sind, weiß Gott, immer noch im Schlaf. Im Tran des Halbschlafs. Nichts ist schmerzender als Aufwachen. Aber es liegt auf dem Weg der Menschheit, aufzuwachen; darum muß es sein. Aber es tut weh ...

* * *

So wenn er die Ehe seziert und vor allem die Frau. Grundsätzlicheres hat kaum einer dazu gesagt. Aber auch hier die Einseitigkeit. Wir werden sehen.

Man spricht von Strindbergs Frauenhaß. Das Wort aber trifft nicht! Es ist genügend ersichtlich, daß er die Frauen nicht gehaßt hat. Er war aber ein Ritter, ja, ein

Fanatiker der Wahrheit. Aber immer ganz groß und ehrlich; nur manchmal irrend. Aber ohne Kleinlichkeit. Immer bohrend: in die Tiefe. Er hat Furchtbares über die Frauen gesagt. Aber er haßte sie nicht. Man könnte schließlich von Haß bei ihm reden, aber dann gehört unbedingt dazu, daß man dabei sagt: daß *sein* Haß etwas ganz anderes sei, wie sonst der Haß der Menschen. Er gehört unbedingt zu *den* Menschen, die nie im Leben eine ihrer Lieben vergessen konnten. (Dreimal verheiratet trotzdem.) Und doch: er bohrt, er öffnet, er legt bloß. Das hat ihm besonders wohl den Titel des Frauenhassers eingetragen. Wenn er etwas haßte, dann vielleicht das Schicksal. Aber das auch vielleicht garnicht einmal; er rannte wohl bloß so dagegen an. Aus Kraft. Aus Kraft. Und Wut. Und brüllendem Wunsch, aus dem Traum in den Tag zu kommen.

Geniale wie einseitige Psychologie hinsichtlich der Frauencharaktere. Aber immer groß. Aber einseitig. Aber frappierend. Weil richtig. Und doch falsch — wenigstens in Teilen. Es wird zuviel auf den einen Teil gehäuft. Aber wie der Teil gesehen wird: das ist offenbarend-erschreckend. Grausend und grauenhaft. (Der Vater, Kameraden, Fräulein Julie, Gläubiger: — die Dramen, Richtfest, Quarantäne: die Novellen usw.) Und dann: man muß sehen, was dahinter liegt, hinter diesem scheinbaren Fanatismus, mit dem er unerschrocken, unerbittlich die Seele der Frau, seine eigenen Wunden bloßlegt, seine eigenen Sehnsüchte und die immer wieder im Zusammenleben mit der Frau ausbrechenden Konflikte des Mannes und der Frau bloßlegt. — Ich sage: man muß sehen, was dahinter liegt ...

Er schrieb gewiß nicht aus Haß seine Werke; er schrieb, weil er mußte, weil er Dichter war. Berufener. Wer zweifelt daran? Er war einer, vor dem nichts unwichtig ist, der sich nicht auch mit einem „so ist's nun mal" oder: „so sind sie" (nämlich die Weiber) hinwegtäuschen wollte. Er wollte in Wahrheit, in Glück und Frieden leben; er wollte ein Leben ohne Lüge; und weil er das wollte, darum zerbrach ihm das alles. Er gehörte zu denen, die in simpelsten Vorkommnissen Weltgefühle erlebten, Welttragik. Seine Psychologie ist furchtbar scharf und einseitig. Das kann den Eindruck hervorbringen, er hasse die Frau, — aber nur auf den ersten Blick. Wer sich nur ein wenig Mühe gibt, erkennt: es ist nicht so. Er hat vielmehr die Frauen sehr geliebt. Daß sie das nicht merken, offenbart vielleicht ihren (wie Möbius sagte) physiologischen Schwachsinn; aber ich lege mich nicht auf Möbius fest. Strindberg gehört zu denen, die an der Frau und ihrer Aufwärtsbewegung arbeiten; denn selber tun sie das ja nicht. Das muß alles der Mann für sie machen. Wie überhaupt der Mann die Marschroute der Entwicklung angibt. Die Frau ist eben a n d e r s! Das ist keine Herabminderung ihres Wertes, keine Herabsetzung, wenn man erkennt, daß das s o i st. Denn schließlich sind wir Männer ja alle vom Weibe geboren. Also umschließt (metaphysisch) das Weib beide: Weib und Mann; aber —: in der Berührung von Mann und Weib als Nebengepaarte, da liegt der Konfliktstoff; — — aber Mutter und Sohn: — das ist etwas ganz anderes. Mutter und Kind. Maria und Christus — man denke. Obwohl auch da Konfliktstoff liegt. Das ist aber Konflikt wie zwischen Vater und Sohn, wenn näm-

lich im Leben und in der Entwicklung der Sohn anders will als der Vater; Konflikt zwischen alt und jung. —

Kurzum: Strindberg hatte zweifellos ein Ideal vom Weibe, vom neuen Weibe und seiner Liebe ... — (Vielleicht müßte das ein ur-uraltes Weib sein, nur aber mehr WEIB als wir wissen und ahnen ...)

Ha, wie er trifft, Schlag auf Schlag und haarscharf: die Psychologie der Frau; und doch: er übersieht, ob das alles aus dem Grund der Seelen, der Frauen und seiner eigenen, hervorgekommen wäre, wenn sie, der Mann und das Weib, nicht so aneinandergekettet wären? Wie, wenn das Problem eine Frage des anders zu ordnenden Zusammenlebens wäre? Wie, wenn bei zwei Frauen, wenn sie so unlöslich aneinandergekettet wären, wie Mann und Frau, dieselben Konflikte hervorbrechen würden? Wie, wenn es bei zwei Männern, wenn sie zusammengekettet wären, auch so wäre? ... Denn der Boden der menschlichen Seele — bei Mann und Weib — liegt voll unzähliger und unnennbarer Keime; — was alles daraus wachsen kann unter den und den Bedingungen — wer will das sagen?

Strindberg wollte sich und den Frauen nichts vorlügen. Er wollte nicht lügen, es wäre alles eitel Glück und Harmonie und idealer Zusammenklang ... Er wollte, wo er Abgründe wußte, keine dünnen Bretter darüber legen. Er riß Bretter, von Gesellschaft und Konvention gelegt, weg und zeigte die Tiefen der Seele. Er liebte die Frauen vielleicht mehr als sie sich selber liebten ... Das meine ich so: mehr auf die Zukunft hin, die sie noch erreichen müssen. Aber die Frauen sind vielleicht langsamer in der

Entwicklung. Warum? Das ist schwer zu sagen. Jedenfalls: Strindberg wies die Probleme. Und quälte sich selber furchtbar nach einer Lösung.

* * *

Er braucht keine Requisiten, um die Hölle zu zeigen. Er brennt ja selber drin.

Die Hölle der Ehe ... Er weiß schließlich auch: ein blindes Fatum ist „schuld" ... Aber sie werfen meist einander beide gegenseitig die „Schuld" vor.

Die Hölle des Wahns. – In Paris lebt er schon getrennt von seiner (zweiten) Frau; treibt Chemie, will das Geheimnis des Goldes finden; glaubt es gefunden zu haben; hier, inmitten und bei allem scharf-logisch und wissenschaftlichen Arbeiten, die Tragödie des Wahns, des kranken Hirns; im „Inferno" steht's. Schaurig, wahr, erschütternd. Die Hölle, das ist kein Abseitsort, kein tief im Bauch der Erde liegendes Feuer. Geh durch den Alltag: das ist Hölle – oder Himmel, je nachdem. Für ihn ist's Hölle. Bei aller Arbeit, bei Ausheilung seiner an den Retorten verbrannten und zersprungenen Hände, bei allem maßlosen Warten und Lauschen findet er „Zeit", um jene Tagebücher zu führen, aus denen „Inferno" hervorgeht. Und wie muß er sie geführt haben! Unerbittlich und wahr. Das Zimmer im Hotel Orfila in Paris, und das Raunen um ihn; der Blick aus dem Zimmer in den Hof, an dessen Mauern entlang hundert Kothäuser stehn; und nachts das Lauschen auf die Teufel von Feinden, wenn er hört, wie sie die Elektrisiermaschinen aufstellen im Zimmer neben ihm, über ihm, – so! Und dann g e h t die

Maschine ... oh, er fühlt es, es ist kein Zweifel. Dann fängt's an: sein Herz fängt rasend an zu schlagen, seine Nerven krümmen sich, er springt auf, rennt hinaus – fort. – Und so von Tag zu Tag. Immer auf der Lauer gegen Feinde, die nicht da sind. Aber das Grausen ist da. Die überweltliche, kalte Atmosphäre eines Hirns, das in Unordnung ist. – Oder er hört den „Aufschwung" von Schumann spielen, aus irgend einem Zimmer des Hotels, und weiß: ER ist da! Wer? Nun, der Russe, sein Feind. Popofski! Wißt ihr das nicht? Ist doch selbstredend! 10 Tage lang hört er jeden Morgen den Aufschwung; 10 Tage lang lebt er in Angst und Schrecken. Er weiß: Popofski will ihn vernichten. Was soll er tun? Sich verstecken? Aber Popofski weiß ja doch, daß er da ist; denn warum spielt er sonst den Aufschwung? – Dann auf einmal ist das weg. Popofski spielt nicht mehr. Er atmet auf. Bis ein neuer Schrecken einsetzt. Und so weiter ... das Inferno durch, und in den „Legenden" folgt die Fortsetzung. Man liest's und weiß: so ist ein krankes Hirn. Erschauert und fühlt: wer ist letzten Endes sicher davor?

* * *

Er hat sich selber aus diesem zähen Sumpf herausgezogen. Er selbst. – Und für jedes kranke Hirn ist es selbst die Rettung. Nicht der Psychiater. Wäre Strindberg damals (fast kam es so) ins Irrenhaus gesperrt worden, nie wieder wäre er herausgekommen. Die Literaturgeschichte hätte verzeichnet: schließlich endete der begabte Dichter in der Irrenanstalt. Gott sei Dank, daß Strindberg auch diesen Beweis der Wissenschaft lieferte (die er

— vielleicht — wirklich „haßt", weil er hinter ihre Schliche kam): daß die Rettung des kranken Hirns etwas Metaphysisches ist und das Hirn selber nur sie leisten kann, sofern noch die Kraft da ist.

Denn: nach all dem hat er die Blaubücher und Ostern und Luther und unzählige Werke geschrieben, die groß sind. —

Zu sagen, daß er mit 50 Jahren fertig gewesen sei, sein Hirn ein Klapperkasten, ist Blasphemie kritischer Tunichtgute oder Geschwätz alter Narren. Auf alle Fälle: es erreicht ihn nicht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Lüge der Wissenschaft! Ha, der alte Berserker hat sie erkannt! Hier, aber auch nur hier, glimmt es wie Haß. Und sie haben ihn wieder gehaßt. Denn sie wußten, wie tief im Prinzip er recht hatte. Mochten sie auch hoho, hoho lachen —: über Irrtümer, die einem genialen Dilettanten der Wissenschaft, wie es Strindberg einer war, unterlaufen müssen. Aber dies Volk ahnt ja nicht, daß ein gaurisankarhafter Irrtum Strindbergs wertvoller und weiteren Blick gebender ist, als ein Müllhaufen unzweifelhaftester Gelehrsamkeit. Eine Seite Irrtum in den Blaubüchern oder sonst wo, ist fruchtbarer für die Hirne als dicke Wälzer von Gelehrten, die ihre Position erschwitzten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

So ist die Kraft des Menschen. Ungeheuer. Was die heterogenen Werke dieses Mensch-dichters verbindet, wird man allmählich deutlicher sehn. Man wird endlich sehen: seine immense Menge der Anregungen, seine immense Künstlerschaft im Drama, im Roman, in der Novelle...

Und hier fällt mir ein, daß ich davon noch gar nicht geredet habe. — Ja, doch! Aber was davon reden? Was so ein Mensch schreibt, und daß er sie schreibt, die Werke, und sie gut sind — das ist nun einmal so. Solchereins, wie Strindberg, hat weniger Qual mit der Vollendung der Werke, als mit dem Leben. Daß die Werke gut werden, wie gesagt, das ist halt so. Shakespeare muß ähnlich gewesen sein, denk ich mir.

* * *

Ich möchte ihm einmal begegnen. Denn man weiß ja nicht, wie groß die Welt ist und wieviel Möglichkeiten sie offen läßt. Der Möglichkeiten Unzahl.

— — — — — — — — — — — — — —

Und einmal bin ich ihm begegnet. —

1.

Du standest auf der Höhe vor dem Licht.
Die Zeit war spät. Vordem sah ich dich nicht.
Ich sah dich spät. (Denn ich ward spät befreit
aus alter Zeiten Schutt.) Du warst schon weit
vorauf und fern. Mein Blick, so lang verbaut,
sah endlich freien Horizont. Und da
sah er dich fern und hoch. Wo Himmel blaut.

Du standest auf der Höhe vor dem Licht,
rein war und gut, mannhaft und stolz dein Angesicht.

Ich liebte dich. —

Und da erkannte ich:
Verfemter, Schmachbehäufter und Verbannter,
Heißglühender, Haßsprühender und Vorbekannter!
Der Schreck stand mir zu Halse auf –
Du Ragender, du Unerkannter!
Sie standen rings im Tal zu Hauf.

Sie warfen dich mit Steinen, und
du tatest auf und zu den Mund,
aber man hört' es nicht. Du sprachst. Sie warfen.
Hinauf. Du sahst hinab.
Sie trafen.
Du standest groß vorm Abendlicht,
ein Riese, der herniederspricht.
Sie hörten's nicht.

Aus deinem Hirn brach's wie ein Schein:
Grünfahl, gelbhassend, sprühend
und sagte: Seht, ich bin allein!
Ich bin hier oben; ich bin glühend.
Ihr seid sehr klein ...

— — — — — — — — — — — — — —

Ihr habt mir was ins Blut getan.
Ihr tatet Gift in Trank und Speise.
Euch dank ich Haß und Qual und Wahn.
Ihr jagtet mich auf Flucht und Reise.

Ihr habt mir meinen Sinn verrückt,
Ihr habt mein gutes Herz zerstückt
und meine Seele mir zerpflückt.

Aber aus allen unsagbaren
Qualen erstieg ich neu und groß,
ganz groß. Und größer. Zu den wahren,
den letzten, größten, offenbaren
Geheimnissen. Ich riß mich los,
ich riß mich aus den Wurzeln, aus
menschlichem Boden. – –
Ha, die Weite
der Ewigkeit! Des Raumes Breite,
des Raumes Tiefe ... Ha, es raunt
die Stille um mein Haupt, mir singen
die Weiten mit den sieben Ringen. –

Das Blut wird still, die Seele staunt. –

Nur: ein ganz wenig hängt mein Hirn zur Seite.

Es hängt ein wenig schief. Sonst denkt es brav.
Sonst fühlt es tief ... die letzte Ferne ...
Irgendwo ist ein Schmerz, da traf
mich irgendwas an meiner Stirne ...

Sonst bin ich brav ...

— — — — — — — — — — — — — —

Du tatest auf und zu den Mund,
es hörten dich die Einsamkeiten;
und schautest nieder auf den Grund
der schon entrückten Erdenheiten.

*

Und dann stand einer auf, das war
nicht Menschenleib. Das war der Tod,
ganz nackt (lag Asche ihm im Haar,
und seine Fäuste waren rot
vom Blut), der warf den größten Stein
dir grad aufs Herz; du mußtest schrein;
der Schrei flog dir zum Munde aus,
als wie ein dunkler Vogel, flog
hinweg; du wanktest, langsam bog
dein Leib sich jenseit und hinüber ...
und langsam nieder.
Und unten lachte laut der Tod,
als wie ein Schlachterknecht. – Das Licht
schwoll auf, vom tiefen Abendgrunde
hinter der Höhe; Abendrot
nahm sanft dich auf; du sankst, ertrankst;
und unten lachte laut der Tod
und schwiegen tausend Menschenmunde ...

Du aber sankst ins Abendrot. –
Und danach starb das letzte Licht.

2.

Ich blieb in einer Nacht allein,
darin begann es sanft zu sprechen:
Der Mensch will sich die Freude brechen
wie Blumen im Frühsommerschein; –
in seiner Hand ... wird alles Pein ...

Die Stimme schwieg. Begann aufs neue:
Was ist der Wahn? Was ist der Schmerz?
Was ist der Zweifel? Was die Reue?
Warum weint ungesehn mein Herz?
Wo blüht die dunkle Blüte Treue?

Wer trägt in sich die große Liebe?
Sei's Mann, sei's Weib? — Wer lebt das Eine,
Unwandelbare, das da bliebe?
Die eine-einzige Traumliebe??
Muß Zweifel sein, und muß Erkennen
bis an die nackte Seele brennen?
Muß das? — —
Wann wird das Weib geboren,
das über sich hinauswächst, das
Leben will ohne Ur-Tier-Haß?
Ich will es lieben. — Aus den Toren
des Jenseit komm ich, sie zu sehen
und werde gehen, wo sie geht. —

— — — — — — — — — — — — — —

Mein Hirn ward schon zur Welt geweitet,
es hängt in Nacht und Schwermut hin;
manchmal pocht etwas unterm Sinn,
der grade denkt. — Es surrt, es läutet . . .

Mein Hirn hängt etwas schief geneigt;
ich weiß es wohl, ich darf's nicht sagen.
Das Licht entschwebt. — Das Dunkel steigt.
Ha: jetzt das Grausen. — Ich will fragen:

Du Hund — bist du's? Am Abend spieltest
du noch das Lied, davon mein Herz
schmolz. Wohl: ich sah noch, wie du schieltest
hinüber, her- und himmelwärts . . .

Du Hund, was drehst du jetzt das Rad
und rollst mit deiner großen Winde
mir meine Nerven auf? Was tat
dir meine Seele, daß du sie
nun spulst? Hund du —! Ich schrie und schrie,
bis daß ich lag, des Fühlens bloß,
bis daß ich schlief, — gleich einem Kinde.

*

Die Nacht ist feierlich und groß.

Wer sind die dunkelnden Gestalten,
die feierlich vorüberschreiten?
Was nicken die Stimmen, und was halten
sie in den Händen, was entbreiten
für Runen ihrer Kleider Falten?
Was schweigt ihr Mund, indes sie schon
ins Wesenlose niedergleiten?

Das Leben ist ein Spuk, ein loser
Zusammenhang flüchtender Schatten;
ein Traum, ein Schlaf und ein Ermatten;
ein Rausch, ein Aufwärtsglühn, ein Fest,
Vorüberflucht glänzender Tage
und T a t, die sühnt. — Bis spät ein Rest
uns drückt und eine letzte Frage.

Im Abend, in der Nacht, da steht
ein Herz und fragt im Angesichte
des großen Dunkels: Wohin weht
mich dieser Weltenwind? Berichte!

Aber die Nacht, die schweigt.

•

Die Stimme spricht. Ein wenig wohl
hängt ihre Frage schief geneigt
im Weltenwind. Der rieselt hohl.

•

Fließt wo ein Wasser weit hinaus...
Aber die Nacht durchsilberte blaß
Himmeltau... Alle Gräser standen
schwarzgrün und dunkel und naß...
Alle Wege fanden
durch das Dunkel zuletzt nach Haus.

Aber im Wasser schwamm eine weiße
Leiche. Die hatte noch nicht gefunden...
Die schwieg. Ihr Schweigen sprach: Ich heiße
Mensch! — Und ich trage Menschenwunden...
Jetzt bin ich stumm. Ich reise — reise,
hinaus, hinab, — in die endlose Weite,
ob wo ein Schlaf sei und ein Gesunden.

3.

Im Traum, in der Entrückung, kann Seele finden.
Nichts kann entfliehn der Gegenwart. Es ist immer da.

Da ich mich sinken ließ, da ich hinabstieg die Stufen,
da fand ich dich! Du warst schon heim. Und dein Leib
verwest,
deine reinere Gestalt war da. Und es raunten die
Quellen;
du warst schon neu geworden. Und du wurdest noch
immer;
warst wieder wachsend. Das Untergehn
war überwunden; du sprachst: Ich werde
wiederkommen nach einem Jahrtausend oder zwei; dann
wird mein Hirn
nicht schmerzen mehr in der Welt, die ich verließ.
Aber die Welt auch wird neu sein dann ...

Ich sprach: Denkst du noch daran?
Hier ist doch das Jenseit, hier ist alles gut.
Wer aus dem Ausgang des „Dort" hinaustritt,
hat das Recht, zu vergessen; hier ist
die Gerechtigkeit Gottes Gesetz. Hier ist das reine
Sein; und die „Sünde" ist nicht, der Irrtum nicht;
hier ist gut sein ...
Er neigte das Haupt ...
Und sprach danach: Es ist wahr; aber es gibt
Schmerzen, die brennen und glühen durch die Jahr-
tausende:
Wenn eines Kindes Blick vergeblich bat,
wenn eines liebenden Mannes Herz gefoltert ward,
wenn eine Güte gesät ward und Haß erstand.

Ich sprach: Vergiß! Vergiß!

Er sprach: Ich weiß. Ich muß täglich hinab in die
Quellen,
daß ich rein werde davon, und gekühlt werde,
daß es nicht mehr so heftig brenne.
Ich sprach: Brennt solches hindurch durch das Kalte des
Todes und der grausen Verwesung?
Ueberdauert's die Zwischenheit?
Er sprach: Es überdauert ... Es gibt Qual mit in das
Jenseit.
Aber wir hoffen noch auf die Erlösung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Da war Trauer inmitten der heiligen Stille,
in der Entrückung des Traums – und ich schrak auf
und erwachte.

4. (Epilog)

Wir lieben dein Werk. Dahinter du aufstehst
und über die Welt hinsiehst ... Die letzte Weisheit
war wohl nicht dein ... Und war doch tief ersehnt von
dir
und halb gewußt und schmerzlich erahnt.
Du zeigst uns, wie das Hirn krank sein kann und der
Mensch doch echt.
Der Mensch doch gut sein kann, wie sehr er auch hasse,
weil er liebt.
Dein Haß ist anders denn „Haß" bei den Menschen.
Du liebst im Haß!
Darum vermag der Haß so klar und wahr zu sehen,

darum bist du gerecht, wo du auch irrst; du hassest nicht,
wie Menschen sonst. Du hast noch GUETE.

Und das Geheimnis dieser Welt war aufgetan
deinem sehr frommen Blick. Durch Not, durch Qual
bist du gegangen ganz allein, in schauervoller
Einsamkeit; hast dein Herz befühlt,
beschwichtigt und immer neu getragen. – –
Du wichst nicht aus dem Schicksal. Wohl, du griffst
das Schicksal an ... So war auch Glück bei dir. –

Bei dir war Glück. Du horchtest an den Dingen. Die
Natur
sprach in dein Ohr ... Wenn manchmal dein Gehirn
dazwischen sang, was n i c h t die Dinge sangen,
so war auch das noch Offenbarung ...
In das EINE
sehnte dich's lang. Der Elemente Singen
zu hören: in den Dingen, in der Erde und in dir. –

Nun bist du in der Nacht. Da singen sie.
Oh, da ist Stille, da ist nur das Eine.
Nur Element. Das Eine. – –
Hörst du mich?
Die Nacht, die tiefste, ist ganz ohne Trauer;
ist gut, ist sanft, ist schlafensschön, und birgt
den namenlosen Frieden aller Welt.

Gedanken über epischen Stil



Es gibt schon Dichter, die die Novelle nicht mehr ernsthaft zur Kunst mitrechnen wollen. Desgleichen den Roman nicht. Bei aller Würdigung dessen, was im Laufe der Jahrhunderte an einzelnen Novellen und Romanen von einzelnen wenigen Dichtern Gutes geleistet worden ist. Sie glauben, daß wir „am Rande" seien, und daß die Novelle als Kunstwerk nicht mehr möglich sei. Auch der Roman nicht. Nun glaube ich aber nicht, daß wir jemals am Rande sein können, sondern daß die Möglichkeiten des menschlichen Geistes so unendlich sind wie der Weltraum. Daß wir also versuchen müßten, zu sehen und zu begreifen, wie hinter dem Ende, das wir im Roman und in der Novelle wohl erreicht haben, neue Weite mit neuen Möglichkeiten sich auftut. — Denn das ist ja schon richtig: die Roman- und Novellendichtung unserer Zeit treibt unaufhaltsam der Stagnation zu; die Kurve, in der sie sich jetzt bewegt, muß in die Unkunst auslaufen. Der Kontakt und die Fühlung mit dem Urgrund menschlichen, kosmischen Seins wird immer mehr verloren; Weltwind und Ewigkeit strömen selten ein in die Prosadichtungen, an die doch, wenn sie wirklich tiefste menschliche Geistesleistungen sein wollen, auch der größte Maßstab zu legen wäre, so gut wie an die Menschheits- und Religionsepen, an die Menschheits- und Religionslyrik. — Man ist nach Wundern hungrig, aber man hat nicht die Ruhe und Geduld, zu warten, bis der Geist Gottes kommt und segnet: — mit dem Schicksal, mit dem Wunder. Und doch

ist vom Wunder und von der Seltsamkeit jetzt mehr als zuvor in den Dichtungen die Rede. Wie ist das möglich? Aus blassen Ahnungen, die in der Zeit umgehen, und die, wenn man ihnen Zeit ließe, schwer, voll und fruchtbar werden könnten, macht der schnelle und fixe Verstand alsbald ein Gebilde, das dann dem ungeübten Auge und Ohr vielleicht vorzutäuschen vermag, es sei ein Leben und organisch Gewachsenes und Geborenes, während der wirkliche Dichter ihm schnell hinter die Flitter schaut und erkennt: es ist die Mimikry des Heiligen... Das ist die größte Sünde des Prosaschrifttums, wenn der Verstand darin alleinig herrscht. Wenn er den wesentlichsten Anteil am Werden solcher Dichtung hat. Da muß ja alles veräußerlichen; da baut nicht begnadete Phantasie die Gesichte auf; da strömt nicht unaufhaltsam ein Fluß des Geschehens; da ringt nicht unablässig ein suchender, schaffender Geist mit der Formung, der Sprache; sondern da „bauen" Verstand, Vernunft mühsam, tagwerkernd, Stein zu Stein probierend, ob es so, ob es anders „passen" möge; da werden Begebenheiten erdacht, erfunden; da wird Sprache — nicht geschaffen, sondern „angewendet", wie bei der Abfassung einer Todesanzeige oder eines amtlichen Berichts... Veräußerlichung allerseits. Oder fast allerseits. Denn es sind vielleicht noch einige Ausnahmen da; es wird wohl noch hin und wieder eine Prosadichtung — geschaffen, wie Dichtung immer geschaffen werden sollte: in heiliger Besessenheit oder — Blindheit — oder in der frommen, überirdischen Klarheit eines heiligen Wissens. Die Jagd nach Sensation findet für all das noch vorläufig täuschende Surro-



gate. Ob es sich nun um gesunde Gemüthaftigkeit handelt oder um Perversion elementarer Sehnsüchte. Die Virtuosität wächst unheimlich. Ihr ist anscheinend „nichts fremd". Sie meistert die Schauer des Heiligen und der Verderbnis gleichermaßen. Virtuosität ist Schnellkönnen; es wird letzten Endes wohl auf eine Hexerei hinauskommen. „Meisterhaft" so manches; meisterhaft „gemacht" ... ja, aber gewaltige Erscheinungen echter „Meister" stehen kaum dahinter. Virtuosität schließt Frömmigkeit wohl fast allemal aus; Frömmigkeit aber ist letzten Endes unerläßliche Bedingung jedes großen Künstlers ...

Wir sind also am Ende oder kommen sehr bald ans Ende, weil zu viel „gekonnt" wird, zu viel Virtuosentum da ist, vor allem in der Novelle und im Roman. Die Sterilität hinsichtlich der Formgebung ist oft erschreckend ... Meisterung der Sprache soll in gewählter, vornehmer Ausdrucksweise sich ankündigen? Aber snobistische Worteauswähler sind keine Dichter, mögen sie vielleicht auch dichterische Latenzen in sich haben. Sprache ist niemals ein Mosaik aus vielen, vielen Wortsteinchen ... So kann man noch nicht einmal sagen: zwischen dem Inhalt und der Formung so vieler Novellistik klaffe eine Lücke; denn der Inhalt ist unlebendig und die Formung unecht, so daß also gar keine Möglichkeit mehr bleibt, beides einer künstlerischen Betrachtung oder Bewertung zu unterwerfen, zwischen Inhalt und Formung Beziehungen zu suchen und zu finden. Die Mimikry der Kunst ist es, die hier ihr totes Haupt erhebt.

Neue Form, neuen Gehalt in der Dichtung hat heute besonders erreicht: die Lyrik. Gibt das Hoffnung auf neuen

Forminhalt auch in der Epik? (Sei es nun die rhythmische oder die a-rhythmische [Prosa-]Epik.) Vielleicht. Versuche sind da zum neuen Epos. Zur lyrisch-epischen Dichtung. Auch zur Novelle. Nur wird man guttun, heißheftiges Verlangen zurückzustellen. Entwicklung, die zugleich organisches Wachsen ist, geht s e h r langsam.

Es gibt Dichter, die meinen (ich hörte es aussprechen): wahre Dichtung sei letzten Endes nur als Lyrik möglich. (Vielleicht noch als monumentales Drama.) Ich will das einstweilen noch dahingestellt sein lassen; meine Sehnsucht geht dahin, daß auch eine höchste Kunstepik einmal möglich sei.

Vergegenwärtigen wir uns einmal dies: Lyrik ist die Ausformung eines nicht nur individuellen, sondern auch rein zuständlichen Erlebensgehaltes, das Gegenwärtige — das Ewige im Zustand. — Epik überschreitet Zeit, überschreitet Raum, ist: Seele in der Wandlung von Zustand zu Zustand (während Lyrik der e i n e Zustand ist). Daraus ergibt sich schon, daß in einem lyrischen Gedichtbuch letztlich ein epischer Charakter herausdämmern könnte, da der Leser beim Lesen von Gedicht zu Gedicht schließlich a u ch Zeit überschreitet ... das Gefühl für das Ueberschreiten von Zeit bekommt. Auch für den Ablauf von Schicksal, denn ein lyrisches Gedicht ist auch meist oder sehr oft die Kristallisierung eines Schicksalsmomentes. — Für die Gestaltung von wahrer Kunstepik haben wir damit wohl noch nichts Rechtes gewonnen. Doch scheint mir ein Weg möglich zu sein: über die lyrisch-epische Dichtung (in der lyrische Gedichte die Etappen des Geschehens, der Wandlungen, des Gleitens — „behandeln") — zur mehr und

mehr geschlossenen epischen Dichtung, die dann vielleicht „freier" oder besser „physiologischer Rhythmus" sein wird oder (ähnlich wie diese): schwingende Prosa. Nötig aber werden immer sein —: richtig erzählte Tatsachen! Auch in den Motiven der Romane und Novellen, in der Führung der Handlung usw. — ist Stagnation zu spüren. Dem Dichter ist nichts nötiger, als neue Welten zu entdecken. Schon wenn er das Leben selbst erst mal entdeckt, ist das sehr viel. Da hat er dann schon überreichlich zu tun, es mit tiefer Seele zu verstehen. Aber auch sonst, Abgründe sind zu erfahren, zu ertauchen neue Reiche und Inseln im Chaos und Kosmos... die Technik kommt n a c h alledem. Wenn der Wille zur Gestaltung, das Muß zur Gestaltung — die Gestaltungs n o t zeitigen... d a n n erst darf die Technik und die Frage nach der Technik aktuell sein. Aber nicht als Technik im bisherigen Sinn, d. h. nicht als Kunstgriff und Geschicklichkeit („wie man etwas mache"), sondern als die zweckmäßige Meisterung der dichterischen Kraft, damit sie sich etwa nicht nur so eruptiv verpuffe. Da wird's dann vielleicht so sein, daß sie sich e r g i b t aus dem, was uns als Künstler dann zur Darstellung reizt. Und sie würde dann (wie in der Lyrik) nur das eine leisten müssen, daß die Sprache nicht als etwas Da-seiendes angewendet wird, sondern immerfort neu entsteht.

Das und kaum etwas anderes hat wohl der alte Walt Whitman gemeint mit seiner Forderung „richtig erzählen". Sonst aber gibt es für keine „Dichtungsgattung" eine lehrbare, faßbare Technik. Technik im alten Sinn ist etwas Rationales, alle wahre Kunst ist aber immer irra-

tional. – Die Flucht in alte Erzählweisen (z. B. bei Paul Ernst), die Nachahmung alter Novellenstile ist nur Bankerotterklärung des gegenwärtigen Künstlers. Wir haben unsern eigenen Stil zu finden, und jeder einzelne Dichter wieder seinen eigenen. Dieser neue Stil aber kann nur ringend und immer neuschaffend gefunden werden. In welches „Ringen" auch des einzelnen Dichters Philosophieren über seine Kunst mit einbegriffen ist (und fast jeder Dichter hat über seine Kunst philosophiert: vornehmlich über das Formproblem). Wohlgemerkt aber: Kunstverstand schafft nicht die Werke ... reine Technik schafft sie nicht ... werfen wir also den Technikbegriff überhaupt weg; oder verstehen wir ihn metaphysisch als einen Teil der Dichterkraft. Dichterkraft hat aber immer in erster Linie Sprachkraft zu sein. Denn alles andere: der sogenannte Inhalt, die Gefühle, die Idee, oder was und wie man alles nennen will, sollen und wollen ja erst dadurch in die Erscheinung treten und Form werden ... eben durch die Sprache. Durch die Sprache, die Dichterkraft ist. –

„Gegen richtig erzählte Tatsachen, wie ärmlich erscheinen alle Romane," sagt der herrliche Walt Whitman. Gegen richtig erzählte Tatsachen! Man liest etwa eine mit Herzblut geschriebene Autobiographie und weiß: richtig erzählte Tatsachen. Rousseaus „Bekenntnisse", Kellers „Grüner Heinrich" oder das Buch des Arbeiters Karl Fischer (ich greife wahllos heraus): richtig erzählte Tatsachen; da ist ja dann nichts ausgeschlossen – was auch den Dichter angeht. Das Leben dichtet oft so überwältigend, so unheimlich, daß man es in der Tat nur „richtig

erzählen" braucht, um ein großes Kunstwerk, ein tief bewegendes Menschenwerk hervorzubringen. Aber das „richtig erzählen" — das macht's. Und das wird kaum ein Virtuos je lernen. Kein Märchenvirtuos kriegt den Fluß der Erzählung eines Kindes, eines Dichters, einer genialen Mutter, eines Andersen, eines Grimm, einer Verena zur Linde und ihrer Märchen heraus. Merkt man, daß hier Zusammenhänge zwischen Mensch und Werk liegen, die etliche Klafter tiefer liegen und tiefer gehen als die stumpfe Schaufel des könnenden Virtuosen? Glühendes Temperament allein, heiliger Impetus allein frißt das Chaos in sich, schwillt über alle Welt hinaus — und gebiert die Wunder geformter Werke, in denen dann wirklich Zeit und Ewigkeit, begrenzter Raum und Unendlichkeit ist.

Fast alle Künstler, wenn sie über sich oder ihr Schaffen mal berichten, haben dann in diesem Sinn betont, wie die Welt oder das Leben sie überwältigte oder Gott und Chaos sie überwältigte, wie sie sich hingaben; wie sie in einem Zustand, der zugleich Qual und Glück war, schufen ...

*

Suchen wir nach all diesem den Begriff der „Technik" zu fassen. Die meisten heutigen Prosavirtuosen haben der Technik zu viel. Sie haben Fertigkeiten und „wenden sie an". Sie berechnen die Wirkung. Sie wählen die Worte (während der Dichter schon wieder — wie das Kind — die Sprache als etwas durchaus Metaphysisches in sich lebendig fühlt). Die Nuancen und Differenziertheiten kommen aus dem Verstand (nicht aus zitterndem Blut

und Nerven), sie haben lose Hand und Weltsicherheit ... Das alles muß ja notwendig von der Kunst abführen. Fragt sich nur, was jenseits dieser auslaufenden Kurve ... anheben kann.

Drei so heterogene Persönlichkeiten, wie die Croissant-Rust, der dekadente Rilke, der sachlich-dichterische Schäfer — ihr Können ist doch wenigstens keine Virtuosität, sondern Kraft aus der Tiefe. Drei Möglichkeiten zur epischen Prosa: aus der genauesten Kenntnis des Lebens, aus Lebensgeschehnissen (und aus einer Phantasie, die im Rahmen solcher Lebensgeschehnisse sich auswirkt) epische Dichtungen zu kristallisieren (Croissant-Rust) u n d: Märchen zu erzählen (Rilke: Geschichten vom lieben Gott) und: so tief mit Intuition das Geschehen erhorchen, ertasten, daß es sich zweifelsfrei selber aussagt: sozusagen im Dichter noch einmal geschieht (Schäfer, der jenseits der Schlagworte Naturalismus und Romantik ist). Ich weiß wohl, die Gefahr zur Virtuosität lauert sehr oft für den Dichter, der zur Reife kam und zur Bewußtheit seines Schaffens und zur Meisterung seiner Kraft. Aber bei solchen Beispielen, wie ich sie eben wählte, sieht man dann doch ganz klar, daß technisches Können hier nicht primär war, daß Technik hier (wie es in aller Dichtung und bei jedem wahren Dichter ist) eine ganz individuelle Fähigkeit ist, die, aus der dichterischen Kraft sich ergebend, der dichterischen Kraft dienend, bei jedem einzelnen Werk individuell sich äußert in der Gliederung, in der Formung des Einzelnen wie des Gesamten. Auch die Technik verliert beim Dichter nicht den Charakter des Metaphysischen — wie die Sprache, wie die dichterische Potenz an sich.

Bis hierher habe ich allgemein, aber grundsätzlich gesprochen. Ich werde nun noch einige Namen nennen. Wenn man aber den oder jenen Namen vermissen sollte, so bitte ich zu bedenken, daß es keineswegs meine Aufgabe sein kann, jeden Dichter zu bedenken. Da es mir auf grundsätzliche Neuorientierung in der Kunst ankommt, kann ich, abgesehen von so unzweifelhaften epischen Unkünstlern wie Rudolf Herzog, Walter Bloem, auch alle die nicht berücksichtigen, deren Werke ein gewisses Niveau einhalten. Vielmehr kommt es mir hier darauf an, zu zeigen, wie etliche Dichter auf dem Wege zu einem neuen Stil sind, welche Dichter in dem epischen Teil ihres Schaffens — sei es in Vers oder Prosa — neue Schönheit zeigen.

Ich habe an anderer Stelle dargelegt, daß und wieso es des Dichters Aufgabe ist, immer seine eigene Sprache und seinen Eigenstil zu finden ... wobei bewiesene Voraussetzung war, daß er das kann, wenn er das Kunst- und Formproblem ganz rein ertastet hat. Ich wiederhole das hier mit besonderer Beziehung auf die Epik —: der Dichter möge als Grundlage und Ausgangspunkt seines Schaffens nicht eine vorhandene Literatur haben, sondern sein eigenes Erleben — und als Darstellungsmittel (wenn ich so sagen soll) seine eigene Sprache. Wir erwarten die originalen Gestaltungen, Visionen, Mythen, Bilder des betreffenden Dichters; nichts anderes. Die Sprache aber hat unendliche Möglichkeiten; sie offenbart dem Dichter, der Herz und Seele bereit hält, immer neue Schönheiten. So ist, um nur ein Beispiel zu nennen, der Hexameter, ein uns fremdes Versmaß, immer wieder, bis zum Uebermaß, bis in die neueste Zeit hinein, „ange-

wendet" worden; — und gerade das undeutsche Hexametermaß, das unserer Sprache so wenig gemäß ist, während der Blankvers als ein deutsches Versmaß anzusprechen ist. Daß Klopstock z. B. so wenig gelesen wird, liegt in diesem Umstand mit begründet; denn seine Dichterkraft im Messias ist groß; es sind machtvoll geschaute Geschehnisse und Visionen darin. — Die Romantiker waren, mehr noch als die Klassiker (nach meiner Meinung), Künder einer rein deutschen Sprache. Ich kann nur bitten, des herrlichen Clemens Brentano Werke daraufhin anzusehen; nicht nur so Gockel, Hinckel und Gackeleia und die Geschichte vom braven Kasperl, — sondern die Gesamtheit seiner Märchen und Novellen. Wir stehen da dem seltenen Phänomen einer organischen, natürlichen Sprache gegenüber, die in dieser Ausprägung gleichwohl Kunst ist. In seinen „Romanzen vom Rosenkranz" hat Brentano nicht immer solche befreite organische Form, aber auch dies Werk ist voll von seltener Schönheit (In seiner Lyrik mischt sich klassisch Vollendetes mit ganz Mißlungenem). — Auch des Novalis Prosa ist Kunst, gleich vollendetem Geist-organismus. Aus der nachgoetheschen Zeit möchte ich besonders zwei epische Dichter von hohem Rang hervorheben: Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer.

Die moderne epische Dichtung (meist Romane, Versepen [bis auf Balladen, die selten gut sind, nicht häufig]) stand und steht unter der Einwirkung des Streites um den Naturalismus. Uebersehen wir heute das Schlachtfeld der Kämpfe in den achtziger und neunziger Jahren, so sehen

wir wenig, was uns heute noch packt, heute noch zu uns spricht.

Von den Naturalisten ist, wie mir scheint, nur Frau Anna Croissant-Rust in der Epik groß. Sie ist eine Dichterin von hohem Rang, nicht nur unter den Frauen, sondern überhaupt. Ihre Werke vereinigen Kenntnis des Lebens und Treue der Darstellung mit angeborner Dichterkraft. Daß sie gleichwohl wenig (verhältnismäßig) gelesen wird und sozusagen im Schatten unserer Auflagenhelden steht, mag eben darin begründet liegen, daß sie große Werte hat. Sind ihre Frühwerke, „Feierabend", weniger reif, so zeigt sie von „Pimpernellche" an über das „Winkelquartett" hinweg bis zu ihren Romanen „die Nann" und „der Felsenbrunner Hof" ein ganz sicheres reifes Können, das durch die herbe klare Novellistik, die manchmal auch behaglich humoristisch ist, wie auch durch das Buch „der Tod" ergänzt wird.

Täuschen wir uns nicht: so viele Romane der Gegenwart, auch berühmte und berühmteste, geben nur so ungefähr Kinokunst; und es ist nicht von ungefähr, daß die Filmanstalten bei manchen Werken so sehr dahinterher sind, sie für die Flimmerkiste einzufangen. Diese Abfolge von Sensationen, diese spannenden Szenen! Angesichts solcher Kunst – stücke versteht man das Wort des Dichters, von dem ich sprach: den Roman könne man nicht mehr zur Kunst rechnen. Wenn es gleichwohl ernsthafte Dichter immer wieder zum Roman drängte, so hat das seine Bedeutung. Und in der Tat ist einzelnes Große geschaffen worden, in dem neue Form oder neue Schönheit die Augen aufschlägt. Ich nenne hier außer der Croissant-Rust be-

sonders Wilhelm Schäfer und Rainer Maria Rilke. Nicht, um beide miteinander zu vergleichen; — diese zwei Dichter sind heterogene Größen, nicht aneinander meßbar, aber beide in ihrem Stil so neuartig, daß ich sie aus den vielen Prosadichtern der Zeit als markante Erscheinungen heraushebe.

Rilke ist der am meisten lyrisch durchsetzte Erzähler. Man wäre versucht zu sagen, er sei auch in seiner Prosa Lyriker; aber ganz würde das nicht stimmen, denn Erzähler ist er a u c h. Aber dieser Stil, leise monoton vibrierend, kommt von seiner Lyrik her, gewiß! Und doch vermag er darin, fast singend, traumhafte, manchmal visionäre Geschehnisse aus der Verträumtheit der Seele in die Sichtbarkeit zu bringen. Seine „Geschichten vom lieben Gott" sind in der Hinsicht am bedeutendsten, sein größtes Werk, und, als Kunst, am vollendetsten — wenn ich mich auch der Wirkung, die von seinem „Roman" Malte Laurids Brigge ausgeht, nicht verschließe. Dies Werk ist noch mehr lyrisch als seine Prosa sonst; erzählt wird einiges, allerdings sehr wenig; aber Sinn, Bedeutung und Wirkung dieser Erzählweise liegen in der Suggestivität, mit der scheinbar Einfaches, aber sehr Subtiles, fast Ungesehenes auf einmal sichtbar wird, stark und anpackend wie Schatten dasteht und mit leiser Stimme zu uns redet und — sich wandelt und auf einmal zu Ende ist, wie ein Lied. Als Epik ist das alles Märchen, also eine der edelsten Formen der Erzählung ... alles lyrisch umrankt — in den Worten nämlich, die musikalisch monoton schwingen (wie in aller Dichtung Rilkes). Als Sprachkönner hat Rilke intuitiv in seinen reifen Werken vielleicht das Geheimnis

ertastet, nämlich: daß Sprache immer etwas Individuelles ist, ein Organismus, und bei jedem echten Dichter ein Lebewesen besonderer Art ist. Die Ueberwindung der „Sprache" als eines „Darstellungsmittels", ist bei ihm fast gelungen, fast ganz ist seine Sprache die Lebens- und Kunstäußerung eines Einmaligen (jeder große Dichter ist einmalig). Daß Rilke, einer der feinsten und bedeutendsten Lyriker der Zeit, zur Epik sich gedrängt fühlt (auch in einigen Gedichten) zeigt jedenfalls auch, wohin die Entwicklung geht: nämlich zur neuen Epik. —

Wilhelm Schäfer ist anderer Art. Wenn man seine Werke liest, erkennt man ein gewaltiges Ringen um die Form — um die epische. Er ist kein Lyriker, und darum wohl konnte er so weit zur epischen Form selbst vordringen. Diesem Geheimnis, der epischen Form, hat er lange und mit unablässiger Mühe nachgehorcht, nachgefühlt, nachgetastet. Daß er nicht, wie Paul Ernst das empfiehlt, eine daseiende epische Form sich aneignen konnte, sich nicht in eine klassisch gewordene Form einfühlen konnte, ist selbstredend; er war zu selbständig dazu, hatte zu starken Zukunftswillen, auch zu starken Instinkt für das Wesentliche: — daß alles Klassische eben in der Einmaligkeit besteht, darin, daß es nie und nimmer nachschaffender Weise entstehen kann, sondern nur mit der Vollendung und dem Reifwerden des Dichterherzens werden muß, das, seiner Gesichte, Träume, Nöte und Hoffnungen voll, seine Sprache und seine Kunstform notwendigerweise selbst aus seinem Innen gebären muß. Die Zeitgenossen hatten ihn fast schon eingereiht und klassifiziert, nachdem er in seinen Anekdotenbänden Schicksale in komprimierter Form ge-

geben hatte. Dann aber überraschte er mit seinem Roman „Karl Stauffers Lebensgang" und hieran direkt anschließend mit dem „Lebenstag eines Menschenfreundes" (einem Pestalozziroman). Und in diesen beiden Büchern war denn nun eine Erzählweise da, die grundsätzlich von der meisten Erzählkunst der Zeit sich unterscheidet; die weit weg ist von dem, was man so Roman zu nennen gewohnt ist.

Es ist, glaub ich, sehr schwer, von der Art dieser Bücher zu sprechen. Von dieser außerordentlichen Formwerdung eines Gewesenen; — beide Bücher handeln von dem Leben und Schicksal einziger, bedeutender Menschen, eines Malers und eines Menschenfreundes (den der kurze Blick der Historiker zu einem „Klassiker der Pädagogik" gestempelt hat). In der Sache eine furchtbare Konzentration, eine ungeheure Einfühlung in Seele und Werk des „Gegenstandes", wenn ich das blöde Wort einmal sagen soll, — dann aber beginnt das Form- und Kunstwerden, — eine Gestaltung, die so wunderschön sachlich anmutet und auch *ist*, aber nur so sachlich sein kann, weil der Dichter all das selbst gewesen ist, was die „Helden" waren. Einer Darstellung, die überrascht durch die Fülle der Details, die jedes Fragen nach der Historie verstummen macht, — weil diese Kunst das Aeußerste leistet, nämlich den Eindruck: es ist *so* und nicht anders gewesen . . .

Sie leistet das in plastischer Aus- und Abrundung der Darstellung, in einem Stil, der sachlich, knapp und doch überaus dichterisch ist; in einem Stil, der atemlos, nie stockend dahinfließt. Atemlosigkeit ist das Kennzeichen der großen Epik; man denke an die Geschichtsbücher des alten Testaments, an deutsche Sagen, Märchen, Legenden; sie

ist auch das Kennzeichen der neuen Epik, zu der Schäfer hier kommt, zu der er weist, und die wir erahnen. Andere Erzähler, die teilweis oder ganz von der Lyrik herkommen, müssen, mein ich, eine reine Freude empfinden, wenn sie sehen, wie eine reine Epik, an der sie verzweifelten, doch möglich ist. Schäfer plant eine Geschichte der Deutschen in machtvollen Einzelgemälden, die alles Wesenhafte der Entwicklung enthält; ein Werk, in dem das Schicksal und Wesen der Deutschen Wort geworden ist, etwa wie in der Bibel Schicksal und Geschichte der Juden Wort ward, d. h. Kunst, Epik ward, Mythus und Sage, — und in der Sage: letzte und bleibende Wahrheit. Ich habe Bruchstücke daraus kennen gelernt und hoffe auf ein machtvolles Werk. — —

Paul Ernst sei noch genannt. Ich erwähnte ihn schon. Er nimmt eine Sonderstellung in der Zeit ein. Er ist, nachdem er anfänglich dem Naturalismus angehörte, zu einer Epik gekommen, die an dem Stil altitalienischer Novellen orientiert ist (die er auch übertragen hat). Er glaubt, in diesem Stil, der im wesentlichen in seinen Novellen wie in seinen Romanen der gleiche ist, d i e Darstellungsart gefunden zu haben, die überhaupt möglich sei. Ich glaube aber, er vergißt, daß ein Dichter, der von einer schon vorhandenen Form ausgeht und sie nachahmt, allenfalls das Original erreichen kann, nie es überbieten kann, nie neue Schönheit auf diesem Wege erreichen wird. Außerdem: wie soll der auf einfaches Erleben und Geschehen gestellte Stil die Kompliziertheit und Subtilität gegenwärtiger Seele umfassen können? Mir scheint doch, als wenn Paul Ernst ein Dichter sei, der aus Unvermögen,

über den Naturalismus hinaus zu sich und seiner Sprache zu gelangen, in die Vergangenheit geflüchtet sei. Daß er dabei Einzelnes gestaltet hat, das sehr eindrucksvoll ist, sei gern zugegeben; eben in manchen Phantasiegebilden, in Neuschöpfungen, die man am besten als Sagen bezeichnet (Papedöne u. a.). Sonst aber kann ich seiner Kunst- und Formphilosophie keinen Erfolg wünschen, da sie, wenn sie durchdränge, zur Erstarrung der Sprache führen würde. Es ist aber nicht so, wie Paul Ernst meint; vielmehr raunt der Geist der Sprache noch immer dem Wunderdinge ins Ohr, der demütig genug ist, dem Geist der Sprache zu lauschen.

Bruchstücke, kleine Erzählungen, die neuen Stil, neue Formschönheit zeigen, habe ich bei Peter Hille, auch bei Otto zur Linde gefunden. Stücke, die bedauern lassen, daß von den Dichtern kein Großes und Ganzes geschaffen wurde.

* *
*

Genannt werden muß schließlich noch ein Prosabuch, das mir in die Reihe der Dichter nicht recht hinein passen wollte, das eine Erscheinung für sich ist und auch keinen „Zünftigen" zum Verfasser hat: das Buch des Arbeiters Fischer „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters". Es muß aber in diesem Zusammenhange genannt werden. Denn einmal ist es ein Erzählbuch; der Verfasser erzählt sein Leben und tut das in einem monumentalen Stil, der von den Prosadichtern nicht genug beachtet zu sein scheint. Hier steht auf einmal ein großes Werk vor uns, das wohl Anklänge an die Bibelsprache hat, das

aber gleichwohl im Stil keine Nachahmung ist. Es ist im besten Sinne ein Werk jener Art, wie Walt Whitman es meinte: richtig erzählte Tatsachen. (Autobiographien haben überhaupt meist die Eigentümlichkeit, im Fluß der Erzählung, in der Sprache am eigenwüchsigsten zu sein.) Hier hat ein einfacher Mann, ein Arbeiter, sein Leben groß und bedeutend, fast sagenhaft, dabei sachlich und darum so ungeheuer anpackend erzählt; — ein Beweis, daß das Werk, das Dichtwerk, keine Angelegenheit unserer sogenannten Bildung ist.

Otto zur Linde

1.

Dichter, der du ein Kritiker bist, oder auch nicht bist, was kann deine Rede sein, wenn du über einen Dichter sprichst? Vorausgesetzt, daß du weißt, was Dichtersein ist! Wenn du weißt: der Dichter ist nur tiefer Mensch als die andern, mit dem Gefühl für alles und die Allheit, mit dem Gefühl und Wissen von Hier und Dort und mit der Sprache, die Allheit und Hier und Dort und Schmerz und Erlösung sagt —! Was wirst du tun, wenn du von einem solchen Dichter reden willst als ein solcher Dichter? Was darfst du tun, wenn du nicht bloß Dank sagen willst? Kritisch abwägen? Dann schweig lieber! Historisch einreihen, den Lebendigen? Das überlaß' den gelehrten Leichenwürmern aller Vergangenheit.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun hat Otto zur Linde „schenkender Tugend" voll, ein adeliges Wort gesagt: „Ob ich wollt' Dank? Von wem? Wofür? Der Adelige ist!" Ein schönes Wort! Aber der andere Adelige dankt doch. —

Und letztlich träumt der Dichter sein Volk so: lauter Adelige an Herz und Geist! Ein Adeltum, das Sozialismus und Aristokratie einschließt.

Aber der Dichter soll nicht träumen? Aber wo wärt ihr hingekommen, ihr Volk und Menschheit, wären eure

Seher, Dichter und Vorauseiler und Träumer nicht gewesen!?

Ihr habt des Dankes noch nicht genug, aus Mangel an Adeltum.

Auch träumt der Dichter, daß das einmal anders war, etwa im Mittelalter, als die Domebauer ans Werk gingen, die Raumwelt zu weiten für aufquellendes Sehnen der Menschen: in die Himmel; als Meister Eccehart von Köln der Welt Unendlichkeit neu dachte und Gottes Tiefsinn erlauschte und die Herzen übersegnete mit Zeitlosigkeit und Weite, auf daß Gott könne endlich, endlich niederfahren, erdwärts; als fromme Meister die irdische Maria und das himmlische Kind tausendmal und tausendmal schön malten, und über den Köpfen der Zwei Schwärme von Engeln malten, gleich Vogelschwärmen, deren Spitzen hochauf in den Himmel wiesen; als die Plastiker ihre ewig schönen Gestalten — lauter adlige Gestalten und Gesichter eines adligen Volks — an die Domwände stellten, innen und außen ... als das Volk all dies dankbar entgegennahm und davor fromm war und darüber froh war ...

Die Gotiker von heute gehn unerkannt und haben keine Statt. Sie haben ihre Dome gebaut, und nur manchmal tritt einer ein. Nicht doch, der Dom ist noch unsichtbar. Warum? Weil der geistige Horizont der Menschheit überdeckt ist von den flachen Dächern der Vernunft und des Aesthetizismus. Weil hinter und über den Wänden und Dächern dieser Gebäude erst, in Weiten und Höhen dahinter, Pfeiler und Wände und Türme des germanischen Domes aufragen ... Jenseit, von wo die Bauten der

Zeit klein und bedeutungslos erscheinen. Einige haben Dome gebaut für sich und eine Gemeinde; aber es geht noch nicht die ganze Welt hinein. Wie Rainer Maria Rilke. Und sein Bau ist wunderschön ... Mit Fenstern dunkelbunt und viel süßer, einsamer Melodie. Aber jenseit ist noch Weite und unerfahrner Raum.

Aber die Pfeiler sind aufgerichtet und die Wände stehn schon, die die Allheit umschließen.

Die Gotiker vor hundert Jahren und mehr, die großen Romantiker, haben auch gebaut am deutschen Dom, sind aber zerschlagen worden vor der Zeit. Zerschlagen von eigener Zweifelsucht, traumleer dem Wahn verfallend oder dogmenharter Kirchlichkeit. Ihr Erbe: einsam bis heute, ein Trümmerfeld mit unsagbarer Schönheit; Quadern, Statuen, die frierend einsam stehn oder liegen; Melodien wie Sommerranken und Vogelstimmen im Winde singend. —

— — — — — — — — — — — — —

Des Dichters Bild, wie es sich uns immer klarer und deutlicher gestaltet, je mehr wir das Wesenhafte des Dichters erfassen, je mehr wir in der deutschen Geistgeschichte den Dichter nicht nur so etwa im Versemachen erkennen, des Dichters Bild zeigt ebenso den Denker wie den Gestalter, zeigt den Wortgewaltigen in der Umfassendheit seines Herzens und seines Geistes. Der Dichter ist nicht mehr der Harlekin einer Maskerade der Schönheit und der Lustigkeit oder eines beiläufigen tragischen Spiels, sondern der ernste Mensch, bedenkend seines „Volkes Not und Zukunft". Verkündend die Stimme der Ewigkeit,

singend die Lieder der Sehnsucht und des Glücks, das „dennoch" ist.

Was also wird der Menschheit einmal dann übrig bleiben, als im großen Anschauen dennoch anzuerkennen und — Dank zu sagen. Und in diesem Dank selber Dichter zu sein!

„Doch aber sei die Freud' am Kunstwerk Freud' und
Kunst, so ihr erfreut seid, wohls noch sagt,
Dann ist das Sagen neues Kunstwerk und nicht schlechteres,
Sonst: sagt's nicht erst, doch freut euch mit dem Wort
der Freude,
Bescheidnem Seinswort einer Freud' am Mitfreunden
und eines Freundes Dank —"

Da steht's. Und ich werde das nun nicht noch einmal und schlechter sagen. —

* * *

Worte über einen Künstler können ja nie Umschließendes und Ganzerfassendes sagen.

Diesem Dichter aber gegenüber, so oft ich über ihn schrieb, beklemmte mich das Gefühl der Unmöglichkeit. Der Unmöglichkeit zu sagen, w a s da sei. Die Worte, die man sagen kann, und seien sie noch so schön, schneiden doch bestenfalls Teile aus dem Gesamtkomplex heraus und sagen: Seht her, wie schön! oder: Horcht nur, wie süß das klingt! ...

So ist's bei Otto zur Linde. Die Gesamtheit, die dieser Mensch im Denken wie im Dichten ist, kann durch die Worte eines Essais nicht annähernd umrissen werden.

Man muß ihn, um ihn dem Volke zu zeigen, zerschneiden, vierteilen: in den Lyriker, in den Prosadichter, in den Philosophen (oder bauenden Denker) und den Musiker (der die unendlichen Melodien der deutschen Sprache aus dem Schlaf des Nichtseins gerissen hat).

* * *

Wenn es wahr ist, daß die Lyrik eines Volkes seine Jugend bedeutet, so sind wir in unserer herrlich lyrischen Zeit herrlich jung. Nicht der Menge der Lyriker nach ist die Zeit lyrisch groß, sondern der Größe weniger Lyriker nach. Denn wir haben der Lyriker eine schwere Menge, der Großen aber wenige.

Wenn das Wort oben wahr ist, dann gehn wir herrlichen Zeiten entgegen. Denn hinter dieser Lyrik muß das große Drama kommen. Vielleicht ist's von einigen dumpf erahnt. Da ist es noch nicht. – Die Epik hat aber ihren Weg schon beschritten, den von lyrischer Prosa hinweg zu einem straff und schnell schreitenden Fluß, – wie weiße Straßen in grüner Landschaft; hat den Weg abseits von all diesem gesucht, und hat recht daran getan. In der Arbeit über epischen Stil rede ich von den großen Künstlern dieser Richtung, die, über Kleist und Keller hinausschreitend, Wege der Zukunft gingen. Auch ihrer sind nur wenige. –

* * *

Die 5 Bände „Gesammelte Werke", die bisher von Otto zur Linde vorliegen, 5 Bände Lyrik (zehn sollen es werden), was sind sie? So recht weiß es bislang niemand

zu sagen. Soergel, in seiner Literaturgeschichte, und Rudolf Paulsen in seinem Buch über Otto zur Linde haben es wohl am besten gesagt.

Oh, die Welt ist herrlich jung und lyrisch singend, wie am ersten Tag. Tausendstimmiger Vogelwald und singendes Grün und Licht und rauschende Kronen der ewigen Wälder von Elostan, einsame Heide und einsames Meer. Wandern des Ahasver; der heilige Schmerz; Gottes, Mühgotts, Schreiten auf den Wassern; Christi Wandern über die Meere, findet die Moira am Rand der Welt; — aber hoch auf am Weltrand wächst schon das Kreuz, riesengroß, und das weiße Haupt des Einen umrauschen die goldenen Vögel der Sommernacht; — die unerfahrnen Lieder des unerfahrnen Thule singen; — die Winternacht birst; und dumpf oder gellend gehn die zerborstenen Glocken Vinetas in die Raumweite ... Grell flirrt Licht! An den Meilensteinen der Weltstraße sitzt der Wanderer; der „Mann am Stein" — steht auf und wandert, weilen er die „Romanzen vom Schlüssel" singt, da er den Schlüssel — nicht fand ... aus letztem Fließenden kommt er endlich heraus, — nachdem er im Chaos stampfte und Sternen und Kometen auf ihrer Bahn folgte — und findet ein erstes bewohntes Erdenhaus ...

Das ist ein Haus der Großstadt, eine Mietskaserne ragend hoch, wo im vierten oder fünften Stock der landvertriebne König haust und die schreckhaften Visionen der Hölle (der Großstadt) erlebt ... der von da hinausflieht, in deutsche Landschaft, und mild und gut wird, und von Liebe und Ehe singt. Liebe und Ehe, deren Schwere und Größe zu einem mystischen Wunder werden, durch das

hin und wieder klare einfache Volkslieder singen und Kindermund ... der ganz zu seinem Volke stehend dann singend erforscht: des Menschen Weg: — aus Tieres Adeltum hinweg über Menschen Sünde in adliges Geisttum der Menschen von morgen ...

*

Sitzt eine Seele allein
Sehnend am Weltrand und haucht
Herzweh ins Niemehr hinein —
Dunkles erbebt und ein Schein
Quillt und wie Reif rieselnd raucht.

Dunkles erbebt und ein Schaum
Schwimmt überm Nichts, und ein Schein
Fällt — und erhellt — in den Traum ...
Feuer erglomm unterm Baum,
Sternenstrom stäubt hinein.

Rieselnde Blüten vom Baum
Fachen die Glut und bestreun
Dunkles mit Schaum und mit Schein —
Feuerfackel verraucht ...

Sitzt eine Seele und haucht
Herzweh; ein Baum und ein Traum
Lischt, und Dunkles bricht ein.

Ich bitte, seid menschlich, also adlig. Idiotentum wäre nicht adlig.

Marienlied.

Wenn ich dir die Sehnsucht sing –
Und die süßerblühte
Blume dir im Kelchglas bring –
Deines Auges Güte
Soll mit mildem Glanz umstrahln
Meine schmalen Hände –
Laß ich nie das Kelchglas falln –
Schlankgeschliffne Wände
Fassen meine Finger weich –
Kelch im Kelch – der Blume gleich –
Und mein Herz so demutreich –
Moira, schöne Frau der Welt,
Mutter Christi im blauen Zelt –
Bring ich dir von Jericho
Selge Rose, nie verblüht,
Süßer Sehnsucht Erfüllungslied –
Sieh mein Herzblut tropfte froh
Wein ins Kelchglas, nun glüht das so –
Trink mit weichem Frauenmund
Mein Herz leer! und mein Sehnen gesund!
Frau Maria – Frau Maria –

Mein Schiff ist gefahren so weit übers Meer,
Ein Segel seh ich am Strand nun nimmermehr.
Mein Vogel ist geflogen so hoch ins blaue Meer,
Ein Flügel und Ruder taucht nun nimmer, nimmermehr.

Auf endloser, weißer, heißer Heide ging ich hin,
Und weiß doch nicht: wann ich an den blauen Bergen bin.
Eine endlose Straße geht sausend neben mir hin,
Und doch weiß ich nimmer, nimmer, ob ich gehend bin.

Ich setzte mich auf einen Stein, ich sitz auf einem Meilen-
stein,
Ich sitz auf einem einsamen, im Sand versunkenen Stein.
Ich senke meine Wange in die Hand hinein,
Und grabe meinen Fuß tief in den Sand an meinem
Stein.
Ich denke viel und grüble, und mein Stab zieht in dem
Sand
Kreise und schreibt; ich schau auf Hand und Stab und
Sand.
Doch ich werd des Schauens müde, und mein Stab fällt
aus der Hand,
Mein Stab fällt müd und liegt vor meinem Fuß im Sand.

Wann der Abend kommt, dann wird die weiße Heide grau,
Dann wird die weiße Heide grau von Nebelabendtau.
Dann schauert mich die Kühle und der feuchte Abendtau,
Dann muß ich aufstehn und muß wandern, dann ist der
Sand grau.

Dann wird die Welt grau bis zum Abendrot,
Dann brennt der Himmel, aber mein Herz ist tot.
Mit müdem, gedrücktem Schritt vom Abendrot umloht
Wandr' ich fürder und klopf ans Tor der Nacht: „laß ein,
ich bin der Tod!"

Nun will ich singen, da der Tag hinsank,
Am Baum der tausend Sterne will ich singen
Ein leises Lied, mein Herz ist müd und krank
Und darf nicht laut und lange singen.

Nun will ich sitzen unterm Baum der Nacht
Die Sterne sollen mächtig überm Haupt mir rauschen.
Nun will ich schauen in blaugoldne Pracht
Und soll mein Herz dem Rauschen lauschen.

Oh weites Wehen überm Mond und Meer –
Mein Herzlied leise trägt der Silberstrom;
Auf Himmelssternstraße du Segel her
Vom andern Meer – nun fahrn vorbei sich Ton und Ton.

Deck deine Flügel dunkel über Herz und Leid,
Oh stille Einsamkeit, auf mich und mein Verzagen,
Laß mich in Wurzeln ruhn des Baums der Dunkelheit:
Der soll mein Lied auf seinen Zweigen tragen,

Soll meine Seele wiegen wie im Nest und Kahn:
Daß mein Herz schlafen kann wie eine Amme müd;
Mein Herz sang alle Seel in Traum und starb daran,
Nun sing, all Seele, m e i n e r Seele Schlummerlied . . .

Scheiden ist die schmerzensvollste Seligkeit. –
Wer zu scheiden weiß

Mit lächelnder, tiefer Liebe,
Läßt hinter sich, erschaffen in der Scheidestunde,
Ein Abendrot, eine Brücke über den Tod.
So sehn ich mich, mein Denkmal im Abendrot,
Am Fuße des Denkmals nehmen ernste Menschen
Abschied nach West und Ost und wolln einander gedenken,
Wollen aus West und Ost im Abendrot
Sich wieder, wieder einander finden.

Eines Kindes Lächeln ist Abendrot,
Ist eine scheidende Sonne Vorgeburt,
Ist eine heraufsteigende Sonne Erdenherz,
Ist ein unsichtbarer Stern, Abend- und Morgenverkünder,
Ist eine Brücke über die Wässer der Welt.

Uralt ist klein Margareth,
Die ewig junge Sonne des Lebens,
In klein Margareth wächst ein erwachsener Mensch,
Klein Margareth ist eine Blume, umschließend eine
Blume,
Ein Reisemantel fällt nieder, gleitend von ihrer breiter
werdenden Schulter,
Fällt nieder, ein Teppich, auf ihm aber wandelt klein
Margareth.
Auf unserm Entglittenen wandeln wir,
Jede Stunde entgleitet uns des Lebens rollende Welle,
Jede Stunde steigt aus uns die Welle hoch unserer Ent-
faltung.

Es ist spät geworden;
Und nun allerorten
Läuten Feierglocken
Aus dem Abend in die Nacht.

Läuten sanfte Töne;
Die wie ferne, schöne
Sternen-echos
Stehn in aufgestandner Nacht:

Daß viel tausend Läuten
Weiße Segel breiten
Ueber Meer zu fahrn
Bis an die Sonneninsel mitten in der Nacht.

Was tut die Zeit mit dem Dichter? Ihn aus der Zeit drängen, wie eine andere Zeit es einst mit Christ und jeglichem Propheten tat, — die aber danach gewaltiger w i e d e rkamen?

Was tut die Zeit am Lebendigen? Schweigendes Grab der Einsamkeit schaufeln?

— — — — — — — — — — — — — —

Die Legende vom Dichter ist riesengroß aufgestanden in unserer Zeit. Die aber hat sie nicht lesen können.

Und als das Herz des Dichters alles, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durchgelebt hatte, wußte die Zeit immer noch nichts. Und als das Herz des Dichters schon übern Tod hinaus war, sang es auf dem Sirius ein Lied, das ist nicht von dieser Welt:

„Als ich auf dem Sirius saß und ganz vergaß,
Daß die kalte Erde einst mir Heimat war ..."

Und da geschah es, daß ersten Horchenden ein Ahnen aufging ...

2.

Wir können allenfalls unterscheiden: Vers und Prosa, indem wir sagen: dies sind Verse, dies ist Prosa. Irgendwie müssen wir also wohl ein Kriterium für Vers und Prosa haben, können es aber nicht ausdrücken.

Wenn wir den herrlichen Sprachfluß biblischer Psalmen und Prophetengesänge lesen, in der herrlichen dichterischen Sprache Luthers, finden wir: — Verse ... Lesen wir die hinreißenden erzählenden Kapitel der Bibel, etwa: die Maccabäer oder Judith oder das Buch der Könige oder die Mosesbücher, die erzählenden, — finden wir? Prosa? Wer darf das sagen? Finden wir: Epik.

Wenn wir die Weisheit des Jesus Sirach lesen und die Sprüche Salomos, die Predigten Mosis — was finden wir? Prosa? Wer dürfte das sagen?

Wenn wir indische Weisheit lesen oder die Lehren des Lao Tse — was ist das? Prosa? Ich — weiß es nicht.

Ich weiß nur, daß es wunderbar schön ist. Und daß es eine Sprache ist, vor der das Kriterium verschwindet.

* * *

Otto zur Linde, der Lyriker, schreibt manchmal in — „Prosa". Was ist das? Das ist die Sprache, die nicht

in Verse abgeteilt ist. Was aber an dieser Sprache auffällt, ist, daß sie, ebenso wie Verse, wie Lyrik oder wie Epik, je nachdem, einen durchgehenden S t r o m und R h y t h m u s hat. Einen bis ins kleinste Wörtchen sich erstreckenden Strom der L e i d e n s c h a f t. Bis ins entlegenste Zeilchen und Wörtchen. Durchglühtsein und Durchfeuchtetsein hat sie; — den physiologischen Klang einer — Stimme; den Atem einer unzerstörbaren Lebendigkeit; den Hauch eines lebendigen, fast pflanzlichen Wesens.

* * *

Wenn man also will, sage man meinetwegen, das eine sei Prosa, das andere seien Verse. Obwohl man, zum Spaß, freie Verse oder auch gereimte in Prosakolumnen schreiben könnte, und umgekehrt breit hinströmende „Prosa"sprache Otto zur Lindes als freie Verse abteilen könnte . . .

Zum Spaß, sag ich. Denn hinwiederum darf man's wohl n i c h t. Da es sonst der Dichter schon getan hätte.

Was ich sagen wollte: ein Kriterium, logisch, in Worten sagbar, ist nicht. Nur ein Kriterium des Gefühls . . . Ein Uebergang von einem in das andere ist da, wie bei den sieben Farben des Regenbogens, — darum aber bleibt rot von gelb und grün doch deutlich unterschieden, nur an den Grenzen und Uebergängen nicht.

So möcht ich so sagen: bei Otto zur Linde ist die Sprache wieder e i n s geworden. Vers und Prosa. Und so, daß fast der Vers nun als die „natürliche" Sprache erscheint. Beides aber, Vers und Prosa: „Sprache";

Sprache als ein Organismus, nicht als ein verstandesmäßig aufgeführter Steinbau mehr oder minder guter Steinmetzen und Bauleute. Eine Pflanze, ein lebendiges Wesen, ein Wachsendes, ein Wesen, das aus allem Sein ringsum in sich saugt: quellende, schwellende Fülle und Feuchte.

Das ist Otto zur Lindes Sprache, seine „Prosa" — kein Mittel der „Darstellung" seiner Gefühls- und Ideenwelt — sondern das Kunstwerk selber, das „organisch gewachsene".

* * *

Was also bedeutet es, wenn Otto zur Lindes Prosa, rein äußerlich gesehen, umschließt: Erzählung (Romanbruchstücke des „Hans Bernhard", Erzählungen wie „Unser Tilli"; philosophische Prosa wie „deutschen Volkes Not und Zukunft"; schärfstes Verstandesdenken Bedingendes wie „der Charakter" oder „Logik und Physiologie des Verses" oder die Essaifolge „Sprache und Dichtkunst" oder die „Relationenlehre" — ?

Schließlich findet man, die Sprache sei „schön". — Warum? Ganz einfach, weil sie lebt und ein lebendiger Mensch dahinter steht.

Und wehe der deutschen Sprache und Dichtkunst, wenn sie nicht lebt... Wenn sie nicht, so will ich nun sagen, aus allem Romanentum (dem toten, dem steinkalten, oder wie andere sagen: dem marmorklaren) nicht erwacht zu deutschem hochaufragendem deutschem Wald-sein und Waldrauschen...

„Ihr naht dem Dichter; er, so schuldig am Leben, ist euch so dankbar, daß ihr ihn nicht in die Pfuhle stoßt, ihn nicht den Tatenlosen schelten wollt, und ihn ent-schuldigt. Denn er, er wertet euer Leben hundertfach noch gegen seinen Traum. Ihr aber? Ja, wollt ihr träumen, er träumt mit euch. Und wollt ihr leben, er lebt mit euch, und hofft von euch, daß ihr sein Leben nehmt, mit Güte, als gut gewolltes Leben, das ihr ja soviel besser k ö n n t denn er. Noch niemals bringt ihr einen Dichter dahin, daß er glaubt, er lebe auch nur im Vergleich mit euch. Nur im Vergleich. Er gleicht sich niemals. Er ist scheu. Und bittet: laßt mich neben eurem Leben als Geduldeten. Da setzt ihr ihn auf einen Thron. Da sitzt er wie ein Kind auf hohem Dache. Das aber ist noch nicht das Aergste. Ihr hebt ihm seinen Traum ins Unerreichbare. Ihr brandmarkt ihn als einen, der n i e lebt.

Ist das nun eure Rache? Und wißt ihr nicht um eure Grausamkeit? Den hocherhabenen Harlekin, das Asthmamännchen, das Göttelein!!

Ein wenig dicker ist doch Dichterblut. Ein ganz klein wenig lebender. Und mag wohl Welt und Leben noch durchpulsen. Und mag aus Wurzeln alles Menschentums auch Leben saugen, Leben heben. Und wohl gewaltiger ist Dichters Lebendheit als aller Frauen Kindgebären. Und aller Männer Türmesetzen. Und wo der Dichter gräbt, da stürzen Erden, in seine Gräber, und aus neuen Keimen steigt ein neues Leben. Im Dichter endlich, endlich ward der Traum und Leben selbes. Selbes.

Das ist so schwer, gefahrvoll, und ängsteweckend, für ihn, für ihn am ängstendsten. Nur Totschlagen oder Mit-

leben, ein andres gibt es nicht für Welt mit ihren Dichtern. Ein andres gibt es nicht.

Vorm Tode aber fürchtete noch nie ein Dichter. Wohl aber quält sein Traum, das Wissen vom Nichtmitihmleben. So wähnt er seinen Traum als Traum, und spät, so spät, so sehr, sehr spät erlebt er seinen Traum zum Leben, erlebt er, daß sein Traum ja Leben war.

Und so die Reife ihm: er ist ent-schuldet."

3.

Als ich 15 Jahre alt war, fand ich in einem antiquarischen Katalog Viehoffs „Vorschule der Dichtkunst" angezeigt. Acht Tage später hatte ich das Buch im Haus, und nun ging's ans Studieren. Ei ja, das schöne Buch: knallroter Einband; oh, und die vielen schönen Belehrungen über die griechischen Versmaße, über die Vers- und Strophenformen, über „Vergleiche", „Metaphern" usw. usw. usw. Daraus mußte man doch dichten lernen. Ja, und es wurden dem Jüngling „Aufgaben" gegeben —: ein „Stoff" wurde erzählt und gesagt, das sei in Jamben umzuschreiben oder in Trochäen. Oder es wurde der Inhalt einer Herderschen Legende erzählt (in schlechter Prosa), und dann hatte man das in fünffüßige Jamben (oder sonstwo drin) umzuschreiben, — so wie es Herder gemacht hatte; — also man sollte aus der Prosa die Herdersche „Form" finden. Ich, der 15-jährige. So sollte und wollte man „dichten" lernen. Es ging aber durchaus nicht, und das Buch war unsäglich langweilig. Un-

säglich. Otto zur Linde ist es mit dem dicken zweibändigen Buch des seligen Hofrat Beyer über denselben „Gegenstand" ebenso gegangen, obwohl der Hofrat Beyer noch viel, viel belehrsamer und klüger und systematischer und „wissenschaftlicher", ja wissenschaftlicher!! und ausführlicher ist. — Ich kam mir bei all den Dichter-übungen so unsäglich dumm und unbegabt vor, — und schließlich machte ich meine schlechten Verse wieder „auf eigene Faust"; es war bequemer so. — Das hinderte aber nicht, daß ich mir mit 17 Jahren, als meine dramatische Periode begann, Freitags „Technik des Dramas" lieh und „studierte". Indessen: mein damaliges 5aktiges Lustspiel und das Drama in einem Akt, entstanden doch auch wieder „auf eigene Faust". Nur gut, daß ich von Spielhagens „Technik des Romans" (von dem ich zum ersten Mal gelegentlich der Spielhagennekrologe hörte) damals nichts gehört habe, sonst hätte ich sehr wahrscheinlich auch das Buch noch studiert. — Der Wahnsinn dieser Bücher ist unausschöpflich. Unmeßbar. Ich war damals ganz entschieden davon überzeugt, daß die Dichter sich so das Schema der Strophen dahinmalten aufs Papier, wie ich es immer machte, wenn ich die erste Strophe fertig hatte, nur daß ich eben glaubte, die „richtigen" Dichter hätten mehr, viel mehr Talent als ich. Ich war eben noch der dumme Taps, der nur nicht wußte, wo man die richtigen „schmückenden Beiwörter" anbringen mußte und welche „Tropen", „Hyperbeln" und sonstige Schönheitspflästerchen man nehmen mußte. Es hat aber Robert Hamerling Dankbriefe an den Hofrat Beyer geschrieben über sein Dichterlerne-Buch und betont, daß man so viel daraus

lernen könnte. Man denke: ein Dichter an einen Pedanten und Schulmeister und ödesten Versekleisterer! Ist mir immer ein unbegreifliches Wunder, wie in unserer „Lerne"- und Schema-bildungswut überhaupt der Dichter – und das heißt: der schöpferische Mensch durchkommt und aufblühn kann und werden kann. Ist mir ein Rätsel. Und bin mir selber ein Rätsel. Denn schließlich – kann ich doch heute dichten. –

Nun aber, nach solchen Hohnworten, noch ein Theoriebuch zu besprechen, ist das nicht gewagt? Ist es nicht ein starkes Stück? Es ist es deswegen nicht, weil es kein „Lerne"- und Kitschbuch, kein Schulbuch und Aufgabenbuch ist, sondern eine eminent wissenschaftliche Arbeit, philosophisch und psychologisch gleich tief, eine Untersuchung über das Wesen des Dichters und dann zugleich über die subtilsten Stil- und Formfragen. Nur daß eben Form und Stil hier vollständig neu und originell aufgefaßt sind. Eben nicht als ein Schema, sondern als das Endergebnis eines organischen Wachsens; – genau so wie die Pflanze nach der in ihr liegenden Bestimmung die „Form" des Blattes auswächst, nicht aber in eine vorher daseiende Form das Blatt hineingießt, – etwa wie der Glockengießer die Glocke in eine vorher daseiende Form hineingießt. So nicht. So kann nichts Organisches wachsen. So kann der echte Dichter nicht schaffen. –

Das Buch, von dem ich rede, heißt: „Arno Holz und der Charon". Der Titel könnte etwas irreführen und glauben machen, es handle sich lediglich um eine Streitschrift; darum steht noch ein Untertitel da:

„Anfänge zu einer Psychologie der Dichtkunst. — Von der Einstellung des Lesers. — Von der Anmaßung und allgemeinen Schädlichkeit der Theorie und wie die Theorie doch unschädlich gemacht werden kann, und doch Theorie bleiben kann." Der Verfasser ist Otto zur Linde. Veranlassung zu dem Buch war ein sehr langes Schreiben Arno Holzens an mich, worin Otto zur Linde kurzerhand des ärgsten Plagiates an Holzens Ideen- und Kunstwelt bezichtigt wurde. Jedoch, und das ist ein Vorzug des Buches, ist der spezifisch kämpferische Inhalt des Buches nicht groß, zumal jemand, der den Charon und die Gedichte O. z. Lindes kennt, unmöglich auf die Idee kommen kann, da sei Diebstahl an Arno Holz. Es wird natürlich scharfe Grenze zwischen Holz' Phantasusdichtung und der Charondichtung gezogen (mit absolut überzeugenden Proben sowohl von Holz wie von zur Linde), aber es wird vor allem das Wesen des Dichters überhaupt aufgezeigt. Das Wesen und Geheimnis des Schaffens (soweit das uns vorderhand möglich ist).

Aber das Buch enthält noch mehr, und zwar an erster Stelle tiefgründige Psychologie. Eine Psychologie, die weiß, daß eines Menschen Seele, und erst recht eines Dichters Seele, unerschöpflich ist. Und die weiß, daß in der Tat der Dichter, und nur der Dichter, das Wesentlichste über das Dichten aussagen kann. Es ist nur nötig, daß der Dichter auch zugleich ein treuer und vorsichtiger Denker ist. Daß er zu seiner Tiefe kommt. Und nicht bloß ein Formkünstler ist, sondern ein wahrhaftiger und echter Mensch. Und so gründet denn Otto zur Linde alles Dich-

tertum tief im Menschentum. Und die Frage nach dem Wesen des Dichtens und des Dichters ist ihm ebensosehr ethische Frage wie künstlerische. Und das heißt nicht einmal, daß die künstlerische Frage untergeordnet sei. Sondern es ist alles — ganz wie es im echten Dichter der Fall ist — alles ganz eins und einheitlich. — Und er findet als Erstes und Oberstes in der Kunst, daß der Künstler ehrlich sein muß. Und daß er wahrhaftig weiter nichts tun kann und nichts Besseres tun kann, als sich geben. Nicht aber sich erst einen Inhalt lügen und dann zu diesem Inhalt eine Form lügen. Und es ist ja auch tatsächlich so: das Machtvollste im Schrifttum stammt immer aus dem persönlichsten Leben des Künstlers. Seien es nun Werke wie „der grüne Heinrich" oder Mörikes Gedichte, oder des Arbeiters Fischer Lebensbuch oder Rousseaus Autobiographie. Und wenn sich irgendwer an die tausend Stoffe herholt, wie Shakespeare, der hat eben eine so umfängliche Seele und braucht Ton, wie der Herrgott zum Schaffen seiner Gestaltenwelt, und haucht ihr seinen Odem ein. Gibt aber doch auch damit seine Biographie — sozusagen. — Nun aber: die Ehrlichkeit ist Voraussetzung des Schaffens. Das Wesen ist: das Organische des Schaffens; das Prinzip, das durchgehn soll und daß das Gelingen am sichersten verbürgen soll: der Dichter möge schaffen, wie etwa eine Pflanze! Man darf den Vergleich wagen. Es geht. Es ist möglich, daß damit eine Verschiebung gegen den landläufigen Begriff des Künstlers oder der Auffassung desselben gegeben ist. Wenigstens bei vielen. Denn ich glaube zu sehen, daß schon da und dort, wohl unbewußt, dies Prinzip gelebt wird. — Wenigstens:

es schafft tatsächlich ein Dichter so, wenn er wirklich ein großer Dichter ist; und er schafft absolut so in seinen ganz reifen und sicheren Stunden, da sein Vollkommenes g e - l i n g t. Also so: er hat sich nicht vorgenommen, etwas zu machen, er ist willenlos, es ist nur ein Anfang da, ein Gefühl, ein Bild, ein Gedanke oder was sonst ... und das Werk wächst und wird und reift und rundet sich. — So mag eine Blume aufblühn, oder mag ein Blatt aus der Knospe kommen oder mag in einer Nacht sich ein Pflänzchen zum ersten Mal aus der dunkeln Erde drängen. So drängt „es" im Dichter hervor. — Otto zur Linde hat auch das rechte Wort für diesen langsamen und ganz leisen schöpferischen Fluß solches Kunst-geschehens, — er sagt dazu: „Eigenbewegung der Vorstellungen." Und hat damit eins der tiefsten Gesetze des philosophischen und Kunst-schaffens gefunden ... Und bei alledem ist der Dichter doch nicht bloß Medium in dem Sinne, wie man's uns immer wieder auslegte, sondern mit gespanntestem Geist, nur daß „Geist" hier alle seine Seelenkräfte umfaßt, und es in ihm im Moment des Schaffens gar keinen Dualismus der Seele mehr gibt. Also der Dichter beim Schaffen: seine Kräfte ganz intensiv arbeiten fühlend und zugleich die Arbeit überschauend, und ein ganz unerbittlicher Verneiner alles dessen, was etwa nun von der Bahn des „rechten" abwill —: im Wort, im Rhythmus; was z u r „sogenannten W i r k s a m k e i t", z u r „Unechtheit" will; — kurz, ein unerbittlicher Abwehrer alles dessen, was von außen kommt. Bis das Werk fertig ist, und alles von i n n e n geworden ist und also gut geworden ist. —

Alle diese Dinge sind sehr subtil und sehr diffizil. Man sollte sie darum auch nicht in einem Bericht „wiederzugeben" versuchen. Das Buch ist ja da. Ich verhehle nicht, daß es Anforderungen stellt. Aber dafür ist es ein Buch, von dem man etwas *hat*. Es hat es wirklich einer geschrieben, der etwas zu sagen hat, und der es gründlich sagt. Was da über die „Eigenbewegung der Vorstellungen", über die „Eigenbewegung des Rhythmus" über den „Reim", über „die Einstellung" geschrieben wurde, sind Dinge, die man entweder noch gar nicht oder nicht *so* gehört hatte. Ich kann mir nicht versagen, ein kurzes Stück hier abzudrucken, das Geist und Stil vielleicht etwas kennzeichnet.

„Jeder Mensch hat in sich ein Tiefverborgenes, das, wenn es an den Tag kommt, ihm zum großen Lobe angerechnet wird, aber schließlich nichts weiter ist, als seine richtunggebende Magnetnadel. Jeder Mensch hat, ebenso wie er ein Gottbedürfnis hat, darum einen Kanon nötig für sich. Hat etwas nötig, woran er sich messen und wonach er sich richten kann. Wo soll es der wahre Dichter als Dichter (wovon ich bei ihm hier allein rede) anders finden als in sich? Er kann wohl lernen an den großen Kunstwerken der Vergangenheit und Gegenwart, er lernt an der Natur selbst, mindestens ebensoviel am Leben, er lernt überhaupt niemals aus. Aber wie wäre er ein Dichter statt Nachahmer, *wenn er nicht selbst sein eigenes Maß wäre*! Alle Kunst ist doch nur immer: der „echte Künstler", nicht mehr und nicht weniger, und bedarf keines andern Maßstabes denn *ihrer Vollendung in sich*, nicht *durch sich*. Also ist sie — sie selbst, *ohne ihrer selbst wegen dazusein*.

Darum ist die Kunst niemals Selbstzweck, wie so falsch gelehrt wird, sondern etwas viel Bescheidneres und darum viel Echteres, nämlich: eine Betätigung des Künstlers ..."

— — — — — — — — — — — — — —

Daß das Buch eine Umkehrung der bisherigen Poetik gibt, ist klar, nur sollte man sich über Wesen und Wert der bisherigen Poetik klar sein. Und sollte vor allem im Auge behalten, wie so unendlich oft, und gerade in den letzten Jahrzehnten, so vielen neuartigen Dichtern, nein, allen neuartigen Dichtern, im Namen der Poetik, im Namen der „Form" als Norm und feststehendes Gesetz, als Dogma, der Prozeß von solchen kurzsichtigen Kritikern gemacht wurde, denen jegliches feinere Kunstgefühl abging. Und da schafft nun dies Buch wirklich freie Bahn, daß d a s einmal aufhören kann.

4.

Damit war der Theoretiker angedeutet. Der aber war nicht immer da. Der wurde nur auf den Plan gerufen, als man ihm sein Bestes verekeln und entreißen wollte. Er deckte die Gesetze auf, nicht, nach denen er bewußtermaßen gedichtet h a t t e , sondern, nach denen Leben immer — wächst.

Eine Torheit deutschen Gelehrtentums ist die deutsche Sucht, deutsche Dichter und bildende Künstler abhängig machen zu wollen vom Ausland. Gewiß sind Abhängigkeiten oft da, besonders in der Malerei. Aber ebenso oft waren nur scheinbare Zusammenhänge da, wo Abhängigkeiten konstruiert wurden.

Sind ein Poe und Baudelaire etwa da, so werden unsere modernen Rauschkünstler von Amerika oder Frankreich „abhängig" gemacht, — während in Wahrheit weder Poe noch Baudelaire denkbar sind ohne den Deutschen Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Und so wird oft die ganz offensichtliche Tatsache nicht gesehen, daß die ersten Anreger Deutsche waren.

Walt Whitman, den ich sehr liebe, soll für die deutsche moderne Dichtung der Anreger zum freien Rhythmus sein! So steht schon in den Büchern. Anstatt daß die Bücher fragten, was Whitman aus Bibel und abendländischer Literatur gewonnen habe, e h e er die „Grashalme" schrieb. Der heutige sogenannte freie Rhythmus (in Wirklichkeit ist das eine sehr gebundene und strenge Form) ist die notwendige Konsequenz einer Linie, die aus ä l t e s t e r deutscher Sprache herkommend über die Minnesinger, über das deutsche Volkslied läuft, zu Klopstock, Brentano, Hölderlin, Mörike bis zu Nietzsche, Mombert, Rilke, Otto zur Linde ... Und zwar so, daß ich k e i n e Abhängigkeiten bezeichnen, sondern Notwendigkeiten der Entwicklung andeuten will.

Otto zur Lindes Vers aber hat so wenig mit Whitman und andern gemein, daß schon ein großes Maß von Grobhörigkeit nötig ist, solche Beziehungen anzunehmen. Zu allem Ueberfluß will ich denn hier sagen, daß Otto zur Linde, wie ich persönlich bestätigen muß, Whitman und Hölderlin (um zwei der wichtigsten zu nennen) erst durch mich kennengelernt hat und zwar zu einer Zeit, als die größere Mehrzahl s e i n e r Dichtungen schon vorlag. Es ist also nur billig, wenn Herr Prof. Walzel, Herr Müller-

Freienfels u. a. ihren I r r t u m berichtigen, mit dem sie Otto zur Linde von Whitman ableiten.

Somit beglückt es dann, wenn man sieht, wie Hölderlin, der schöne, unglückliche Geist, schon so tief in das Geheimnis und Wesen der deutschen Sprache dachte, daß es fast vorcharontisch anmutet — und Otto zur Linde Vollender und Ausbauer dieser Gedanken war, ohne sie von Hölderlin zu nehmen; er nahm sie m i t Hölderlin eben aus dem Ewigen, aus dem Geist der deutschen Sprache selbst.

* * *

Der Denker, das ist aber in Otto zur Linde nicht nur der Theoretiker, das ist ebensosehr der Ethosverkünder, wie der Raumanschauer.

„Die Kugel", eine Philosophie in Versen, deren erster Band vorliegt (weitere Bände werden folgen), ist die Darstellung eines ungeheuren philosophisch-religiösen Erlebnisses, der grandiose Versuch einer Umspannung von Raumallheit und Geschehensganzheit, einer Umspannung von Schuld und Unschuld, einer Erlösung im Geist. Wie da klarstes, fast mathematisches Denken mit süßester Wortmelodie und Lyrik parallel geht, beides einander ergänzend: das ist tief. Deutsche Dichter und Denker, die zu den besten mit gezählt werden, sprachen ihr Entzücken über das Buch aus — in Briefen an den Dichter — einer aber öffentlich in einer begeisterten Kritik: Johannes Schlaf. Einer! Mehr kann ich zur Ehre der Zeitgenossen leider nicht sagen.

* * *

Ich las gerade in „Ecce homo", wo Nietzsche einen leiseren, nicht traurigen, aber einsamen, schwermütig-sieghaften Ton hat ... und so sage ich: die Einstellung der Deutschen – die erste Einstellung – scheint unsterblich zu sein ... Ich zitiere aus Ecce homo: „Zehn Jahre: und Niemand in Deutschland hat sich eine Gewissensschuld daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu verteidigen, unter dem er vergraben lag: ein Ausländer, ein Däne war es, der zuerst dazu Feinheit des Instinkts und Mut hatte, der sich über meine angeblichen Freunde empörte ... Ich selber habe nie an alledem gelitten, das Notwendige verletzt mich nicht; amor fati ist meine innerste Natur."

— — — — — — — — — — — — — —

* * *

Immerhin: Geschaffenes kann nicht aus der Welt geschafft werden. Wo durch Menschenmund hindurch die ewige Stimme sprach, wird sie so lange klingen, bis sie gehört wird ... amor fati ist letztlich auch Otto zur Lindes innerste Natur.

Wenn aber den Herzen und Ohren der Deutschen einmal die Musik des singenden Denkens und singenden Worts dieses Dichters aufgeht, wird Trauer mit Freude gemischt sein, – daß deutsche Sprache und deutscher Geist nicht früher den Brunnen der Wiedergeburt erfuhr.

Gewaltig ist die Macht des Worts –
Ich sprach hinaus in Nacht und Wüste

Die ungeheuer wuchtige Beschwörung
Des Weltgeschehns der Zukunft. Schwer
Und finstergelb liegt überm Schicksal meines Wortes
Drohn.

Ihr müßt, ihr müßt auf eurem Weg des Schicksals
Herwandern alle, Künftige, und über euch
Liegt schwer, bedrückend, finstergelb
Die Wolke meines Worts; ihr atmet keuchend.

Ihr seid verstört. Ihr steht, unrückbar
Gebannt in schwüle, drückende
Vorahnung eines grellen Blitz. Der reißt
Schlägt unerhörbar klaffend auf
Das welterschütternde Urdonnern einer neuen Welt.
Ihr seid umflammt. —

Ich pflanzte ein klein Zweiglein mir
Draus wuchs ein großer Baum.
Ich warf ein großes Schiff ins Meer,
Da schwamm eine Flocke Schaum.
Mein Schiff fand seinen Weg nicht mehr,
Mein Schiff schwamm wie im Traum.
Mein Anker faßte Grund nicht mehr,
Ein Wind trieb stark mich vor sich her,
Mein Steuer zwang ich kaum.
Da wuchs eine Insel aus Wassern empor
Da tat sich auf ein Hafentor,
Da fand ich Ankerraum.

Nun steht mein Hoffen so ernteschwer,
Meines Schiffes Masten segelleer –
Vom Baum ein Zweiglein über Meer,
Das bracht ich aller meiner Fahrten her,
Soll ich's pflanzen? Ist noch Ernte mir?
Gespenstisch hängen an Raaen und Spier
Die Schleier des Abendrots. O Sonne
Zu neuem Aufgang vertrau ich dir,
Du steigst aus unerforschtem Meer
– Insel des Himmels – aus nachttiefem Bronne.
Mein Inseltraum will Ernte sehn,
Mein Baum der Früchte soll mir hochauf stehn,
Traum und Erfüllung, meeraufrauschende,
Abendmilde Stillung –
Und fern, fern her
Sternglocken lieblich übers unerforschte Meer ...

Studien über Jesus

I. Das Problem.

Soll man es eine Selbstverständlichkeit oder eine Seltsamkeit nennen, daß von den ersten Jahrhunderten nach Christus an, etwa von jener Zeit an, da die christlichen Gemeinden sich fester organisierten, die Sehnsucht und das Forschen so vieler Menschen nach „der Wiederherstellung der Lehre Christi" ging?

Ich will mich weder in dem einen noch in dem andern Sinne aussprechen. — Ich konstatiere nur den ganz fabelhaften Einfluß, den das Evangelium Jesu Christi ausübte. Ganz erstaunlich ist der Parallelismus der Tatsachen auch in der Kirchengeschichte: immer wieder weichen Kirchen und Menschen mehr oder minder vom Evangelium ab; immer wieder erstanden der Welt Propheten, die ihre Stimme erhoben —: Zurück zu Christus.

Auch wir Menschen von heute leben in einer religiösen Renaissance, in einer geistig sehr bewegten Zeit. Die Sehnsucht nach Kirchenreformen bei Katholiken und Protestanten, die Ausbreitung der monistischen Weltanschauung — alles das ist bedeutsam. Ja, man kann sagen: es ist ein ganz gewaltiges Mühen und Ringen um Christus und das Christentum. Und auch diejenigen, die von ihm l o s wollen, ringen mit ihm: die um Nietzsche und die modernen Naturphilosophen.

Bei den andern wieder, besonders bei den liberalen Theologen, sehen wir das Bestreben, das Christentum

wieder in lebendigen Kontakt mit der Gegenwart zu bringen. Und das alles bedeutet nur, daß der Mensch, wohl ähnlich wie in früheren geistig bewegten Zeiten, fühlt —: wir leben nicht vom Brot allein. — Und doch, welch ein Unterschied zwischen unserer Zeit und früheren Zeiten, etwa der Reformationszeit oder der Zeit des hl. Franziskus. Wir sind nicht mehr so naiv, so elementar fühlend wie damals. Franz von Assisi *lebte* einfach das Christentum Christi (wie er's sah) und riß ganz Italien damit hin. Wir aber haben unsere 99 Bücher über das „Wesen des Christentums". Denn wir sind gründlich und wissenschaftlich. Ich bitte den Leser, aus diesen Sätzen keine giftige Ironie heraus zu lesen. Denn das sollen sie nicht sein, nur eine müde Feststellung. Bei aller Achtung, die ich vor der liberalen Theologie habe, muß ich aber sagen, daß sie auf dem historisch-kritischen Wege, den sie geht, niemals des Problems „Jesus" und des Problems „Christentum" Herr werden wird. Dabei mag die Arbeit, die sie leistet, ganz nützlich sein. Alle diese populären Schriften (besonders bibelkritische, über die Wunder, über den „historischen" Jesus, über die Entstehung der Evangelien) mögen anerkennenswert sein. Sie zerstören allmählich den Glauben an die Unfehlbarkeit der Kirchen und vermindern somit die Macht der Orthodoxie. Und wenn heute sich auch viele Menschen mit solchem *Abfall* von der Orthodoxie begnügen — es ist nicht so schlimm — das *Positive* wird auch noch geleistet werden. Mancher leistet es für sich selbst, indem er auf die Evangelien selbst zurückgeht. Paul de Lagarde war schon vor langen Jahren

so weit, und kennten ihn seine Deutschen besser, wären sie wahrscheinlich heute auch weiter.

Damit nun immer weitere Kreise über die historische Kritik der liberalen Theologie hinweg zum Christentum oder zu Jesus (wie man will) kommen, ist es nötig, daß man immer wieder davon spricht. Man muß immer wieder betonen: aus einer Gelehrsamkeit oder aus einer Wissenschaft kann keine neue Religion — auch keine Neugeburt der Religion — kommen; — sie kann nur in den Seelen den Schutt hinwegräumen. Die Neugeburt der Religion kommt aus dem Leben selbst. Vieler Menschen Sehnsucht trägt dazu bei. Ganz heterogene Persönlichkeiten begegnen sich auf ihren Suchepfaden. —

Freilich zu solchen wirksamen Taten, wie wir sie aus der Religionsgeschichte kennen, kommen wir vielleicht nicht so recht. Aber man hat doch manchmal Sehnsucht danach, man möchte ganz gern einmal sehen, wie solche äußersten Konsequenzen des Handelns heute genannt und gewertet würden. Besser noch, ob sie ähnlich wie früher wirken würden.

Immerhin —: das eine ist klar, Jesus lehrte kein Wissen, sondern ein Leben. Und es gilt heute, das Problem „Jesus" erst einmal klar und zwingend zu formulieren. Gelingt uns das, so ist das Hauptsächlichste getan. Wie ja fast immer eine zwingende Problemformulierung beinah schon die Problemlösung ist. Meines Erachtens liegt hier nun die Sache ziemlich einfach. Wir haben die Evangelien, darin ist für uns das Christentum enthalten. Weitere Quellenschriften über das Christentum sind uns unbekannt. Wir wissen so gut wie nichts

über die Entstehung des Christentums sowohl (historisch) wie der Evangelien. Ob wir mit Kalthoff meinen, es stehe keine historische Persönlichkeit hinter den Evangelien, sie seien in den ersten christlichen Gemeinden erst entstanden (Kalthoff, das „Christusproblem" und „die Entstehung des Christentums") das berührt den Kern garnicht. Ob Jesus so gelebt hat oder nicht, muß gleichgiltig bleiben, weil wir eben die zweifelsfreie Wahrheit darüber garnicht wissen können. Wir haben uns lediglich an die vorliegenden Evangelien zu halten — und fragen nun: Was ist uns in diesen Schriften noch machtvoll. Was ist uns all dies? Und ist es uns überhaupt noch etwas? Können wir Göttliches oder menschlich Höchstes darin erkennen? Wie verhält sich all das zu unserm Leben? Handelt sich's um eine heilige oder absurde Lehre? Ist da Ewiges oder nur Vergängliches? Nun, wir werden sehen.

Aber mit dieser Fragestellung tun wir alle überflüssige theologische Gelehrsamkeit ab; die — um das doch nun einmal deutlich zu sagen — mit der Religion so sehr wenig zu tun hat.

So bleibt uns nichts zu tun, als die Evangelien zu lesen. Das aber ist sehr viel.

Je mehr wir alles, was über die Evangelien geschrieben wurde, vergessen, je mehr wird unser Auge und Ohr für das Urchristentum und sein Wesen sich auftun. Und wer weiß, ob wir da nicht noch Ueberraschendes entdecken. — Nur auf diesem Wege kann der Einzelne zu einem Neuerleben des Christentums kommen — falls ihm daran liegt. Und überall, wo das der Fall ist, haben wir dann den Anfang der Neugeburt des Christentums, des

größeren Christentums. Ich schließe diese Einleitung mit einem Wort Kalthoffs in seiner Schrift: „Das Christusproblem — Grundlinien zu einer Sozial-Theologie."

„Was wird das für ein Christusbild werden, wenn erst der neue Mensch in dieser neuen Welt sich zurecht gefunden hat und dann seine Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftskräfte gesammelt haben wird, um in neuen, unerhörten Menschengestalten sein reinstes Wollen, sein höchstes Können und innerstes Lieben zu offenbaren. Solche Weihnachtslieder sind ja noch nicht gehört worden, wie sie gesungen werden, wenn diese neue Welt dem Herzen dieses neuen Menschen die Töne entlockt von tiefstem Weh und überquellender Seligkeit." —

Mit andern Worten: Der neue Mensch muß wach werden. Muß das Glück seiner Seele und die Zukunft als eine ganz große Angelegenheit fühlen. Muß Jesus in sich lebendig werden lassen — soweit das möglich ist. Und wie es in der modernen Dichtung so vielfach (so ganz ungewollt und intuitiv) geschehen ist. Oder anders: wir können versuchen, ein längst Vergangenes neu zu schaffen. Noch anders: der Mensch ist schöpferisch (die Mehrzahl der Menschen sicher, mehr oder minder). Und dieser schöpferische Mensch muß geweckt werden, nicht mal das, es muß nur verhindert werden, daß er von Kirche und Schule totgeschlagen wird. — Dann wird alles, was im Christentum Christi allgemein menschlich, umfassend und ewig ist, von selber wieder hochkommen. Und zwar dann als ein Lebendiges, Schönes — und nicht als ein Dogma und knüppelharter „Lehr-satz". —

II. Jesus und die Schönheit.

In jenen Nächten schwebte Psyche in den lauen Nachtwinden über den Gestaden Griechenlands, wenn das Klingen der Becher, wenn die Männerstimmen und die Flötenlieder hinter den Säulen der Paläste hervortönten: in das Rauschen der Pinien und das Murmeln des Meeres.

Und der Ton, — der Ton, der im Menschen erklang, von Anfang an, den die Weisen aller Zeiten und Völker gehört hatten, der Ton aus unten, aus dem Schacht, — das Gewissen der Sehnsucht, die Frage, die Frage — — schwieg sie, — oder war sie nur übertäubt? Es war so ein wenig Weisheit im breiten Strom des Lebens geflossen, — ins tägliche Brot hineingebacken. Die Gesänge Moiras machten zittern. Ein Handeln wie unter einem Zwang. Schicksal, Glück — alles das fühlt der Mensch nicht in sich, es kommt nur von außen zu ihm. Was hat er den tausend Zufälligkeiten des Lebens und der Welt gegenüber zu setzen? Es ist ein Tasten und Suchen bei manchen Dichtern schon: das letzte Menschliche zu finden, das Schicksal und die Götter und ihren Spruch zu überwinden, — das restlos Einfache zu finden.

Die Ideale der Gerechtigkeit und der Freude ragten, — aber ihre Wurzeln gingen nicht tief genug. Sie überwölbten, übertäubten den untersten Ton, aber sie lösten ihn nicht in sich auf. Ist es vielleicht in

Griechenland immerdar zu *hell* gewesen, sodaß die Menschen sich selbst immer nur als dunkel fühlen konnten, daß man nie Licht in sich entdeckte?

Geht es nicht wie das Weinen Psyches durch die Säulenhallen, durch die Haine, durch all das heftige, intensive Leben, durch all den großen Hang und Drang zur Freude, durch das sinnenfreudige Leben-wollen? —

Und Psyche sieht in einer Winternacht einen Stern, einen Stern: weit, und sie hebt Augen und Füße auf und geht, und kommt über die zerklüfteten Gebirge Judas und findet eine Hütte und darin ein lächelndes Kind, das trägt einen Lichtkranz um den Kopf. Und da lächelt Psyche und hockt nieder und atmet tief auf, wie der Mensch tut, wenn er abends zur Ruhe geht. Sie hat gefunden.

— — — — — — — — — — — — — —

Alles, was ist: Liebe, Haß, Wahrheit, Irrtum, alles ist nur *Aeußerung des großen unsterblichen Lebens*! Weiter nichts. Wer das begreift, verliert alle Werturteile und ist froh darüber. Er steht wieder dem Chaos gegenüber. Er lernt: alles ist eins; und groß allein die Ewigkeit und das All. Nicht aber sind groß die kleinen Hütten der Systeme, die Stuben und Kammern der Werte und Maße. Und in Ewigkeit und Schicksal und All sind wir ja drin, heute, gestern, immerdar. Groß ist allein das ewige Werden. Und was allein not tut ist: — dies Gefühl der Größe des Seins zu bekommen, und not tut: *erkennen*. Nicht messen, werten, nicht eine Welt *machen*, die immer zu klein geraten wird. Sondern in der Welt *sein*. —

Ich könnte versucht sein, bei meinem Thema auch über

die Askese mancher Christentümer zu reden, die wir in den fast zwei Jahrtausenden seit Jesus erlebten. Aber es liegt zu weit ab. Wie sich die mancherlei asketischen Bestrebungen, die häufigen Negierungen der „Welt" „psychologisch" aus dem Wirken Jesu erklären lassen, — das ist eine Frage für sich, die ich hier nicht lösen möchte.

Dichter haben uns in ihren Büchern die Erhabenheit der Wüste, die Schönheit Galiläas geschildert. Und seltsam: in den Evangelien kein Wort davon. Kein Wort von den blühenden Mandeln auf den Hängen am heiligen See. Nichts von der Stille der Palmengärten, kein Wort von den großen weiten Blicken in die Wüste jenseits des Jordan, nichts von der Ebene Jesreel und von der Blumenebene Saron.

War's etwas spezifisch Jüdisches, daß nichts davon verlautet? Ich glaube nicht; eher könnte man sich denken, daß das Gefühl, die Sinne, besonders die Augen der Menschen jener Zeit noch nicht so ausgebildet gewesen seien. Aber das kann diese Tatsache doch nicht genügend erklären. Von der Ebene Saron hat Salomo gesungen. Und nicht bloß davon, auch von den Cedern auf dem Libanon und von der Schönheit des Goldes und Elfenbeins.

Wie nun Jesus, eine Gestalt, die wir so sehr als schön fühlen? Hat er doch, trotz seines großen Schatzes an Fröhlichkeit, die Welt bis zu einem gewissen Grade negiert? Vielleicht ist es gut, daran zu denken, daß Schönheit in der Hauptsache von einem gewissen Maß von Wohlhabenheit abhängig war und ist, auch jene Schönheit, die für alle scheinbar da ist: die Natur. Sie ist eben nicht für alle da, nicht da für die, welche nicht das Minimum an

Befriedigung der geringsten Lebensbedürfnisse haben. Dringlicher als Fragen der Schönheit sind die Fragen des ganz brutalen: wie sollen wir leben, wie existieren wir. War es das bei Jesus? Vielleicht. Es mag dabei gewesen sein, — das Letzte war es wohl nicht. Das Letzte war: — die Entdeckung der Seele.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Seele nämlich, die bislang immer noch im Gegensatz zu aller Schönheit gestanden hatte. Denn Schönheit, soweit sie Kultur war, war ein Ergebnis des Suchens der Lebensinstinkte, des Freudewillens: Erhöhung der Lust; — ein kleiner Frieden mit der Welt, die Erlösung im Moment des Auskostens. Hier haben wir vielleicht den Kernpunkt, den Unterschied, haben wir auch wohl, was Jesus von allen Christentümern nach ihm, seien sie nun asketisch gewesen oder nicht, unterscheidet: die Entdeckung der Seele — und das Leben des Menschen nicht nur dem Leibe nach — sondern das Leben der Seele nach — die zugleich Leib ist. Das klärt dann wohl so ziemlich alles auf; läßt verstehen, wie der Mensch, der da eine ganz neue Welt entdeckte, über manche Schönheit der „Welt" hinwegsehen d u r f t e. Und es macht klar, daß ein Genie, das als Persönlichkeit schon ästhetisch wirkt, das eine unendliche Lebensfülle in sich hat, eine ganz ungeheuere Vehemenz des Fühlens und Tuns, nicht schönheitsfeindlich sein konnte. Nicht schönheitsfeindlich ist. Die Neuschöpfung einer Welt. Ein Tor tat sich auf, weit auf in neues Land. Es ist nicht wesentlich die Frage: wie und wie sehr Jesus in seinem Tun und Sein, in seiner Lehre und in seinem Leben in der Zeit vor ihm vorbereitet sei; — —

wesentlich ist die Erkenntnis dessen, was er war und leistete. Erkenntnis seines Christentums. Erkenntnis des Menschen, der als erster Einziger das unnachahmliche Wort spricht (in dem alle Schönheit beschlossen liegt, das den Tag und die Nacht, die Stille und das brausende Chaos umschließt): „Das Reich Gottes ist inwendig in Euch."

Er sprach Worte des großen Zorns gegen den Reichtum, er mag an so vieler stillen Schönheit draußen vorüber gegangen sein, — sinnend: wie er die Welt erlöse, wie er ihr das gebe, was sie nicht habe: das Glück des Friedens und der Reuelosigkeit, sinnend: wie er alles Häßliche aus der Welt nehme, — sinnend: wie Ichsucht hinüberzuleiten sei in: reines Fühlen ... Er hat doch wieder alles sanktioniert, denn er hat alles Leben — verstanden, er hat es mit seiner Seele begriffen. Er hat etwas hingelegt über die Welt, das alles a u s g l e i c h t und alles schöner macht, die Schönheit schöner macht und die Häßlichkeit und das Leid: — die Liebe legte er darüber hin. Die untergehende Liebe.

— — — — — — — — — — — — — —

Es ist klar, daß die Ausbildung asketischer Triebe in späteren Christentümern nicht Notwendigkeit war. Sie geht wohl minder auf Jesus als auf die späteren Menschen zurück, die sich auf ihn berufen. Ekstatiker des Leids und der Lebenserbärmlichkeit, die das Leben noch schlimmer haben mußten, als es ohnehin schon war. Das war keine Fortbildung der Lehre Jesu. Und was könnte so heißen? Jesus entdeckte die Seele und tat sie ins Leben, in die Welt hinein, daß sie durch alles Sein, durch aller Er-

scheinungen Menge hindurchwachse und wie der Glanz auf Blatt und Blüte — aus allem Leben und Ding wieder-scheine ... Das ist der lange, lange mühevolle Weg der Seele: von unten auf wachsen, der dunkle Weg durch alles Seins Poren und Zellen und Rinden: bis ans Licht ... Und im Licht die große Erkenntnis:

„Die Welt ist gut, die Welt ist eins —
Der Traum ist Urmusik —
Und Gott ist Liebe, Sohn und Geist,
Und eins ist Gott und ich —" („Die Kugel")

Es sind aber noch mehr Erkenntnisse, — so diese: „Die Welt ist weh, drum liebt ich sie —." Und die Erkenntnis: das Letzte wird uns nie, und ewig ist die Sehnsucht, ewig das Leid, welches es auch sei, — ewig aber auch die Kraft, die überwindet ... In solcher Kraft war Jesus ein schöner Mensch, wenn er auch vielleicht an mancher Schönheit vorüberging. Er geht heute nicht mehr daran vorüber. Denn er ist gewachsen. Er geht heute wie damals über die Welt und sanktioniert alles! „Die Welt ist weh — drum liebt ich sie."

Was will dagegen nun besagen, wenn Ernst Häckel in seinen Welträtseln meint: Jesus habe „tief unter dem Niveau der klassischen Bildung gestanden"! Wer über das Problem „Jesus" je etwas tiefer nachdachte, dem ist dies Narrheit. Als ob die klassische Bildung überhaupt Vergleichsmoment sein könne! — Ging Jesus etwa überhaupt „Bildung" ab? Meinetwegen könnte man auch das sagen; — was würde es bedeuten? Was heißt „Bildung"? Wie kann es überhaupt noch Menschen geben, die über

das Wesen der Bildung streiten? Als ob da überhaupt Endgiltiges zu finden sei. — Wer überhaupt das Wort Bildung in den Mund nimmt, sollte uns schon im höchsten Grade verdächtig sein. Denn da ist immer hundert gegen eins zu wetten, daß es der Mann eines Systems, einer Theorie, eines Dogmas sein wird. Ein Kästchen- und Häuschen-mensch, sicher keiner der Umspannung und des Verstehens alles Lebens. So sagt Häckel auch (in demselben Buch) die Unbegreiflichkeit, daß die christliche Kunst eine contradictio in adjecto sei — daß die ganze christliche Kunst des Mittelalters von den Machthabern und den Kirchenfürsten h e r v o r g e r u f e n sei, um „das Volk" zu blenden und zu beeinflussen...

Durch zwei Jahrtausende hindurch haben die Menschen viel ihrer Seele zuliebe gelebt, die Jesus entdeckte. Die Synthese mit der Welt und dem Leben, die Jesus schon hatte, genügend hatte, ist heute mehr als je im Wachsen. In der Dichtung unserer Tage kommt es zum Ausdruck. Die letzten Jahre haben Jesusdichtungen gebracht, in denen all dies Problem ist, und nicht nur Problem; in denen eine Lösung und ein Frieden ist, in denen beides ist: Jesus und die wehe, schöne Welt.

Der Prophet.

Bläset man auch die Posaune in einer Stadt, daß sich das Volk davor nicht entsetze? Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht tue?

Denn der Herr, Herr tut nichts, er offenbare denn sein Geheimnis den Propheten, seinen Knechten. –

Der Löwe brüllet, wer sollte sich nicht fürchten?
Der Herr, Herr redet; wer sollte nicht weissagen? –

— — — — — — — — — — — — — —

Er macht die Glucke und den Orion; der aus der Finsternis den Morgen und aus dem Tag die finstere Nacht machet ...

Siehe es kommt die Zeit, spricht der Herr, Herr, daß ich einen Hunger ins Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brot oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn, zu hören.

Daß sie hin und her, von einem Meer zum andern, von Mitternacht gegen Morgen umlaufen, und des Herrn Wort suchen, und doch nicht finden werden. –

Amos, Kap. 3, 5, 8.

Was wäre, das ich redete und mir nicht eine Scham wäre und euch ein Gelächter oder ein Zweifel, – oder dunkle Stimme des Winds, der man nicht nachsinnt; sondern man sitzt in den Wänden seines Hauses; noch bedenkend die Geschäfte des Tages, und in ganz sicherem Gefühl, daß da in die warme Enge nicht dringe die Stimme der Ferne, der Höhe, der Tiefe; daß nur ja keine Sehnsucht euch schüttle, keine andre Stimme euch er-

reiche, als die des Tags und des engen Lebens und aller nötigen Geschäfte; tötet die Gedanken, die euch überfallen bei der Arbeit oder im Ausruhen; haltet die Kinder fern, daß ihre Einfältigkeit euch nicht erinnere an ... was ihr zwar nicht zu leugnen sucht, aber zu vergessen sucht. — Betrübet ihr nicht eure Mütter und alle Mütter vom Anbeginn, da ihr das Kind mordetet, das ihr w a r t? Und werdet wieder Väter und Mütter von Wesen, die das Kind morden in sich. — Was wäre also, das ich rede und mir nicht eine Scham wäre, euch aber ein Zweifel und ein Gelächter? Aber auch eine ganz kleine Furcht.

Dies war eure größte Tat, groß und schlecht: euch verschließen, euch umbauen, euer Herz abschließen von allen Zuströmen aus freier Weite, aus Unendlichkeiten; Leugnen der Unendlichkeit; Wände bauen mit Türen darin, die aber verschlossen sind oder bewacht ... Die aber an der Tür stehen und wachen, die sind taub und blind. Und muß, was da kommt aus der freien Weite und mit euch reden will, Herz zu Herz, das muß seine Stimme umbiegen oder verbiegen. Und muß fremde Sprache reden; die nennet ihr Wissenschaft, die nennet ihr Kunst — (oder ihr höret selbst die nicht mehr und hört gar nichts mehr). — Was aber seine Stimme verbiegt und umbiegt, auf daß es verstanden werde ... das ist und hat nicht mehr die Stimme des Anfangs (den alle verstehn und ein jeder versteht, der sich besinnt, daß er von Anfang war), und so hat sich das verleugnet und ist anders geworden. — Und wird nun gar nicht verstanden als Stimme der freien Weite, sondern als etwas, das immer da war und zum Hause gehört. —

Was könnten wir tun, als euch fern stehen, da ihr euch verschlosset? — Wer ist, der sich verleugnen möchte, indem er seine Stimme ändert und anders redet, als er zu tun gedachte ... auf daß man ihn einlasse? Er sei denn ein Verräter am Ersten und Letzten und Heiligsten. —

Gott aber ist immer über euch und uns und ist immer unter und vor und hinter euch und uns. — Wer könnte etwas wider ihn tun? — Ihr habt Mauern gebaut um eure Leiber und Schutzwälle um euer Herz, aber so hoch ist keine Mauer und wird niemals so hoch gebaut, daß Gott nicht darüber wehe, und so dicht und fest ist kein Spalt und keine Tür, daß er nicht hindurchgelangen könnte ... wenn er will. — Und so tief gründet ihr kein Fundament, weder um eure Stuben noch um eure Herzen, daß ihr durchschnittet mit solchen Mauern die tiefen Wasser Gottes, daß sie nicht darunterweg zu fließen vermöchten, daß sie nicht steigen könnten in euren Kellern hochauf und ersäufeten euch in euren Wänden ... wenn er es möchte. — Denn immer und überall ist ein Weg und eine Straße und ein Ausgang — — aus aller Enge, aus jedem Wohnen im Haus — — hinaus in die Weite, in die Welt, ins Unergründliche, in Gott und das Wunder, in die Nacht und an die Quellen der Sonne. Nichts vermag der Mensch zu finden, das ihn abschließe. Nichts vermag er zu erfinden und zu finden, — keine Wissenschaft und keine Kunst —, die ihn schütze vor allem Anfang und der immer wiederkehrenden Stimme aus Anfang. Vor der Posaune in den Nächten jenseits aller unserer Welt, vor der Stimme Gottes dort oder hier. —

Das ist eure größte und schlechteste Tat, daß ihr etwas

gesetzt habt zwischen euch und euer Herz, zwischen euer Herz und der Welt Herz, daß ihr Wachen um euch habt, die taub und blind sind. Daß ihr nicht mehr hören wollt die Stimme der Weite und der Welt. Daß ihr leben wollt in dem und mit dem, das ihr angehäuft habt, daß ihr ewig leben wollt als Alte und wollt nie mehr jung sein und niemals töricht. Daß ihr nie wollt, was unmöglich ist, nie sehnt was unerreichbar. — „Denn so spricht der Herr: Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Hecken." „Verkündiget und schreiet laut und sprecht: ‚Blaset die Trompete im Lande.'"

Aber die Stimme der Propheten erscheint euch wirr; ihre Rede fremd, ihr Mund als ein Greuel. — Es war aber nie ein Prophet, der nicht gesandt war und aus dem Anfang gesandt war ... wo alles Erste beginnt. — Darum rede ich vom Propheten, ob ihr ihn gleich nicht hören wollt und ihr ihn zu töten trachtet, wenn er doch die Wälle überwindet, um zu euch zu kommen. — Darum begleite ich die Stimme des Propheten mit meiner Stimme, die nicht eines Propheten ist, aber befreit ist aus der Enge und sich erhoben hat über die kleinen Wälle der Zeit um zeitliches Wohnen. —

„Mein Volk tut eine zwiefache Sünde, mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen sich hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löcherig sind und kein Wasser geben" (spricht der Herr). Die Stimme des Propheten kann nur deuten, wer sie gehört hat und den sie befreite; vom Wind kann nur reden, wer ihn im Angesicht hat. — So deute ich die Stimme des Propheten: sie wäre ein

Unding und vergeblich, daß sie spräche, wenn sie nicht dennoch wüßte und hoffte, euch zu erreichen, wie tief ihr euch auch verschlossen habt. Noch ist in euch etwas, — aber das ist am Versiegen... das muß befreit werden, ehe es versiegt. — Seht, die Stimme des Propheten, die unmittelbare, aus der Ferne, aus Gott, ist nur euer Form und Leib gewordenes Gewissen; ist auch eure Stimme, die dunkel im Blut euch einmal kreiste, da ihr jung wart, und ihr wußtet es nicht. Seht doch und hört, es ist wahrhaftig die Stimme eines Menschen, Stimme eines Menschen, die man hören muß, es sei denn, daß ihr die Sünde gegen den Geist tun wollt: den Geist verneinen... Und das ist die Frage, ob ihr ganz euch selbst verneinen könnt oder wollt. Also hört. — Denn ob es gleich die Stimme eines Menschen ist, die man hören muß und sollte, ist es doch die Stimme dessen, der aus Anfang spricht, aus dem Anfang des Herzens und der Welt. — So spricht die Blume aus Anfang... die aufblüht im Frühling und spricht gewiß nicht zum tausendsten Mal, was vor ihr gesprochen ward. Und darum glaubet ihr ihr doch. Da euer Herz dennoch fähig ist, zu verstehen, was vom Anfang ist.

Glauben ist das Erste und Letzte. Alles, was dazwischen liegt, — liegt eben dazwischen. Wird ja durchschritten und ist ja — gewiß! Wird gelebt und erlebt. Aber Erstes und Letztes ist Glauben. — Denn alles, was gewiß und unfehlbar und sicher ist und lebendig — das redet nur durch sich und aus sich, und ist durch sich und aus sich; und wird nicht bewiesen, wie oft es auch geleugnet werden mag. Denn es ist; denn es ist aus dem Unergründlichen

gekommen — und wird nicht bewiesen, wie die Stimme Gottes keinen Zeugen mit sich bringt, wenn sie redet. —

Wenn sie redet. — Sie ist das Quellen, das emporträgt aller Erscheinungen Menge, alle ursprünglichen Dinge. — Der Anfang, da wir alle begonnen haben ... einst, einst. — Wißt ihr noch? So verhüllet euer Haupt und sprecht in eure Gewande: „Was haben wir an uns getan!“ — Die Stimme des Propheten hat starke Arme und Hände. — Reißt auf und schüttelt wie die Stürme, fährt durch Gewande und den Leib bis an das nackte Herz. — Ist die Stimme des Letzten aus allen Hinter- und Untergründen. —

Der Prophet hat keine Herrschsucht im Blut wie Priester und Richter. — Sein Gewand ist grau wie der Wind und der nackte Geist. — Er will herrschen weder auf geraden Wegen noch auf Umwegen, weder über den König noch über seine Diener. Offener und freier blickt kein Auge als seines; — er will nur sein eine Stimme, die frei und ungehindert spricht zu denen, die nicht gern hören; die nur frei und ungehindert sprechen will, was nicht gern gehört wird. — Kein Schritt kommt aus größeren Weiten als seiner, kein Auge geht in größere Weiten ... Wer will wider ihn sein, der gesandt ist? Der da kommt aus der Notwendigkeit der Welt? Der der Größe seiner Sendung erschauert, der in einsamen Stunden mit seinem Gott sich beredet und spricht zu ihm: Herr, ich bin es nicht, den du senden sollst, sende Größere und Gewaltigere. — Und der Herr spricht: Du sollst dennoch gehen, denn du bist gesandt. — Wer wollte wider ihn sein, oder ihn lästern, oder höhnen: „Seht den Propheten!“ — Ist nicht das

letzte kleinste Restchen Gefühls der Größe und Unverletzlichkeit in euch? — Wohl, so werdet still. — Wollt ihr warten, bis er ausgesprochen hat, zu Ende gesprochen und nicht mehr ist? und wollt ihr dann sagen: — Ja, er war es; — warum haben wir ihn nicht erkannt! Das Lebendige sollt ihr hören und den Lebendigen, — nicht die Stimme des Toten. — Heute redet, heute redet und immer h e u t e der Mund der Gewaltigkeit, die Posaune der Welt, aus dem Chaos und der Weite. Heute redet die Stimme des Herrn, „der da nichts tut, als daß er sein Geheimnis den Propheten, seinen Knechten, offenbare."

Der Prophet hat die Stimme und den Zorn des Löwen; wer aber zu ihm ginge ohne Furcht, wüßte, wie zart sein Herz ist. Wie schauervoll auch seine Stimme drohe, wie zerreißend, niederwuchtend seine Worte auch dahinfluten über die Aecker aller Flachheit und Flächen ... auf den Bergen steht er und redet hinab ... aber geht ihr hinauf, seid ihr ihm nahe; und wer weiß: er lächelt euch zu, wenn ihr kommt ... Und singt euch wohl in einsamen und stillen Stunden der Nacht mit leisester Stimme die zartesten schönsten und geheimsten Lieder aus dem innersten Glück der Welt und dem Herzen Gottes. —

Der Dichter und die Zeit



Mancher Dichter wird wohl, wenn er (infolge irgendwelchen körperlichen Leidens oder Untauglichseins) nicht mitkämpfen darf, das Gefühl gehabt haben, daß er doch jetzt eigentlich ziemlich überflüssig sei. Solche Stimmung kann durchaus wahr und echt gefühlt sein. Und ward von manchem so gefühlt. Sie wird natürlich, wenn der Dichter bedeutend ist, seinem allgemeinen Wert nicht gerecht; ist insofern halbe Selbstunterschätzung; aber die ist ja oft den wahrhaft schöpferischen Menschen eigen. Im Vordergrunde des Erlebens steht eben solchen Künstlern die Zeit selbst; er fühlt mit und fühlt, wie wenig er in der Zeit vermag, im Geistigen der Zeit. Und er weiß, daß etwas jetzt wichtiger ist als die Kunst an sich, als die Dichtung — nämlich: daß Deutschland diesen Krieg gewinne. Er weiß, daß jetzt alles Rechtens das „Aktuelle" Vorrecht hat; alles Rechtens zuerst gehört und gelesen wird. — Früher war das anders; da sah er oft Tageswerte die bleibenden Werte der Kunst manchmal zurückdrängen, beiseite schieben. — Daß heute die Kriegsmeldungen (auch die Feldpostbriefe) ganz zuerst von jedermann gelesen werden, erscheint ihm natürlich und selbstverständlich; denn daß eine große Kriegszeit im Geistigen, in der Literatur den Anstrich habe, als sei Frieden, das ist nicht zu verlangen.

Anderseits mehren sich die Stimmen, die da sagen: die nun einmal zu Hause seien, sollten dessen nicht vergessen, was das Volk als bedeutenden geistigen und künstlerischen

Besitz nun einmal h a t. Auch darin liegt etwas Wahres. Viele ganz große Kunst hat zur Zeit d i e Beziehung, daß sie in ihrem außerordentlichen Gehalt, ihrer außerordentlichen Stimmung dem Außergewöhnlichen einer solchen Zeit zwanglos parallel geht. Ob es nun die großen germanischen Volksepen sind oder die Bibel oder Kleists oder Schillers Dramen ... Und was sonst noch alles zu nennen wäre.

Indessen ist dies im eigentlichen Sinne nicht das, über das ich sprechen wollte. Ich ging vom Dichter aus: er steht mit angespannten Sinnen in der Zeit und steht doch, wenn er nicht mit dabei ist, eigentlich zu sehr auch außerhalb der wirklichen E r e i g n i s s e. Das ist schmerzlich, und so ist mancher innerlich vorerst zum Schaffen gelähmt; es eignet ihm n o c h nicht, aus der Zeit zu neuem Schaffen Anlaß und Möglichkeit zu saugen. N o c h nicht. Und wohl gerade dann, wenn der Dichter es mit seinem Dichten s e h r e r n s t nimmt, d. h. wenn er aus eigenstem und persönlichstem Erleben seine Werke schaffen will. —

Bei alldem habe ich nun allerdings das g r o ß e, bleibende, im Wert dauernde Werk im Auge. Das, welches über die Zeit hinausgreift. Und da müssen wir uns denn fragen, ob solche bedeutenden, bleibenden Werke aus einer großen Zeit, wie der unsrigen, s o b a l d geboren werden können? Selbst wenn beim Dichter die äußern Lebensumstände es so fügen sollten, daß er die Zeit in ihren gewaltigen äußern Erscheinungen (Schlachten, Truppenbewegungen, das Leiden der Verwundeten in Lazaretten usw., den Tod, die Genesung usw.) kennen lernt. Desgleichen die Leistungen der innern Organisation, des Verkehrs,

den Frieden der schönen deutschen Städte und Dörfer mitten im Krieg, — und doch überall, über allem Frieden, der Schatten und die Wolke der Erwartung, einer Erwartung, die auch manchmal bang ist und sein darf, und dann doch wieder zuversichtliche Hoffnung wird. — Ich sage: kann in einem Dichter, der all das (die sichtbaren wie die unsichtbaren Erscheinungen und Werte der Zeit) kennt, eine solche seltene Zeit bald zu einem überzeitlichen Werk ausreifen? Die Frage ist kaum zu beantworten. Aber wenn man sie stellt, werden doch mancherlei Ueberlegungen rege, indem man sich dabei über das Verhältnis des Dichters zur Welt überhaupt klar werden muß.

Die Dichter haben in den meisten Fällen ja die Beziehung zur Zeit gefunden, auch solche, die ihrer Wesensart nach als „Aestheten" gewertet werden mußten; das Kriegsgedicht, die Kriegsnovelle sind da. Es ist hier nicht der Ort, kritisch abzuwägen, was davon bleiben wird und bleiben kann und was nicht; zumal es vorderhand schon schwer ist, einen Ueberblick über diese Literatur zu gewinnen. Soviel darf ruhig eingestanden werden: das meiste davon ist für den Tag geschrieben, wirkt in und auf den Tag und hat damit ja seinen Zweck erfüllt; es darf dann verschwinden. Manches, oder vieles, war schon so sehr übelstes Lesefutter, daß es unanständig war. Es war trist, anzusehen, daß so selten guter Geschmack gegen die immer wiederkehrenden „Kriegstrauungen" in Romanen und Novellen, gegen so vieles kitschene Heldentum von Heimkriegern revoltiert, — daß vielmehr das Zeug gleich haufenweise von Deutschen konsumiert wurde. Dies hier nebenbei, obwohl es nicht zum Thema gehört,

Anderes wird und mag länger währen. Recht bedacht aber ist das alles (und *muß* es sein) — wie immer der Wert auch anzuschlagen sei — Bruchstück... Die Ganzheit der Zeit *kann* vorläufig nicht ausgeschöpft werden.

So ist es für den Romanschriftsteller z. B. keineswegs damit getan, daß er die einschlägigen Verhältnisse kennen lernt, daß er an der Front selber die Kämpfe sah, daß er im Etappengebiet das Hin- und Zurückfluten studierte, usw. Es könnte sein Werk leicht ein Mosaik von vielen (vielleicht sogar außerordentlich interessanten) Einzelheiten werden, während das große epische Werk immer *einen* ganz bestimmten Kern, Mittelpunkt und durchgehenden Gedanken hat. *Ein* großes, heftiges Gefühl durchbebt die großen Epen, in dem dann aller Erscheinungen Flucht geglüht und zusammengehalten wird.

Wir merken: ein solches Werk müßte werden in einem Dichter wie ein Wunder. — Er kann sich nicht vornehmen, es zu schaffen; — und die Zeit muß einfach warten, ob in irgend einem Dichter ein solcher Funke anspringt und zu einem großen Brande wird in ihm; sodaß daraus, in Ganzheit, in überzeugender Form das *geistige* Denkmal der Zeit wird. —

Vielleicht ist die Aufgabe zu groß vorerst; vielleicht müssen wir warten; vielleicht kann so etwas erst nach Jahrzehnten werden.

Die Zeit nach 1870/71 brachte ja auch an Dichtung, die der Bedeutung der damaligen Kämpfe und nationalen Errungenschaften gemäß war, verhältnismäßig wenig. — Es wäre vielleicht interessant, zu untersuchen, woran das lag; ob an der Bedeutung der damaligen Dichter oder

daran, weil das, was ein Schöpfer wie Bismarck heraufführte, zunächst von den Geistigen in ganzer Größe noch nicht gesehen ward? Im Vorbeigehen läßt sich die Frage nicht lösen, so lasse ich sie zunächst auf sich beruhen.

Wie Dürer sagte: die Kunst stecke in der Natur drin, der Künstler müsse sie nur herausreißen können, so kann man von unserer Zeit vielleicht sagen: die Gewaltigkeit, die ungeheuren Maße, die der großen epischen Dichtung eignen, sind in der Zeit da; es bedarf nur des großen Künstlers, sie herauszureißen und — frei vom Kleinen, Zufälligen, Zeitgebundenen — zu gestalten.

Aber die Zeit ist wohl noch nicht.

Immerhin mögen die Gedanken erwogen werden.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich komme zurück auf das, was ich zu Anfang sagte: mancher Dichter wird sich in manchem Betracht als einstweilen kalt gestellt vorkommen. Das ist ein berechtigtes Gefühl; es liegt die Bescheidenheit darin, die weiß, daß in solcher Zeit die TAT am höchsten steht, höher als die dichterische Leistung (ich sehe vom Wert ganz ab). Wir leben zur Zeit unter dem Zwang ungeheurer Notwendigkeiten; es gibt gar keine Vergleichsmöglichkeit, nach der die Leistung eines einfachen Kriegers, eines Offiziers, eines Fliegers usw. in Beziehung gesetzt werden könnte zu dem, was einem Dichter etwa gelingen könnte.

Bei alldem ist manches herausgekommen, das Teilnahme verdient; und wenn ich ganz aufrichtig sein soll, so war besonders mancher Bericht, Feldpostbrief von Soldaten von starker Wirkung, oft von solchen, die bisher keine „Dichter" und Schriftsteller waren, die aber nun

die Zeit zu ganz „echten" Schilderern von Zeit und Ereignisausschnitten machte.

Die Dichtung und die Dichter werden wieder mehr gesehen werden, wenn die Zeit da ist. Mögen sie die „Metaphysik der Zeit" in sich aufnehmen, das wird schon ein Gewinn sein. Das Gefühl, daß über Menschsein und Menschenkraft ein Ungeheures hinausgeht. Ein Ungeheures aus Ueberwelt in Menschensein hineinflute. Dies Gefühl ist zumeist Wesenskern in den großen Weltepen, in den unvergänglichen Büchern der Weltliteratur, vor allem in der Bibel, in den indischen Epen, in den deutschen Heldenepen, in Dante, im Parzival — um einige Werke zu nennen.

Dies habe ich gesagt über den Dichter und die gegenwärtige Zeit. Und da wir Dichter am besten und geläufigsten sprechen in der Dichtung, weil die Dichtung eigentlich unsere Lebenssprache ist — im Tiefsten die Sprache unseres Tages — so habe ich das Erlebnis einmal, als es mich drängte, in Versen ausgesprochen, die ich hier einflechte.

Nächtliches Gespräch.

So sprach das Herz zum Dichter in der Nacht:
Du bist allein geblieben; alle gingen
Den Weg des Kampfes und den Weg der Schlacht. —
Du wurdest nicht bedurft. Wo blieb dein Singen?

Der Dichter sprach: Du sagst, ich blieb allein.
Bin unbedurft; bin leise, scheu und ein

Entrückter Mensch, wie sollt ich singen,
Zu dieser Zeit, da Tod und Leben ringen?

Das Herz der Nacht sprach: Wozu ward dir Geist,
Wenn er nicht suchend um die Dinge kreist,
Um die Geschehen, die verkrampft sich wälzen
Im Weltraum und in roten Gluten schmelzen

Zu flüssger Lava? Wozu ward dir Geist,
Wenn er nicht suchend um die Dinge kreist
Und sucht die Rätsel zu begreifen im Geschehen
Und allem Furchtbarn ins Gesicht zu sehen?

Der Dichter sprach: Der Geist ward mir; ich weiß;
Ich wende nicht den Blick von dem Geschehen. —
Mein Herz ist wie je eines Menschen: heiß!
Was aber weiß ich: wie die Schlachten stehen?

Und was geschieht, das muß wohl so geschehen ...

*

Die Stimme sprach (das Herz der Nacht): Erhebe
Den Geist zum Flug; geh abseits nicht! Und schwebe
Um jedes Rätsel, um das Namenlose
Von dieser Zeit, um aller Schlachten große

Un-denkbarkeit. Denn alles ist doch nicht
Nur, was es außen scheint ... Sag du und sprich:
Was innen weint ... in aller Zeit, in allen
Toden und Schrecken ... Horche nach dem allen

Und sag das R ä t s e l ... Gehe nicht beiseit ...
Es fordert dies, was inner dieser Zeit
An Unerlöstem ringt. Sag uns, was weit
Aus diesen Tagen sehnt: — Unendlichkeit,

Unsterblichkeit! — Der Dichter sprach: Das ist
Das Schwerste ... Oh, ihr Stimmen alle wißt:
Ich möchte lieber sein, was ich n i c h t bin:
Der t u t, jedoch nicht weiß. Denn aller Sinn

Von aller Zeit, von allem Menschgeschehen
Ist schreckhaft t i e f ... Wer will das Rätsel finden?
Er müßte mit den Chaoswinden wehen
Und allen Abgrund tief noch untergründen.

Die Stimme sprach: Und dennoch! Dies muß sein!
Sei Herz der Welt! Und sei nicht feig und klein!
Sei nicht nur Stimme in der Welten S t i l l e,
Sei Stimme a l l e r Stimmen — und sei WILLE!

Sei Stimme aller Schlacht und aller Not. —
Und tauche noch bis in den letzten Tod!
Dein Geist ist nicht dein Eigentum. Der muß
Der Welt Vollendung ... singen, Gott zum Gruß!

Was stehst du abseits? Müde? Willst du ruhn,
Wenn alle, die kämpfen, übermenschlich nun
Ihr Schwerstes tun? Der Dichter sprach: Dann will
Auch ich dies tun! Und hob den Blick und Geist

Ins Nachtmeer, das von Sternen klar und still
Um aller Menschen Kleinheit ewig kreist.

Darüber hinaus aber gilt es nun, noch ganz allgemein und gar nicht kriegsaktuell über den Dichter und seine Zeit zu sprechen.

Auch dies ist in Gedichten, und einigemale in gewaltigen Gedichten ausgesprochen worden. In Gedichten der Klassiker; bei Hölderlin, bei modernen Dichtern; überall dort, wo ein Dichter seine Vereinsamung sagte. Der Dichter geht immer aus der Zeit hervor, aber er wäre ja nicht der Dichter, wenn er nicht über die Zeit hinausginge. Oder ist das zu schwer faßbar? Suchen wir alsdann den Begriff der Zeit und den des Dichters zu fassen. Soll mit der Zeit, in der der Dichter lebt, wirklich etwas gemeint sein, so müssen wir uns besinnen, daß wir Volk und Menschheit sind und als Volk und Menschheit immer auf dem Wege sind. Und darin liegt, daß eine ungeheure Ausdehnung hinter uns und — vor uns liegt. Außerdem ist aber unter unserm Fuß, räumlich und seelisch-ideell eine ungeheure Tiefe, die erfühlt werden muß. Ein sehr großer Teil der Menschen lebt und bewegt sich wie auf dem engen Raum einer Bühne bei der Aufführung im geschlossenen Raum, hat nur Auge und Ohr für das Gegenwärtige, was da in Worten und Taten vor sich geht, und meint, das sei die Zeit, so eine Weile miteinander zu tun. Diese Einstellung führt zu jener Verwinkelung, zu jener Rationalisierung des Lebens, die der Dichter immer als Seelentod und Kunsttod fühlt. Freilich muß hier gesagt werden, daß dieser Verengung des Begriffs einer Zeit und eines Zeit-

raums und eines Zeitalters auch eine Herabminderung des Begriffes Dichter entspricht. Ein großer Teil des Publikums fühlt den Dichter als Literaturmacher, als den Erzeuger eines Bedarfsartikels, des „Lesestoffs", wie ein Wort so richtig sagt. Und ein sehr großer Teil der schreibenden Autoren i st ja auch nichts weiter. Denn wie können wir etwa glauben, daß die gegenwärtig Hunderte von Menschen, die Gedichte machen, Romane und Novellen und Dramen schreiben, lauter Dichter seien? So häufig sind denn doch die Dichter noch nicht geworden.

Es wird Zeit, daß wir den Begriff des Dichters wieder herstellen, daß wir dem Dichter wieder jene Würde und Bedeutung sichern, die er in Zeitaltern hatte, da das Volk adlig fühlte; solche Zeit war vielleicht zum letzten Male in der Zeit der Klassiker und Romantiker, zur Zeit Jean Pauls, wenn auch grad um diese Zeit der adlige Heinrich von Kleist vor die Hunde ging, ohne daß seine Zeitgenossen sich gemüßigt sahen, einen Finger zu seiner Rettung zu rühren. Es bedarf dessen, daß ein Glaube wachse und eine Liebe wachse und ein Zutrauen, eine Frommheit in den Herzen der Volks- und Menschheitgenossen. Nicht weil der Dichter auf einem Postament stehen und sich verehren lassen will, sondern weil er Lieben und Glauben und Zutrauen braucht für das, was er sagt. Denn das, was er sagt und gestaltet, das ist ihm aufgetragen von einer Kraft, der er nicht minder gewiß ist, weil sie dunkel ist. So steht der Dichter auf einer Linie mit dem Propheten, auf einer Linie mit dem „Seher". Er ist der Schauer und Verkünder immer erweiterter, verschönter, vertiefter Menschlichkeit, und so

wird er immer über seine Zeit hinausgehn, und es wird immer wieder die Menschen manchmal anmuten, als sei der Dichter nicht ganz mit ihnen in der Zeit. — Und das stimmt; insofern er mit all seiner besten Ahnung, Hoffnung, seinem besten Glauben in die Zukunft weist und ragt, welcher Zukunft aber alle Menschen bedürfen. Da sonst nichts wäre als elender Tod.

Ruhm

Hat das Wort noch Klang?

Ist des Wortes Inhalt tot? Oder noch lebendig, oder eine schlafende Frucht? Es gab Zeiten, da das Wort sowohl Lockung wie Tröstung war, Lockung zur Tat, Wirkung und Leistung. Es muß also wohl einen Hauch der Ewigkeit in sich gehabt haben. Oder eine Ahnung von der Ewigkeit. Der Ruhm hat Menschen gelockt und vermocht, Taten zu tun. Taten in den Schlachten. Herrschertaten des Friedens und des Krieges. Hat Dichter zum Streben nach dem Höchsten vermocht; sodaß es sie sehnte, mit der Schöpfung ihres Geistes so sehr in die Herzen der Menschen, auch aller noch kommenden Menschen zu gelangen, daß ihr Name nie wieder vergessen werden konnte.

Aber, wie nun? Ihr Name nur? Nicht auch ihre Leistung? Aber das Sehnen nach Ruhm muß mannigfacher Art gewesen sein, bei den geistigen Menschen sowohl wie bei den Menschen der Tat. Daß der Name fortlebe (wie lange das überhaupt möglich sei, lassen wir zunächst einmal unbeachtet) ist wohl nicht die höchste Sehnsucht nach Ruhm. Daß das Werk lebe (gleichgiltig ob dann der Name auch), das ist wohl schon höhere Sehnsucht. Der Mensch kann schon dahin kommen, daß ihm das Fortleben des Namens gleichgiltig wird und er nur das Werk und dessen Dauer bedenkt. Und er kam dahin, denn es gab Menschen, die schon so fühlten. Im Altertum gab Macht, Können, das Vollbringen einer großen Tat, einer

hohen Leistung das Bewußtsein, von vielen gesehen zu werden, gab das Bewußtsein des Ruhms. War auch oft Tröster, wenn der Täter, der Träger der großen Leistung, etwa in großem Kampfe fiel; Tröstung für die Seinen, für die Mütter ...

Was war solcher Ruhm? Wohl nicht nur persönlicher Ehrgeiz. — Ehrgeiz, auch persönlicher, ist an sich gar nichts Verwerfliches. „Ruhmsucht" hatte manchmal einen etwas fatalen Klang; braucht aber keineswegs im Menschen immer ein fatales, übles Empfinden gewesen zu sein. Nach Ruhm zu suchen konnte den Menschen erheben, wenn er soviel Tiefe in sich hatte, daß er den Ruhm wollte auf Grund von Leistungen, die groß waren.

Das Wort „groß" hat aber nur einen Sinn, wenn es in Beziehung zur Umwelt, Gegenwart und Zukunft steht. Groß konnte (und kann) nur sein, was die Menschheit irgendwie weiter brachte; eine künstlerische Leistung, die über das Bisherige hinausging oder wenigstens nicht unter dem blieb, was schon als groß erkannt war. Oder etwa eine kriegerische Tat, die in sich groß war in der Ueberwindung des gewaltigen Widerstandes, oder die einen eminenten Nutzen für die Gemeinschaft, den Stamm, das Volk hatte.

„Unsterblichkeit" war griechische Sehnsucht, wenn sie auch sehr sinnlich erfühlt wurde.

Bei alledem aber hatte sich der Mensch, der Träger der großen Kräfte, der „Könner" der großen Leistung, noch nicht ausgeschaltet. Noch war ein letztes süßes Gift in solchem Denken und Fühlen, das Sinn und Seele umschmeichelte: Siehe, dein Name bleibt, du wirst durch

die Zeiten strahlen wie eines Sternes Glanz. Du bist weit voran allen andern, du hast all dies vermocht. —

Und doch, wie gesagt, tat sich hier die Ahnung auf und erstes Wissen: daß es nicht ausreiche zur tiefsten innerlichen Befriedigung des innersten Menschen, seine Tage zu leben und einmal im Frieden zu sterben, nachdem man Tagwerk zu Tagwerk getan und das Seine den Erben hinterlassen hatte. Eine erste Sehnsucht nach dem „Sinn des Lebens" begehrt hier wohl auf: — Ruhm und die Gewinnung der Unsterblichkeit der höchste Sinn. Was aber bleibt den andern? denen nicht das Größte gegeben? War von hier auch ein Weg und eine Entwicklung der Menschheit, eine Rätsellösung des Sphinxrätsels, des Lebensrätsels möglich? Nein! Das Christentum hat denn auch im wesentlichen diese Gedanken- und Gefühlsreihen abgeschnitten. Und wenn sie sich später, in den Jahrhunderten doch immer wieder einmal anspannen, so waren sie dennoch schon viel tiefer. Könnte man sich Christus denken, nach Ruhm und Unsterblichkeit strebend, danach sehnsüchtig in der Weise, daß er sich damit erlöse und seiner Seele Frieden gäbe in dem Bewußtsein, dies alles lehrst und wirkst du? Du also wirst leben und nie wieder aus dem Bewußtsein der Menschen verschwinden? Wir können uns das überhaupt nicht denken (wenn auch praktisch Christi Wirken das erreichte: wollen konnte er das nicht). Er war anders. War Kraft, gepaart mit Demut in Gott. War schon so übermenschliche Kraft und Leistung, daß ihm das menschliche Bewußtsein und Glücksgefühl, daß ER es ja sei, der da leiste und tue, nichts hätte sagen können. Er war so in Gott gegründet, daß er sich in allem

so als Vollstrecker göttlichen Willens fühlen konnte und nur als solchen. Unzählige seiner Worte bezeugen es. Und dieser Eine brachte allen (und noch den Geringsten und Kleinsten) das, was alle erlösen kann: den Sinn des Lebens, (wenn man so sagen soll) — „das Reich Gottes ist inwendig in Euch". Im Johannes-Evangelium steht eins seiner größten Worte: „Ich bin gekommen in die Welt, ein Licht, auf daß, wer an mich glaubet, nicht im Finstern bleibe. Und wer meine Worte höret und glaubet nicht, den werde ich nicht richten."

Man versteht, warum uns „nur Ruhmsüchtige" immer unverständlicher werden müssen, wenn sie nicht ins Altruistische, ins Religiöse, ins Philosophische geläutert werden. Kurzum, wenn der Mensch nicht sich auszuschalten vermag und nur noch an das Werk denkt. An das Werk in dem Sinne, daß es einer Menschheit zugute kommt.

Man denke sich einen großen Dichter, einen großen Musiker — könnte er den Ruhm wollen? Er kann nur die Erweiterung und die Höherbildung seiner Kunst wollen, und allenfalls die Liebe zu seiner Kunst. Vielleicht kann er noch den Ruhm seines Volkes wollen, auf daß sein Volk durch sein Werk geehrt sei in der Welt. Das Höchste ist auch das nicht. Sein Begehren, sein Streben liegt in der Sache selbst, eben in der Kunst verankert. Es wird ganz unpersönlich, muß es werden, wenn anders der Künstler groß ist.

Der Ruhm, das Wissen, daß sein Name die Jahrhunderte durchstrahlen würde, könnte ihm nicht Tröstung sein für des Lebens Schwere, für den unerbittlichen Tod,

der jedem kommt. — Dazu sind wir zu weise geworden und tragen zuviel Weltwehmut in uns, als daß wir so noch fühlen könnten. Tragen dazu auch zuviel Wissen in uns: daß ein Vergessen des Einzelnen doch kommt — einmal; wann, weiß niemand. Aber es kommt. — So bleibt uns nur die Ehrfurcht am Werk, vor dem Werk und mit dem Werk, dessen Wirkung bleibt, auch wenn niemand mehr den Autor kennt und selbst wenn das Werk schon untergegangen ist. Wäre ein Herrscher zu denken, der um des Ruhmes willen kämpfte und kämpfen ließe? Sind unsere Soldaten hinausgezogen um des Ruhmes willen? um als Berühmte zu leben, zu sterben? Wir sehen, so vieles geht über den Ruhm schon hinaus. Zu kämpfen, zu leben, zu sterben, zu wirken dem, was größer ist als der Einzelne: — Volk, Vaterland, Gemeinschaft, ist mehr und größer. Darin ist die Ichsucht geschwunden oder ganz gelöst, geläutert.

Das ist der Ruhm der Namenlosen. Und wir werden einmal alle Namenlose sein. — — Aber das „Unvergängliche" bleibt, denn wir haben es in uns erlebt . . .

Vom „Sinn des Lebens“, vom Mythus und vom religiösen Erlebnis

Er steht noch recht deutlich vor mir, der mittelgroße Mann, dunkel, gelbblasses Gesicht, Inhaber eines größeren Maßgeschäftes in Osnabrück, mit den dunklen Augen manchmal lustig blinzelnd, manchmal schwer, unbestimmt vor sich hinträumend. Wir hatten uns, beide Erholung Suchende, in dem westfälischen Sanatorium kennen gelernt (irgendwie) und saßen oder gingen nun manchmal in nachdenksamem Gespräch. Er erzählte mir manchmal von der Maurerei, deren Ideen er sehr ergeben war. Autodidakt in seinem Geistigen, hatte er starke Interessen nach vielen Richtungen hin. Dennoch blieb in seiner Geistigkeit irgendetwas Unorganisches. Die Rundung war nicht ganz gelungen. Eine Zwiespältigkeit war in ihm wirksam, und die hatte er noch nicht ganz ausgeschöpft. Diese: er hatte einen starken Trieb zur Freude und zum Freudemachen, war lustig, witzig; — und unmittelbar daneben war ein trostloser Pessimismus in ihm lebendig, aus dem heraus und in dem er viel grübelte, um seiner Herr zu werden. Und sein Problem hieß: Welches ist „der Sinn des Lebens"? Was soll dies unser Leben? — Wozu? wozu? — Uralte Frage und doch immer wieder neu wie das Leid und die Liebe. Die Probleme sind ja immer wieder im Leben und im Denken dieselben. Wie einer sich müht, um damit fertig zu werden, — die Leistung seines Innern und die Bewältigung, die er offenbart, das ist entscheidend!

An einem Sonntagmorgen, wir gingen gerade auf der

Bergchaussee hin, unten im Tal klangen die Kirchenglocken, und mehrere Kurgäste überholten uns, die noch zum Gottesdienst da unten wollten, — da kam's noch einmal ganz mächtig über ihn. Die Sehnsucht fühlte ich aus ihm heraus; die Sehnsucht zum Glauben an etwas, das aller Sehnsucht Erfüllung gäbe. Eine ganz lähmende Traurigkeit sprach aus ihm: Warum denn nun dies Leben —? Was wird mir einmal alles sein: die Freude, die ich hatte, meine Kinder, — alles, alles? Ich nickte, sann und war doch nicht mit ihm einig. Ich war ein Suchender wie er und hatte doch nicht dies lähmende Gefühl der grenzenlosen Vergeblichkeit alles Seins und Lebens. Ich sagte einige Worte, fühlte aber, es war nicht das rechte. — Sann, horchte wieder; und der Mann wurde mir fast lieb um seiner Trauer willen. — Bis es auf einmal aus mir herausfuhr —: Aber dies ist ja alles Verirrung, all diese Trauer, all diese Argumentation, diese ganze Einstellung. Das Leben ist und muß gelebt werden! Gegen diese Tatsächlichkeit kommt ja nichts anderes auf! Das Leben ist, und Sie leben es und ich lebe es; — Sie Ihres, ich meines; — und unfruchtbar ist „nicht das Leben, sondern allein die Spekulation, die nach einem Zweck und Sinn sucht". — Das war nun eben auch nicht gerade etwas sehr Neues, aber in meiner suchenden Seele war es damals wie eine Erleuchtung aufgegangen, und die Wirkung auf meinen Begleiter war groß.

Daß es ihn aber dauernd aus seinem unfruchtbaren Suchen gerissen hat, glaube ich nicht. Letzten Endes liegen unter all unserm Denken und Philosophieren physiologische und psychische Anlagen, Bedingungen, die restlos wohl in

den seltensten Fällen nur überwunden werden. Aber: was ich damals dem Osnabrücker gegenüber aussprach, ist im großen und ganzen die Grundstimmung meines Denkens bisher geblieben. Ich bin auch heute noch von der Unfruchtbarkeit des Suchens nach einem „Sinn des Lebens" überzeugt. Wenn dies Suchen nach dem „Sinn" gleich einem tieferen Erforschen des Lebens selbst ist — ein genaueres Erkennenwollen — gut! da bin ich dabei. Denn tieferes Erkennenwollen der Erscheinungen des Seins (im einzelnen und im gesamten) ist eingeborene Tendenz des Menschen — wenigstens eines großen Teils der Menschen. Wenn aber das Suchen nach dem Sinn einen letztlichen „Zweck" (des Seins) zum Ziel setzt, so ist das verirrter, unfruchtbar gewordener Pessimismus. Denn es gibt auch fruchtbaren Pessimismus. (Alle Tiefe — bei Künstlern, Philosophen usw. — ist ja immer im Grundwesen pessimistisch.) Woher uns das gekommen ist, das Leben, wie die Einzelerscheinungen zweckhaft bewertend anzuschauen und zu erfassen, das ist wohl schwer zu sagen. Ich für mein Teil glaube, daß es mit von unserm deutschen, jahrhundertlangen Pädagogentum kommt, das leider so oft bei der bloßen, psychologisch fundierten Vermittlung von Kennen und Können nicht stehen geblieben ist, sondern gleichzeitig in so vieles hineingepfuscht hat und sozusagen auf eigene Faust Lebensbewertung, wie Unterrichtsstoff-Bewertung getrieben hat — schulmäßige nämlich. Wer sich dafür interessiert, sehe daraufhin einmal die Unterrichtswerke (Unterrichtslehren, Geschichten der Pädagogik, Lehrbücher für die verschiedenen Schularten usw.) durch. Es gibt da noch manches zu entdecken.

Wenn irgendwas mit der Deutung der Welt und des Lebens (wie ich nun lieber sagen will) zu tun hatte, so waren (und sind) es immer die großen Religionen und Weltanschauungen; die aber erfährt ja niemand (oder kaum) in den Schulen, deren Aufgabe es doch ist „präpariertes" Wissen und Schauen den Werdenden und Lernenden genießbar zu machen. Das Wesen der großen Religionen und Weltanschauungen aber lag durchweg *nicht* darin, einen *Zweck* und ein *Ziel* des Lebens zu setzen. Das ist ja auch wohl da und dort in den Religionen geschehen, aber wohl immer nur in der Entartung. Sonst aber finde ich in den Religionen als Gefühlsgrund dies: das Leben *ist*, die Welt *ist* — *also* wollen wir uns nicht damit aufhalten, es zu rechtfertigen oder zu verdammen — *also* kommt es darauf an, uns und allen noch ein weniges *dazu* zu geben, zum Leben —! Und das ist? Nun: eine *Ferne*, eine *Höhe*, eine *Tiefe*. Das haben alle großen Religionen dem Menschen zum Leben *hinzu* gegeben. Und es war wirklich nicht ein Glaube, nicht ein Dogma, nicht eine Wissenschaft, — es war „weiter nichts" als ein groß geschautes *Bild*. Nichts zum „Lernen", zum „Behalten", zum „Wissen". Ein großes Bild, das die wunderbare Kraft hatte, bei aller Bildhaftigkeit, oder gerade durch sie, Welt und Leben so *überzeugend* zu machen, daß alles Sein einen Sinn hatte, *in* dem Geschauten, in dem größern Zusammenhange des überragenden Bildes. Denn ob unser Schulwissen die Welt erklärt „nach dem heutigen Stand der Wissenschaft", oder ob etwa die Edda überlebensgroße Mythen hinstellt und die Hindus die Welt als Traum

Brahmas schauernd erlebten, fühlten, schauten, und Christus Leben und Menschheit als das Sein Gottes sah, das ist, denke ich, denn doch zweierlei und braucht keiner Hinzufügung. Und Christus selbst ward zum Mythus, Jesus, der Wanderer, Jesus, „der durch jedes Schicksal geht", ward Mythus aus einem ganz urwahren Instinkt der Menschheit. Und es heißt diesen ungeheuren Mythus entwerten, verkleinern, verflüchtigen, wenn er „wissenschaftlich" etwa erfaßt, bewiesen, gedeutet werden soll. Was hat angesichts solches überlebensgroßen Mythus die Frage, ob Jesus Gottes Sohn ist oder nicht, überhaupt noch für einen Sinn? Allerdings: Gottes Sohn! und es fasse das im übrigen jeder, wie er's fassen muß. Am besten immer noch naiv. Denn nichts ist schmählicher in kleiner Zeit, als wenn Größe, die die Menschheit einmal schuf (die Frage nach der tatsächlichen Wirklichkeit, die immer wieder mit der Wahrheit verwechselt wird, ist ganz belanglos), eng gewordenen Herzen und Seelen zuliebe „historisch" gedeutet und das heißt immer: entwertet, vernichtet wird, — als „bloße" Sage hingestellt wird. Ebenso schlimm ist es, wenn bei solchen Deutungsversuchen etwa ein „Leben Jesu" herauskommt, zu dem sattes Philisterium schließlich meinen kann: nun ja, ganz nett, etwas unpraktisch zwar, aber sonst sehr ehrenwert und — rührend! Nein und abermals nein, das waren diese Dinge nicht, und das sollen sie auf die Dauer auch nicht bleiben. In allem, was Menschheit an großem Mythus schuf, liegt eine ungeheure Wahrheit des Erlebten und Geschauten; die freilich letzten Endes nur der religiös durchflutete Mensch fassen kann. Wo Religion eigen und groß erlebt

wurde, wurde sie immer wieder mythisch (Eccehart, Böhme, Silesius); wo Dichtung Gipfel erklomm, bildete sie Mythen (Shakespeare, Goethe, Hebbel). Die Worte sind es nicht, sondern: was hinter den Worten als großes Gefühl und überlebensgroßes Bild aufsteht. Darin ist dann alles Leben, alle Welt gerechtfertigt und gesühnt. — „Ferne von uns" steht (und soll stehn, wie ein heutiger Dichter sagt) Gott und was sein ist. Das ist tief und wahr. Denn wir sind Menschen, und ER ist noch immer das, was über Mensch und Menschsein hinausgeht.

Wenn Odin in die Gründe der Welt steigt und Wissen und Weisheit mit heraufbringt — was ist das? Was könnte das sein? Gewaltiger Mythus, bei dem die Frage nach dem „Glauben" oder Glaubenmüssen nichts mehr zu tun hat. Gar nichts. — Oder wenn Christus dem Menschen die „Kindheit" zurückgeben will und weiterhin spricht: Ich und der „Vater" sind eins! — was ist es anders als das Aufbrechen der großen mythischen Kraft im Menschen. Da sind wir an den Quellen des „religiösen Erlebnisses"; und ein Recht zu reden hat nur noch, wer eben des religiösen Erlebnisses noch fähig ist, oder: wieder fähig geworden ist. Denn, so scheint mir, die seelische Entwicklungstendenz geht dahin, daß wir des religiösen Erlebnisses mehr und mehr teilhaft werden. Und gewiß ist es wohl nicht von ungefähr und nicht Zufall, daß einige der zukunftsreichsten Dichter der Zeit in ihren Dichtungen das Gott- und Welterleben neu, umfassend, gewaltig dargestellt haben; daß sie den Willen zum großen Mythus in sich erhorcht haben; daß Bilder, Mythen in ihren Werken auftauchen, die fernab sind von aller

„Alltäglichkeit", die aber ihren Abglanz in alle Alltäglichkeit gießen und dadurch das Leben „sinnvoll", d. h. in aller Alltäglichkeit groß und bedeutend zu machen wissen. Denn der tiefe Sinn von Welt und Leben liegt eben darin, daß beide „selbstverständlich" und doch überragend unausdenkbar sind, und alles gleichermaßen im Glanz und Schatten des Mythus steht — heiße er nun „Gott" oder wie sonst.

An die Quellen des religiösen Erlebnisses rühren wir hier. Ich sagte es schon. Das gewaltige Schauern beginnt hier und die Ueberwindung — oder sagen wir: Erfüllung des tiefen Pessimismus in der tiefen Liebe und ... Schönheit. Ich will nicht davon reden, was es bedeuten mag, daß die Dichtung einstweilen am besten dies alles erkennt; besser als die Theologie, die noch soviel Kraft in der Diskussion und in mancher nicht eben wichtigen wissenschaftlichen Forschung erschöpft. Ohne daß ich damit die Dichtung als solche an die Stelle der Religion setzen möchte. Aus dem Gesagten geht ja hervor, wie ferne mir dergleichen liegt. Nicht ist Dichtung der Religion gleich zu setzen, wohl aber ist Religion in ihrer höchsten und schönsten Gestaltung — auch Dichtung, neben allem, was sie sonst etwa noch ist. —

So ist, um nur ein paar in diesem Sinne gerade bezeichnende Namen zu nennen, in Rainer Maria Rilke etwa, in Otto zur Linde, Alfred Mombert, Wilhelm Schäfer u. a. das religiöse Erlebnis zu einem bewegenden Ereignis geworden, das man in ihren zwingenden Darstellungen ganz beglückt begreift.

In manchem andern Dichter seh ich ähnliche, z. T. beginnende Tendenzen zur **Metaphysik**, **zur Religion**. — Und daß da im Laufe der Zeit zwischen Religion und Dichtung dann die notwendige Fühlung hergestellt wird, auf daß dieser Teil seelischer Schöpfungen im Dichtertum der Religion nicht verloren gehe, — das wollen wir hoffen.



Das Unmittelbare

Damit schlagen wir uns nun herum (und nicht immer zu unserm Heil): was die Kunst sei! Nicht, als ob das nicht zu wissen wichtig wäre (auch für den Künstler), aber: als ob wir damit die Kunst erreichten. Und der große Jammer, das Hoffnungslose, das Verwirrende, das, was nie zur restlosen Klarheit kommen läßt —: der Fragende orientiert sich über diese Frage an — der „Kunst"... Könnte man denn in die „Gottesdienste" gehn und die befragen und sich an ihnen orientieren, was Gott sei und was des Menschen Ursprüngliches sei? — Ich möchte es niemandem raten. Denn ich hab es selbst getan; war an einem Feiertag in einer großen Kirche und hörte einen Hofprediger — der auch Konsistorialrat ist — und ging traurig, schamvoll (voll Scham für diesen Redner und seine Hörer), voll Wut, voll Ekel heim... Man frage auch keine Anthologie und nicht eines Dichters Werke, „was die Kunst sei". — Wer weiß, wann einen die Wut da überkommen könnte! Oder die Kunst möchte sich versteckt haben vor lauter Unmittelbarkeit.

Also stelle man die Frage vielleicht noch ein klein wenig zurück — und lasse die Lunge und die Seele erstmal ein paar tausend Atemzüge tun... Denn sieh, dieser Wintertag ist klar, schön in der Sonne, fast wie ein Vorfrühlingstag. Man hat so gute friedliche Gefühle. Man kann lächeln, man hört Kinderstimmen auf der Straße, sieht Vögel vorbeifliegen und auf den Balkonen trippeln. Was soll uns eigentlich die Frage nach der Kunst? Das mein ich

auch. Mein ich sehr oft, z. B. wenn ich mich in den Geist und die Seele eines Buches hineinlehne, wie jetzt in diesen schönen Tag. Nur nicht zu viel wissen von allem, was war und gemacht ward und an Weisheit gelehrt ward. Oh, nur nicht. Aber auch nur nichts verlieren von sich selbst. Nur immer alles bei sich haben, dessen man bedarf. Das unmittelbare Fühlen. —

Schade aber doch, daß man soviel vergißt, das vergißt, mein ich z. B., daß man ein Kind war, und wie das war. Man denke: alle Menschen waren einmal Kinder. — Ist das nicht eine unwahrscheinliche Behauptung — angesichts der meisten Menschen? Man sehe sie nur an! Man glaubt es nicht. Und doch ist es wahr. Mir selbst ist es ja oft unwahrscheinlich, und doch ist es wahr. Wo hat sich denn das Kind da versteckt, daß man es so gar nicht mehr findet. Man sucht, man leuchtet in alle Winkel Leibes und der Seele, man stochert in den Menschen herum, man ruft, man flüstert Namen, — aber das Kind ist in ihnen nicht mehr zu finden. Wo blieb es? — Man müßte etwa noch wissen, wie Kinder lesen. Wie sie sich vor ihr Märchenbuch setzen und anfangen. Wie sie dann mit einmal drin sind in dem Märchen, — nicht etwa in einem andern Leben als ihrem eigenen. Aber im Märchen. Ganz raus aus der Welt der Dinge, drin sie eben noch waren. Aber auch ebenso schnell wieder drin, wenn's nötig ist. Wenn der Arm des Tags sie zurückgreift. — Auch wissen sie sehr wohl, was Märchen seien und wissen es gewiß nicht aus einer Aesthetik oder indem sie sich über ein neues Märchen an einem früheren orientieren. Sondern wissen es aus der Unmittelbarkeit ihres Gefühls. Aber ihr Mär-

chenlesen ist dieses Wissen nicht. Auch macht's nichts, daß sie etwa nicht in Worten mehr oder minder gut definieren können, was ein Märchen sei. —

Wir aber sollten Kunst — nicht genießen. Denn das heißt: von wegen „Bildung" Kunst „goutieren". Wohl aber dürfen wir aus angeborenem Hunger essen wollen ... Denn vielleicht erscheint noch einmal unter allen Bildungsgewändern die nackte Unmittelbarkeit bei jedem Dichter als das — nun, was eben ihn — „ausmacht". Vielleicht, daß dann das weniger sein wird, als ihm einst (oder andern heute noch) lieb sein mochte ... aber es ist dann doch wenigstens er ... und kein Gewand. Sei er dann klein oder groß. Denn groß oder klein ist nicht so wichtig oder so entscheidend als: notwendig oder nicht. Wer aber möchte nicht irgendwie gern nötig sein in der Welt. Hier ist die Liebe verankert, hier der Glaube eines jeden an sich. Hier die Treue und die göttliche „Konsequenz". — In der Tat, die Unmittelbarkeit ist das, was den Kunstfreund zur Kunst treibt, denn alles andere ist in unserer Bildungswelt schon offenbarer Schwindel. Und nur, weil die Herzen so der wenigsten Menschen heut noch unmittelbar sind, haben wir keine rechte Freude an der Kunst und kein metaphysisches Bedürfnis an der Religion. — Doch aber muß uns die Unmittelbarkeit wieder kommen. Die dann jedes Kunstwerk versteht aus Menschentum und nicht aus „Bildung". Unmittelbarkeit, in der der Künstler schafft aus seinem Ethos und nicht aus Berufskünstlerschaft. (Doch ist es dann wohl lebenslang sein „Beruf", ein Mensch und Künstler zu sein.)

Man könnte also fragen: gibt es überhaupt Kunst?

Gibt es nicht nur das notwendige Menschenwerk, das Werk des geistigen Menschen, der dies Werk schaffen muß? — Nicht weil er sich als „Dichter" fühlt, sondern als geistiger Mensch (ebenso wie als ein in der Gestaltung seine Menschenkräfte entspannender ... bis das Werk nur noch da ist, und der Mensch sich beiseite setzen darf). Kein Werk ohne Herz, ohne reines Herz. Darum so viele Kunst unserer Tage nicht Kunst ist, sondern unreines Herz. Sagen wir auch „Literatur"! Oder Ware! ... Wer aber Unmittelbarkeit hat des Herzens — im Schaffen, im Empfangen —: für den sind Fragen der Aesthetik nicht die Fragen nach der Kunst. — — Und also: ist ihm Lyrik etwa nicht „langweiliger" als ein Roman oder Drama. Denn was am Drama z. B. spezifisch interessiert, ist eben ... das Lyrische! Und also: ist keine Dreiteilung der Kunst möglich, da in den Worten Epik, Drama wohl eine Verschiedenheit der Kunstgestaltung bezeichnet ist; — Lyrik aber (oder sagen wir mal ... Seele, Metaphysik, Philosophie ... dies alles umfaßt das Wort Lyrik —) das aller Kunst gemeinsame Element zu sein hat ...

— — — — — — — — — — — — — —

Das Unmittelbare aber will Herzen, die der Unmittelbarkeit fähig sind: des Fühlens und des Vertrauens und Glaubens. So ist jede Kunst, jedes Menschenwerk. Die anderen lachen und gehen vorüber. Wir aber wollen weder kritisieren noch gutachten. Wir reden von Büchern so wie von Menschen, die echt sind: mit der Liebe des Herzens, das in allem Menschenwerk das Menschliche fühlen will. Darum ist mir auch die „Literatur" so ferne. So ferne.

Fragen der Aesthetik sind nicht, sagt ich, die Fragen der Kunst. Also ...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Unmittelbare ... Der wahre Dichter k a n n eben nicht beginnen: „Was ich doch noch sagen wollte." Oder: „Ich werde nun mal darstellen und zeigen —" sondern er fängt eben nur an ... Fängt immer nur an, daß etwas g e s c h a h oder etwas i st. Fängt immer mit dem Tatsächlichen an und das ist dann wie ein Märchen. Da sind keine mürben Seile geknüpft der Beziehungen und Deutungen auf dich und auf mich ... sondern so selbstverständlich und doch fremd-schön wie das Märchen im Kinderleben, steht da das unmittelbare Werk vor dem, der unmittelbar auch zu fühlen weiß ...

Stirbt die Kunst?

Das scheint heute eine ziemlich verbreitete Frage zu sein. Ich fand sie schon mehrfach aufgeworfen in der Presse, und ich habe in längeren Ausführungen da und dort gesagt, daß und wieso die Kunst nicht stirbt. Sie denkt nämlich nicht im mindesten daran, zu sterben; und im Grunde verstehe ich eigentlich gar nicht, wie die Frage hat aufkommen können. Ich kann es mir allenfalls nur so erklären, daß einerseits die Kunst in einem Stadium der Wandlung begriffen ist — sich ändert, umfassender, tiefer, wahrer wird, daß sie z. T. aus diesem Grunde nicht verstanden wird; (die besten Dichter unserer Zeit sind, wie ich leicht beweisen kann, ziemlich unverstanden) — und dann, weil das herrschende Interesse einstweilen noch der Naturwissenschaft und der Naturphilosophie, auch dem Sport, der Weltpolitik usw. gehört. Aber daß damit eine „Abnahme der intuitiven Kräfte" des Menschen verbunden sei, kann schlechterdings nicht behauptet werden (wird aber manchmal behauptet). Im Gegenteil entgeht dem aufmerksamen Beobachter unserer Zeitpsyche nicht, daß die intuitiven Kräfte der Menschen wieder im Steigen, im Anschwellen begriffen sind, daß gerade das religiöse wie das Kunstinteresse langsam aber merkbar und unfehlbar zunimmt. — Wie könnte es auch anders sein? Wie sollten wir uns denken können, daß auf einmal etwas im Menschen aufhörte zu sein, das immer und dauernd da war, und allenfalls nur in manchen Perioden der Geschichte nicht so deutlich hervortrat. Die intellektuellen,

die nüchternen Lebensinteressen sind dabei a u c h immer und dauernd in der Menschheit vorhanden gewesen; daran ist ebenfalls kein Zweifel. So kann man nur von einem N e b e n einander dieser Interessen in der Menschheit sprechen, nicht von einer Aufeinanderfolge. Nur daß eben Schwankungen da sind und Zeiten miteinander abwechseln, wo das eine oder das andere Interesse stärker war. Einige Schriftsteller führen nun ihrerseits noch einen besonderen Grund an, warum die Kunst sterbe: die zunehmende Ehrlichkeit! Womit ja wohl im vornhinein gesagt wäre, die Kunst beruhe mehr oder minder auf unreellen, unwahrhaftigen Instinkten der Menschen. Was, an den großen Künstlern gemessen, kaum zu halten sein wird. Das Wort von Wilde trifft hier wohl nicht ganz; zudem ist Wilde, der als Künstler gleichwohl seine Qualitäten hat, vielleicht nicht zu den großen e t h i s c h e n Künstler-Menschen zu rechnen. Dichter, die wie er aus abnormer Physis schaffen (damit auch aus abnormer Psyche), ringen sich sehr schwer zu letzter Größe durch. Gleichwohl haben auch ihre Werke, soviel Gleißendes über ihnen liegt, das leicht irreführt (über den tiefsten K u n s t - w e r t —) i h r e n großen Wert. Nur liegt der oft h i n - t e r den Werken (wie in Wildes Dorian Gray — wo unter dem schimmernden Gleiß die S e e l e interessanter Menschen doch ziemlich bloß da liegt. Also ein großes psychisches Interesse —). Aber abgesehen davon, — ich wurde beim Wort Wildes an eins von Nietzsche erinnert: daß die Kunst das Stimulans des Lebens sei, das Leben erst möglich mache. Das ist gewiß s o auch nicht ganz zutreffend. Aber eine R i c h t u n g ist da doch gewiesen, —

auch eine psychische: daß irgendwie stark in der Menschheit die Sehnsucht nach Ueberwindung oder Bändigung oder Gestaltung des Lebens liege. — Nietzsche selber war ein Mann, der sich in großer Weise damit abmühte; zugleich ein Mann, bei dem die Grenzen zwischen Dichter und Denker schon kaum noch vorhanden sind. Und eben in dieser Beziehung ein typischer Mensch der Zeit. Ich komme hier zu dem, was ich oben schon sagte: die Kunst wandelt sich. Zur besseren Verständigung bleibe ich hier einmal bei der Dichtung, in der sich in unserer Zeit dies alles am deutlichsten zeigt. Auch bin ich auf dem Gebiet der Dichtung am besten zu Hause. — Es kommt ein Geschlecht der Künstler (Dichter) herauf, bzw. ist schon heraufgekommen, — bei dem Dichten wieder Menschheitssein ist, und nicht die Auslebung eines Talents in „Versen", Reimen, Novellchen, Romänchen usw. Die philosophische und religiöse Tendenz in der neuern Dichtung (vornehmlich in der Lyrik) ist ganz gewaltig und zeigt da gerade die intuitiven Kräfte, die da an der Arbeit sind. Ein ganz vehementes Denken und Denkvermögen ist da zu spüren, ein ganz urmächtiges Ringen, aus dem Chaos wieder eine Welt zu machen. Und das tut den übrigen Tendenzen der Zeit (dem Trieb zur Wissenschaftlichkeit, dem Forschen in Natur und Seele, der Naturphilosophie) nicht den geringsten Abbruch, geht vielmehr mit all dem Hand in Hand. Die Dichter (die wertvollsten) besinnen sich auf ihre Tiefe, fühlen ihren metaphysischen Untergrund, haben stärksten Drang auch ihrerseits zur Forschung, zum neuen Sehen, zum neuen, tiefern Erleben der Natur, zur Ueberwindung engender Dogmen, zur Heraufbewegung der Ge-

heimnisse der Seele; — und sind (eins der wichtigsten Momente) von einem unerbittlichen Trieb gerade zur *Ehrlichkeit* besessen. Gerade zur Ehrlichkeit! Denn nicht die *Lüge* ist, was die Welt überwindet, sondern die Schönheit, die aber nichts, rein gar nichts ausschließt, auch keine sogenannte Häßlichkeit, vor keinem furchtbarsten Schicksal die Augen schließt. Man hüte sich vor den lauernden Gefahren der Nützlichkeitsphilosophie und des Rationalismus. Wir sind auf dem Wege zu rein geistiger Kunst, die an und für sich alle sogenannte Unwahrheit ausschließt, aber alles andre denn „unnütz" ist. Ich wüßte nicht, was unserm Volk nützlicher wäre, als Vergeistigung; — und die kommt ihm (wenn es will — und hoffentlich will es) zu einem *sehr* großen Teil aus der neuen Kunst. — Ich brauche nur eine Reihe Namen zu nennen, um das zu belegen. Eingeweihte wissen, *was* ich mit dem Namen sagen will und sage. — Die markanten modernen Lyriker und eine Reihe der neuern Epiker sind Vertreter solcher vertieften Kunst. Ein ganz neues Welt- und Lebensgefühl ist da gestaltet, und ihre Dichtungen sind alles andere, denn „bloß" Verse. — Sie seien als wichtigst hervorgehoben vor allem in neureligiöser, naturphilosophischer, wie auch rein dichterischer Hinsicht. Wer da zu lesen versteht, dem kommt, ist er nicht ganz verdorrt, der Jubel über machtvolle Neugeburt der Kunst. Auf deren Tod man lange wartet. Zudem ist das Totsagen für den Totgesagten ja immer ein gutes Omen.



Kritik

Suchen wir Sinn und Bedeutung der Kritik von heutigen gegebenen Verhältnissen zu begreifen. Die Bücherproduktion ist heute so ungeheuer angewachsen, daß die beste, arbeitsamste, gewissenhafteste Kritik (wenn es sie gäbe! — aber es gibt sie nicht) dem Prinzip der Auslese des Besten in Dichtung und Literatur nicht mehr genügen könnte. Was also? Nehmen wir an, daß bei jedem Journal, im kritischen Teil jeder Zeitung, nach bestem Wissen und Können geurteilt wird — — so müssen gleichwohl jährlich eine ganze Anzahl Autoren und Werke ausfallen, weil der Bücherandrang zu groß ist. Hätte das zur Folge, daß die Ansprüche der Kritik an den Wert des Werks, der Dichtung, der Prosa, sich von selbst steigerten, daß mit ziemlicher Sicherheit jeweils ein so großer Kreis der besten und wertvollsten zukunftsreichen Autoren besprochen würde, als die Presse Raum schaffen kann, — so wär's ja gut. — So liegen die Dinge aber nicht. Sie liegen vielmehr so, daß, rein räumlich genommen, das Maß und die Menge der kritischen Betrachtung wächst, je berühmter der Autor wird, auch je älter er wird, — und daß immer, oder in den meisten Fällen, die zukunftsreichen jüngern oder neu auftretenden Künstler zuerst überhaupt kein Echo finden, oder erst nach größten Mühen. Es wäre unbillig, vom Schriftleiter zu verlangen, daß er von jedem neu auftretenden Könner gleich wisse oder ihn erkenne. Er kann gar nicht anders, als erst ein-

mal die geistigen Dinge, Probleme, Leistungen an sich heran kommen zu lassen.

— Nun aber die Kritik, — könnte sie in der Hinsicht mehr leisten, als sie bislang leistet? Zunächst fasse man mich nicht so auf, als sähe ich im Kritiker nur einen Bücherbesprecher, der die Werke der Dichter, Philosophen pp. dem Publikum anzeige.*) Ich kann auch die Kritik, wie alle menschliche Leistung, nur unter dem Gesichtswinkel des Schöpferischen sehen und habe von daher mein Ideal der Kritik, das, kurz ausgedrückt, das ist: der Kritiker erlebt Werke, Menschen, spürt ihre Werte heraus, natürlich ganz im Rahmen seiner Persönlichkeit (die ruhig auch dann und wann also einseitig sein mag, sein darf) — — und spricht seinerseits nun an den prononcierten Stellen, eben in der Presse (im weitesten Sinn), vom Werk und seinem Erlebnis zum Publikum; — — nicht um ein Surrogat des Werks zu geben, sondern um auf das Werk hinzuweisen. Da ist also der Kritiker im ersten Teil Schöpfer, Eigenperson, im andern Diener. Beides geht sehr wohl zusammen. Dichter und Kritiker sind da gleicherweise geehrt. — — Eine Konsequenz wäre dann, schlechte Bücher gar nicht anzuzeigen, oder nur dann, wenn sie Verbreitung finden und die Verbreitung eine Gefahr für Geschmack und Kultur werden könnte.

Verkennen wir nicht die Wichtigkeit realster Dinge: es ist wichtig, daß durch vornehme Kritik die Verbreitung der Kunst wirklicher Könner gefördert werde. Nicht nur so des Künstlers, als der Kunst ... und des Volkes wegen, in das die Leistungen des bedeutenden Künstlers eingehen.

*) Obwohl auch das auf anständige Weise noch möglich wäre.

Nehmen wir ein paar praktische Beispiele: es gibt einige Dichter, vornehmlich Lyriker, von Ruf und Bedeutung, bei deren Werken kein Verleger das Risiko der Veröffentlichung übernimmt. Die Dichter kommen also selber für die Druckkosten ihrer Bücher auf oder finden Freunde ihrer Kunst, die dafür aufkommen. Es darf wohl auch ausgesprochen werden, daß die meisten der heute berühmten, anerkannten Lyriker zuerst keine Verleger fanden, sondern nur Freunde ihrer Dichtung (und ach, oft wie spärlich). Als Liliencron seinen „Poggfred" veröffentlichen wollte, war er als Lyriker schon ziemlich weit bekannt; trotzdem wäre sein „Poggfred" nicht erschienen, wenn sich nicht ein rheinischer Zeitungsverleger gefunden hätte, der für die Herstellungskosten des „Poggfred" aufgekommen wäre. (Vgl. Liliencrons Briefe.) – Nun frage ich: ist das so richtig? Oder könnte die Kritik da nicht wirken, daß ein solcher, gewiß nicht gesunder Zustand, allmählich anders wird? Die dichterische Kritik würde ihren Wert, ihre Höhe, ihre Kultur, ihr Zukunftsgewissen am besten dadurch zeigen, wenn sie gerade auf die „schwierigsten" gehaltvollsten und also am schwersten gängigen Werke immer wieder hinwiese. Es wäre also das von Paul Ernst s. Z. angedeutete Verhältnis von Künstler und Kritiker nicht nötig; es könnten beide ihre Lebens-, Seins- und Tuensberechtigung haben und sich darin gegenseitig anerkennen. Ich habe hier eine ganz bestimmte Perspektive, aus der heraus ich hier rede: der Möglichkeit des gegenseitigen Verständnisses unter den Menschen zu dienen! Von welchem Verständnis zu profitieren der unverstandne, zukunftsreiche Dichter am nötigsten hat (ich

spreche vornehmlich von Dichtung, weil ich mich da am besten auskenne, in der Malerei und in der Musik aber werden die Dinge so ganz wesentlich anders nicht liegen). Und da kann ich denn mit Paul Ernst nicht mit, wenn er meint, das Mißverständnis, das oft große Werke und Menschen finden, gerade bei andern geistig hochstehenden Menschen finden, sei notwendig, sei Naturgesetz. Er führt die Ablehnung Kleists durch Goethe an. Ich denke auch noch an Ablehnungen (oder Feindschaften), die heutige Dichter erfuhren oder noch erfahren. Und ich sage: ich kann nicht recht glauben, daß die Ablehnungen notwendig waren (bzw. sind). Ich halte es, obwohl das Lebensgefühl bei Goethe anders war wie bei Kleist, für möglich, daß Goethe dem ganzen Kleist hätte gerecht werden können, wenn er nur mehr seelische Bemühung, mehr Verantwortungsgefühl aufgebracht hätte. — Und ähnlich ist's gegenwärtigen Dichtern gegenüber. Es kommt nicht darauf an, daß ein Künstler dem andern gegenüber sein „Lebensgefühl behauptet" (das tut er immer so wie so); sondern darauf, daß er seine Seele offen und weit macht auch für andere Kunst, selbst wenn sie der seinen gegensätzlich ist. — Das ist möglich, also versuche man's auch einmal. Und in diesem Sinne wäre eine ethische Vertiefung der Kritik zu wünschen, daß sie nie der Sorge los würde: gehe ich auch an Werken und Menschen vorüber, die groß sind? Wären die Sehnsucht und der heilige Eifer vorhanden, der Größe nicht vorüberzugehn — — so wäre die Möglichkeit zum Verständnis immer gegeben. — Auch der gegensätzlichsten Kunst, dem gegensätzlichsten Lebensgefühl gegenüber. —

Ueber Lesen und Vorlesen

(Vortrag als Einleitung einer Vorlesung von Gedichten in Berlin.)

Das Problem „Lesen und Vorlesen" muß jeden, der irgendwie zur Dichtung in engerem Kontakt steht, interessieren. — Mich hat es von ziemlich frühen Jahren an gefesselt. — Lesen und Vorlesen als Interpretation von Gedrucktem (also an und für sich Totem, Ungenutztem) genommen. Es lag für mich schon etwa in der Wirkung eines Redners auf der Kanzel, des Schauspielers, des Sängers, des Mitschülers, der Gedichte vortrug. Ich entsinne mich, wie ich auf der Schule (so als 16—18jähriger) manchmal lange gegrübelt habe, wie eine Gedichtstelle, wie ein Prosasatz zu lesen sei. Mit welcher Betonung. Und je mehr ich darüber nachdachte, um so rätselvoller wurde mir meist die Stelle hinsichtlich der „Betonung". Denn es erschienen mir mittlerweile sehr viele Betonungsmöglichkeiten als möglich. Und immer wieder überlegte ich: e i n e kann doch nur „richtig" sein! — In der Deutschstunde waren manchmal Debatten über die Richtigkeit bzw. Unrichtigkeit einer Betonung, woran sich der Deutschlehrer beteiligte. Und da hab ich wohl manchmal gedacht: — ja, der hat vielleicht recht mit seiner Betonung, — aber der andere hat vielleicht a u ch recht. —

Große Wirkung hatten auf mich in jungen Jahren die Deklamatoren. — Ich entsinne mich einer Reihe Reuter-, Seidel- usw. Vorlesungen, in der herumreisende Deklamatoren mit dem üblichen Pathos epische und lyrische Sachen vortrugen. Natürlich hielt ich das für Kunst; es stand für mich auf einer Stufe mit den Leistungen des Schau-

spielers. Und dahinter — hinter den Leistungen solcher Deklamatoren und der Schauspieler stand: — d i e W i s s e n s c h a f t v o n d e r K u n s t d e s V o r l e s e n s. Die man irgendwo erlernte, wenn man das Talent dazu hatte, jedenfalls aber — erlernte. Es war also „gut" und „mit Kultur lesen" nicht eine allgemein menschliche Angelegenheit, sondern eine aus dem Leben herausgenommene Angelegenheit, die eine ausgewählte Schar von Könnern anging, die damit das große Publikum ergötzten. — Und es war uns ja in der Tat Sensation. Ob wir nun eine Julius Wolfiade oder ein Stück Reuter oder Heinrich Seidels „Leberecht Hühnchen" oder eine Szene aus „Julius Cäsar" hörten. Sensation, n i c h t aber Verdeutlichung des Werks. Denn ich entsinne mich deutlich: — mein eigenes Lesen und Aufnehmen von lyrischen und epischen Werken ging nebenher. Und vermittelte mir nicht weniger große Eindrücke. Aber es war ein ganz stilles Lesen, ein „nur mit den Augen Lesen"; — und g e h ö r t habe ich das (also das Werk der Sprache) in Wirklichkeit nicht. Es ist, als ob es ein stimmloses, substanzloses Lesen sei, dies mit den Augen Lesen.

Aber immer wieder kam einem später die Sucht nach Sensation über den Weg. Wenn ich in einer Abendgesellschaft die üblichen Theoreme hörte, erst der richtige Vorleser mache etwas aus einem Werk, der Berufsleser (oh weh, Berufsleser!); oder wenn gar einer in der Gesellschaft, der sich ein gutes Lesen zutraute, anfing, eine Ballade von Liliencron oder sonst etwas zu deklamieren. Am liebsten Stücke, in denen wörtliche Rede vorkam. Dann konnte es mich ganz maßlos aufregen, wenn der Betref-

sende mit dramatischer Akzentuierungs- und Charakterisierungskunst die Dinger vortrug. Ich suchte damals sehr stark nach dem Ausdruck für meine theoretischen und innerlich-praktischen Erlebnisse bezüglich des Lesens, des Lautlesens. Das übliche charakterisierende Lesen ging einfach gegen mein künstlerisches Gefühl, gegen mein ästhetisches Gewissen; und ich konnte das nicht ändern, wenn auch überall, wohin ich sah, das deklamatorische Lesen geübt und geliebt wurde.

Und wenn ich dann mal meine Meinung zum Ausdruck brachte und sagte, ja, das Gedicht sei doch keine Dramenszene, es werde doch von einem Menschen gelesen, der könne doch nicht zugleich mehrere Personen mimen und in der Sprache „nachahmen" (gräßlich!), so verstand man diese Argumentation einfach nicht. — Und doch ist's so. Und in der Tat hat sich schon das ästhetische Gefühl gebessert, aber noch nicht genug. Man kann in aller Kürze so sagen: ein Gedicht, eine Ballade, eine Novelle — ist ein Bericht irgend eines Erlebnisses; und schon einfach aus dieser Tatsache, eben daß das Kunstwerk ein Bericht ist, erhellt, daß es nicht dramatisch gelesen werden darf. Unter keinen Umständen. Im Drama sehen wir das Geschehen vor uns, da ist bei jeder Aufführung die Gegenwart des Geschehens, aber beim Lesen eines Gedichtes, einer Novelle, haben wir das Geschehnis nur so weit, als es hinter den Worten andeutungsweise sichtbar wird (je nach der Darstellungskraft des Dichters, je nach der Tönung seiner Art). Hier ist aber nie Gegenwart, sondern dauernde Vergangenheit. Und also eben darum sage ich: es dürfen im Vorlesen solcher

Werke keine dramatischen Sprach- und Betonungskurven sein.

— Nun, von einem „Sollen" ist keine Rede, aber eine gewisse Monotonie des Lesens scheint mir einstweilen notwendig. —

Die Erregungszustände werden darum *doch sichtbar* werden. Nur eben nicht mehr dramatisch; denn es ist ja nur die eine Stimme des Lesers da, der das Werk zu Gehör bringt; und soweit diese Stimme die Erregungszustände aus sich heraus, ohne Unnatur, zeigt, ist's gut.

Was ich also möchte wäre: feinere Ohren und Nerven für die Wucht und Wirkung eines lyrischen oder epischen Stückes. Feinere Nerven, die nicht nötig haben, von dem „prachtvollen Organ" eines Deklamators auf die wirkungsvollen Stellen *hingestoßen* zu werden, sondern bei denen die leisen Schwankungen und Vibrierungen in der Stimme eines ganz einfachen und selbstverständlichen Lesens sich zeigen.

Also es sind da: 1. die Worte des Kunstwerkes, 2. die Stimme des Lesenden, 3. der Hörer (sein Ohr, seine Seele). Hieraus wird irgendwie eine Einheit, wenn anders der Lesende mit innerer Beteiligung liest. Hiermit ist nun aber erst ein Prinzipielles, Grundlegendes gesagt. Um uns ganz über das Problem klar zu werden, müssen wir ins Detail gehen, und da wird sich für uns das Problem spalten, und wir werden überlegen müssen: was Sprache ist, wie sie klingen kann oder wie sie klingt und woher wir dieses wissen können; und schließlich: ob und wie sehr wir aus dem lauten Lesen (statt wie bisher nur mit den Augen) oder daß wir uns vorlesen lassen, ob und

wie sehr daraus Wirkungen hervorgehen können, die der Dichtung und ihrem Verständnis zugute kommen. Es könnte scheinen, als ob das eine stark artistische Frage sei. Sie ist es aber nicht, sondern für unsere ganze geistig-seelische Kultur von größter Wichtigkeit. Um es gleich vorweg zu sagen: ich glaube, daß wir durch eine gründliche Durchdenkung dieser Frage und dadurch, daß wir mit uns selber, unserer Stimme wie unserer Lektüre Beobachtungen anstellen, — Versuche, um hinter das Geheimnis der Sprache sowohl, wie einer zusammenhängenden Dichtung, wie unserer Stimme zu kommen — außerordentlich gewinnen werden. —

Davon wäre also noch zu reden; und es geht nicht anders, als daß ich an wirklich markanten Dichterzitaten zeige, was ich meine. Daß ich da vorwiegend lyrische Stellen zitiere, liegt in der Natur der Sache. Sonst aber führe ich im Gespräch wohl manchmal dies an: Wenn wir Kinder ganz unbeeinflußt in ihrer Sprache reden hören, so wäre wohl niemand unter uns, der das n i c h t s c h ö n fände und sich an der kindlichen Ausdrucksweise und seiner Betonung usw. freute. Sobald aber das geschrieben oder gar gedruckt vorliegt, will's niemand wiedererkennen und nennt das, was da nun in toten Buchstaben steht, schlechte Sprache oder gar unkindliches Geplapper. Es ist mir so mit nachstenographierten Kindererzählungen ergangen. Da waren manche Erwachsene nicht imstande, die physiologische Stimme des Kindes aus dem Geschriebenen herauszuhören, hielten es gar nicht einmal als vom Kinde stammend, sondern für das zurechtgemachte Gefasel eines Erwachsenen.

Solche „physiologische Stimme" klingt auch aus allem, was ein Dichter schreibt, und es liegt bloß an uns, sie zu hören und nachzuempfinden. Kann ein Vorlesen etwas davon vermitteln? Man sollte denken. Ich möchte meinen, irgendwie müßte eigentlich der Dichter immer selber davon am meisten geben können. Freilich nicht, indem er die Sprechweise eines Schauspielers oder eines Lehrers an einer Deklamatorenschule nachahmt, sondern indem er seinen ureigensten Sprechton findet. Und das dürfte nicht zu schwer sein, meine ich. Und es wird sich finden und zeigen, daß man von hier aus dazu kommen kann, ein Gedicht, überhaupt ein Kunstwerk, richtig einzuschätzen, — das minderwertige sowohl wie das vollendete. — Es wird sich zeigen, daß falsche Sentimentalität, Unechtheit der Darstellung, Kitschigkeit usw. sich da ganz deutlich offenbaren. Falsche Bilder, eingeschlichene Phrasen, übernommene Wendungen in dichterischen Werken, werden sich als solche herausstellen, wenn wir unser Ohr bilden, wenn wir bei aller Einfachheit und gelegentlichen Monotonie des Laut-Lesens, intensiv zu lesen wissen, intensiv zu hören wissen. Aber zur Sache. Zu den Beispielen.

Es kommt auf das innere Erlauschen an. Hinter aller Kunst und Darstellung liegt eine große Stille, die weht bis ins Werk hinein. Eine Parallele zuvor. Man denke an den auf hohen und höchsten Stelzen vordem schreitenden Dramenstil: im Werk des Dichters sowohl wie in der Darstellungskunst der Mimen von ehedem. Solches Pathos, im Drama sowohl wie in der Darstellung auf der Bühne, ist uns heute längst unleidlich. Das war natürlich falsch verstandene Steigerung der

Psyche beim Dichter und Darsteller. Denn solche Steigerung kann auch echt sein und widerspricht keineswegs dem ungeheuersten Naturalismus (vergl. Shakespeare). Nun aber: jedenfalls die besten Künstler unserer Zeit können nicht mehr pathetisch, aufreckerisch dichten, und darum kann auch nicht mehr pathetisch gelesen werden. Hinzu kommt, daß die rhythmisch noch nicht so differenzierte Jambendichtung so vieler Dramen von ehedem durch das Pathos irgendwelche wirksamen Reize bekam; aber unsere heutige Versdichtung mit differenzierten Rhythmen, mit fabelhafter Formfülle, verträgt nur ein Lesen, das leise und anschmiegsam mitschwimmt mit den vielgestaltigen vibrierenden Rhythmen des Dichters. Und weiter: je mehr wir nun in die Tiefe zu lauschen lernen, umsomehr geht uns Auge und Ohr auf für die Unzulänglichkeit mancher Sprachen. — Wenn Anna Ritter dichtet:

„Guten Morgen, Frau Sonne, wie schaust du aus?
Ich bitte dich, komm doch ein Weilchen ins Haus;
Wir haben Geburtstag; der kleinste Mann
Tritt heute sein siebentes Jährchen an —"

so wird das beim üblichen Publikum und mit dem üblichen Vortrag (ei ja, mit so „neckischem" Tonfall; — man hat ja ähnliches auf der Schule deklamiert, —) wirken. Bis man hinter die grausige Sentimentalität und Gemachtheit kommt; dann läuft man fort. —

Der „kleine Mann" — „tritt heute sein siebentes Jähr . . . chen an". Zum Teufel, ist das ein Zeitungsdeutsch! Und wer mal so manchen Dichter, so manche Dichterin von heute auf solche Dinge hin durchsieht, den schaudert's.

Wenn Gedichte unserer Dichterinnen anfangen: „Jäh um Mitternacht bin ich erwacht —" oder: „Sprich, kleine Maid (natürlich „kleine M a i d"), was willst du sein?" — ja, so hör ich das immer gleich im Tonfall des Deklamators gesprochen; das ist schlimm. Aber es ist so. —

Bei wirklich echten Dichtern kann einem das garnicht passieren. Wer kann „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" mit irgend welchen Raffinements vorlesen hören? Es wird unter Umständen gemacht, ich weiß! Aber hier hat doch wohl jeder halbwegs echte Mensch das Gefühl, daß mit Vorlesek ü n st e n solche Gedichte höchstens zu verderben sind. Rilke dichtet:

„Du dunkelnder Grund, geduldig erträgst du die Mauern,
Und vielleicht erlaubst du noch eine Stunde den Städten
zu dauern
Und gewährst noch zwei Stunden Mühsal den Kirchen
und einsamen Klöstern,
Und lässest fünf Stunden Mühsal noch allen Erlösten,
Und siehst noch sieben Stunden das Tagwerk der Bauern:
Eh du wieder Wald wirst und wachsende Wildnis
In der Stunde der unerfaßlichen Angst,
Da du dein unvollendetes Bildnis
Von allen Dingen zurückverlangst."
(Rilke im „Stundenbuch".)

Wie wollte man das anders lesen als lang hinflutend und leise monoton!

Oder wenn Otto zur Linde in „Thule Traumland" dichtet:

„Fenster glühn noch am dunklen Haus,
Das in Nacht gehüllt am Hügel steht.
Sterne singen am Himmel hoch,
Meine Sehnsucht tief im Tale geht." —

so ist das nur mit leise heimlichem Singen zu lesen, das von allem Gewollt-gemachten, von Absicht des Wirkenwollens nichts weiß. Ueberhaupt: — wie der wahre Schauspieler am echtesten spielt, wenn er am Abend seine Rolle l e b t, — und nicht kalt wie eine Hundeschnauze seine gewollten Sensationen abwägt und in routinierter Weise die Reize seines Spiels dahinlegt, — so wird auch der am wahrsten und echtesten lesen, der im Gedicht so lebt, so ganz dabei ist, daß er gar nicht achten k a n n auf die Menschen um ihn und darauf, ob er nun „gut" lese und ob er wirke mit seinen „Mitteln". Er wird dann eben das Gedicht adäquat seinem Erleben lesen. — Und damit auch irgendwie adäquat dem Gedicht selbst.

Noch ein paar Zitate:

„Die Graugans zog gen Süden heut.
Wohl auf geschwindem Flügel —
Da zog mit Schall und Brautgeläut
Juchheirassa — eine Hochzeit über die Hügel."

und

„Es geht in die Schlacht, es geht in die Schlacht!
Nun laßt die Trompeten schmettern!
Nun fahret darein wie der Blitz in der Nacht
Mit Leuchten und Donnern und Wettern.
Nun lasset den Rossen den wilden Lauf,

Kein Zügel halte ihr Rasen auf,
Nun brauset dahin über Flur und Feld
Nicht zurückgeschaut, was fällt, das fällt,
Dem Reitersmann gehört die Welt."

Dies sind eben Gedichte, denen tatsächlich mit einer sentimentalen oder pathetischen Deklamation am besten gedient ist. Ja, ich möchte sagen, es sind das Gedichte, die solches schmalzige Vorlesen herausfordern. Man muß also nicht bloß ein gutes und schlechtes Vorlesen unterscheiden, sondern vorher schon die guten und schlechten Gedichte.

Was die Deklamatoren angeht, so scheint mir, daß sie mit zu wenig kritischem Sinn an die Auswahl ihrer Gedichte herangehen, — daß sie zu sehr nur die Wirkungsmöglichkeiten auf das „breite Publikum" in Frage ziehn, als vielmehr künstlerische Vollendung. Ich sage das nur nebenbei, möchte es aber immerhin doch gesagt haben, denn ich meine fast, mit der Auswahl nur vollreifer Gedichte müßte auch das Lesen selbst, das Deklamieren, sich allmählich verändern. Rücksicht auf das Publikum sollte da nicht in Frage kommen; man v e r s u c h e einmal, prinzipiell nur gute Stücke vorzutragen, verzichte gegebenenfalls konsequent auf den Massenerfolg. —

Aber auch die guten Gedichte können — s o und s o gelesen werden. Was ich hier meine und will, habe ich wohl ungefähr gesagt. Ich will unentschieden lassen, ob es für Gedichte, wie ich sie hier im Auge habe, nicht später ein auf höherer Stufe stehendes D e k l a m i e r e n auch gibt, — einstweilen wohl kaum. —

In den meisten Vorleseabenden wollen die Hörer v o r -

g e l e s e n haben, wollen Stimme, Organ pp. des Deklamators bewundern! Mit solcher Einstellung kann ein Dichter (und vom Standpunkt des Dichters schreibe ich hier) nie einverstanden sein, d a r f er nie einverstanden sein. Denn seine G e d i c h t e sind dem Dichter immer wichtiger als die Künste des Vortrags, und wenn zur Wahl steht, ob der Vortrag gut sein und die Auffassung des Gedichtes im Hörer dabei leiden soll, so muß sich der Dichter immer dahin entscheiden, daß er sagt: das Gedicht und seine möglichst getreue Auffassung ist immer wichtiger als „starke Wirkung" des Vortrags (die fast nie mit der Wirkung der tieferen Gedichtgehalte identisch ist). Dem Dichter kommt es immer n u r auf das G e d i c h t an. Und so wird er immer mehr dazu kommen, selbst zu lesen, zu einer Vortragsmöglichkeit, aus ihm selber organisch gewachsen, kommen. — Und mir scheint, er wird dann immer möglichst einfach, unaufdringlich, unsensationell lesen, — bewußt so lesen. Und man wird ihm daraus keinen Vorwurf machen dürfen. Denn wir Dichter wollen, um es noch einmal zu sagen, G e d i c h t e zu Gehör bringen, — nicht wollen wir mit Künsten und Künsteleien wirken. Gegen diesen Standpunkt dürfte kaum etwas Stichhaltiges einzuwenden sein. —

Es käme noch vielleicht in Betracht, an Beispielen zu zeigen, welche Art Kunst ich besonders im Auge habe. Es würde aber wohl zu weit führen. So begnüge ich mich mit Namennennung. Es kommt ja nur d i e Lyrik in Frage, die die stärksten und reinsten künstlerischen Momente zeigt, und da sind besonders Rilke, Otto zur Linde, Mombert zu nennen. — Rilke ist weich, monoton; Mom-

bert leise, getragen, manchmal mit leichtem Pathos; Otto zur Linde rhythmisch außerordentlich kompliziert, vielseitig, — von innigster Weichheit an bis zu größter Stärke und Wucht. — Man denke etwa an Rilkes „Stundenbuch", an Momberts „Chaosträume", an zur Lindes „Thule-Traumland"-Gedichte, oder an die rhythmisch ganz neuartigen „Stadtgedichte" (Gesammelte Werke I. und III.). Da ist dann eben nur zu sagen, daß all solchen Dichtungen gegenüber die bisherige überlieferte Vortragskunst kapitulieren muß, da sie ihr gegenüber auf schwankendem Boden sich fühlen muß. Jede Kunst arbeitet ja mit Traditionen — ich sage das rein feststellend, nicht bewertend — also auch die Vortragskunst. Diese Vortragskunst ist aber vornehmlich im Rahmen einer durchaus m e t r i s c h e n Kunst entstanden, wobei zu der durchaus metrischen Kunst im erweiterten Sinne auch die bisherigen freien Rhythmen zu rechnen sind. — Entstanden also innerhalb bestimmter, nicht allzuschwer übersehbarer Formen. Auch für den Hörer immer noch leicht übersehbar. Und zwar, wohlgemerkt, verstandesmäßig übersehbar. Demgegenüber bin ich durchaus nicht für die U n ü b e rsehbarkeit der Formen. Wohl aber bin ich für eine gefühlsmäßig erlebbare Form. Ich weiß nicht, ob deutlich genug klar wird, was ich meine. Nicht Formlosigkeit muß das Ziel sein (im Grunde gibt es auch nur gute und schlechte Sprachform), sondern d i e Form, die jeweils dem Dargestellten adäquat ist, und die kann nur im Gefühl erfahren werden, — nicht verstandesgemäß begriffen. Bei aller großen und echten Lyrik ist das immer so gewesen. —

Am Hörer ist es dann, sich zu verfeinern, daß er Talmi

und Echtheit unterscheiden lernt, die Lust an der Sensation verliert. – Dann kann es kommen, – daß neuartige Lyriker vielleicht e h e r erkannt werden in ihrem Wesenhaften, in ihren neuen Formen, – als es bisher meistens geschah. – Und das wäre immerhin ein Gewinn. –

Nachahmung

Täuschen wir uns nicht: — „Nachahmung" ist zunächst mal weiter nichts als ein Wort. Und wenn die einen sagen: beim Kind ist das seelische Leben, die Sprache usw. Nachahmung und die andern sagen: nein, es ist das alles Eigenschöpfung, — wer kann dann da recht haben? — Nun, in Worten kann niemals Wahrheit liegen, — die Wahrheit ist immer nur die Tatsächlichkeit, die hinter den Worten liegt, im Leben. — Also ist gar nicht zu entscheiden, wer von beiden Parteien recht habe, bevor wir die zur Rede stehenden und in Betracht kommenden psychischen Phänomene, die betreffenden seelischen Erscheinungsformen uns nicht ganz gründlich angesehen haben. — Und das zu tun, wird in naher Zukunft als eine Selbstverständlichkeit gelten. Vornehmlich für alle die, die über Sprachwerden mitreden wollen. —

Ob es mir gelingt, hier nun das zu geben, was man eine „regelrechte" Untersuchung nennt, — das weiß ich nicht. Ist mir manchmal sogar zweifelhaft. Immerhin, zu sagen, was ich über das Thema, über die Sache gedacht habe, was ich in Gesprächen in meinem Kreis erlebt habe, — mag nicht ganz zwecklos sein. Suchen wir zunächst einmal einige Fälle, in denen ganz offenbar „Nachahmung" (wie man sie versteht) vorkommt — ganz klar, ganz deutlich aufzufassen. Ich lasse erst einmal die Sprache und das sprachliche Nachahmen ganz aus dem Spiel, weil wir da möglicherweise nicht ganz deutlich sehen. Vorerst wenigstens nicht.

In P. haben wir als junge Leute oft an der Weser gestanden, wir hatten einige gute Werfer unter uns, die ganz über den Fluß werfen konnten mit den kleinen, flachen, glatten Kieselsteinen. Da hab' ich mit andern zusammen das auch versucht.

In meiner Heimat stehen die Turngeräte auf einem freien, allen zugänglichen Platz vor der Stadt. Dahin gingen wir oft nachmittags nach der Schule und nach dem „Kaffeetrinken" und turnten da. Es waren einige unter uns, die „konnten" schon eine ganze Menge, und wir versuchten nun an den Kletterstangen, Barren usw. das auch, was die schon konnten.

An einem Sonntag sah ich zum ersten Mal die Zeichnungen, die mein älterer Bruder, der schon in der Selekta war, gezeichnet hatte, und die machten nun einen solchen Eindruck auf mich, daß ich beschloß, auch so schön zu zeichnen, und in der Folge nun auch damit anfing, ähnliches (nach den Vorlagen meines Bruders) zu zeichnen. Und das Geleistete erschien mir manchmal sehr schön, vielleicht bei genauerem Hinsehen und Vergleichen nicht ganz so schön, aber doch schon ganz respektabel.

Und eines Tages fing ich an zu „dichten". Das heißt, ich machte Verse, die den Gesangbuchversen und ihrem getragenen Rhythmus ähnlich waren. Nach meiner Erinnerung (ich habe die Verse nicht mehr) müssen aber sehr starke, fast wörtliche Anklänge an die Gesangbuchlyrik darin gewesen sein.

Nun, diese Fälle fallen wohl sicher in das Gebiet der „Nachahmung". — Was ist bei ihnen (die Frage interessiert uns zunächst) nun aber das Wesentliche? Um das

zu wissen, müssen wir jeden Fall, jedes der Geschehen spalten: in den Anreiz für mich, etwas zu tun, und in dieses Tun selbst. — Und aus der Tatsache, daß ein Mensch oder eines Menschen Werk das Anreizende zum Tun gewesen sei, wird hergeleitet zu erklären, daß ein nach solchem Anreiz Getanes nie original sein könne; die Tatsache, daß eines Menschen Werk Anreiz gewesen ist für neues Tun, wird als Beweis angesehen für die Nichtoriginalität des neuen Tuns, der neuen Leistung. Liegt hier ein bündiger Schluß vor, ein einwandfreier Beweis? Ich sage: Nein! Die ganze Beweisführung ist nur möglich bei ungenauem Hinsehn. Zunächst, meines Erachtens, ist das Wesentliche jeweils nicht die Frage nach dem Anreiz zum Tun oder die Tatsache des Anreizes zum Tun —, sondern das Tun selbst; denn was ein Mensch tut, die Leistung seiner Muskeln, seines Hirnes, seines Herzens, das ist doch wohl das Wertvolle... Dagegen muß die Frage, wie er zu seinen Leistungen komme, verschwindend wenig bedeuten. Es ist so, wenn es auch merkwürdig in manches Ohr klingen mag: — letzten Endes entscheidet das, was einer leistet. (Um hier nicht als einer zu erscheinen, der sich dem Erfolg beugt, der in „materialistischer Gesinnung" nur der in Erscheinung tretenden „Leistung" Reverenz machte, sage ich gleich hinzu: daß die unsichtbare Leistung, die in leidenden Herzen unter Tag geschieht —, daß mir die Leistungen des Nichtgekonnten und Nichtkönnens in Armen und Schwachen größte Anerkennung und Rührung abnötigen können.) Also das Tun ist es, in dem der Mensch lebt. — Die Frage wäre also nun die: wie weit die Tatsache, daß zu irgend welcher Tat, zu irgend

welcher Leistung ein anderes Werk mich veranlaßt, gereizt hätte, für meine Leistung von Bedeutung wäre; oder anders: wie weit und wie sehr das Wesenhafte der Leistung, die mich reizte, in meiner neuen wäre. — Und da ist nun zu sagen, daß die Aehnlichkeit mancher Leistungen, von denen die eine die anreizende war und die andere die neue, nachgeahmte Leistung, — daß die Aehnlichkeit der Leistungen zu dem Dogma von der Nachahmung verführt hat; auch dazu verführt hat, das Prinzip der Nachahmung als ausreichende Erklärung des seelischen Wachstums anzusehen. Kann aber aus solcher sicher oft vorhandenen Aehnlichkeit generell geschlossen werden, daß die anreizende Leistung als solche in der „nachgeahmten" stecke? Alsdann müßte ich sagen: hier sei ein derartiges unfaßbares Mysterium, daß es schlechterdings keine psychische Erklärung sein könne. — Denn wie kann eines vorhandenen Werks Wesenhaftes — also einer Prosazeile, einer Gedichtstrophe, einer Zeichnung Wesenhaftes, Stilprinzip in etwas anderem sein, dessen Urheber nicht derselbe Mensch ist? Wie kann das sein? Ich wiederhole: weit entfernt, eine psychologische Erklärung für mich zu sein, ist das vielmehr ein ganz furchtbares Mysterium. — Der vorsichtige Beobachter aber wird sich hüten, von der Aehnlichkeit zweier Erscheinungen gleich auf gegenseitige Abhängigkeit bzw. Bedingung zu schließen. — Und, wenn Abhängigkeit vorhanden wäre, was würde sie bedeuten, das heißt, in welcher Weise wäre sie zu verstehen? Aber der Mensch lebt so sehr in den tausend Möglichkeiten der Trugschlüsse, daß er immer wieder gut täte, nicht jedesmal den nächstliegenden Schluß zu ziehen. — Vor allem im

Psychischen, wo ein eigentliches Forschungsprinzip **meist** noch fehlt. Ein Prinzip, unter dem die psychischen Phänomene (anders kann man sie nicht nennen) zu betrachten seien. Kein Mensch wird bei einem Baum sagen, die oben sitzenden Blätter hätten den Blättern mehr unten nachgeahmt: ihre Form, ihre Zahnrandung usw. — Nicht bloß, daß zu jedem Blatt ein besonderer Saftstrom führt, wir werden auch beim genaueren Hinsehen finden, daß letzten Endes kein Blatt g a n z dem andern gleicht. — Ein Baumeister kann eines andern Baustil nachahmen, aber wenn wir die zwei Häuser innen ansehen würden, wenn wir nacheinander in beiden wohnten, würden wir sehen, daß das wirklich zwei verschiedene Häuser sind. Schon daß sie auf zwei verschiedenen Grundstücken, in verschiedener Richtung, Stellung zur Straße usw. stehen — macht sie zu nur äußerlich ähnlichen Häusern, nicht in ihrem Wesen ähnlichen. So etwa, als wenn zwei Mädchen sich ganz ähnlich oder gleich anziehen, dabei können sie in ihrem Wesen zwei grundverschiedene Menschen sein. Somit klärt sich das Problem schon etwas mehr. Es wäre zu untersuchen, ob nicht einerseits Leistungen, die anderen ähnelten, bei genauerem Hinsehen große Abweichungen und Unterschiede zeigten, und andererseits, — ob (in diesem Sinne gibt es tatsächlich „Nachahmung") die Aehnlichkeit nicht etwas sei, das mit dem Wesenhaften der betreffenden Erscheinung nichts zu tun hätte. —

So liegen die Fälle in der Tat. Beim Werfen über den Fluß würde ein scharfes Auge bei jedem Werfenden eine andere Geste, eine andere Bewegungsart entdeckt haben. Desgleichen beim Turnen auf dem Turnplatz, bei den Zeich-

nungen um so mehr, je mehr ich Anfänger des Zeichnens war. Dasselbe gilt von den Versen. — Ebenfalls die Furcht vor so vielen möglichen Trugschlüssen, die Sorge um genaueste Beobachtung hätte uns schon lange dazu führen können, das Wort Nachahmung nicht als die Leistung bewertende, der schöpferischen Tätigkeit widersprechende Bezeichnung zu nehmen. Denn ein Tun und eine Leistung, die anderer Leistung scheinbar sehr ähnlich ist, kann doch durchaus eigenschöpferisch sein. Es kann ein Dichter durch eines andern Dichters Frühlingslied angeregt werden, *sein* Frühlingslied zu dichten, das braucht noch nicht Nachahmung zu sein, denn es ist ja doch sein Frühlingslied. Die Tatsache, daß es beides Frühlingslieder sind, beweist nicht die „Nachahmung". Selbst Aehnlichkeiten in der Melodienführung oder im Rhythmus brauchten noch nicht unbedingt Nachahmung zu beweisen. — Wesentlich wäre, wieviel eigenes Fühlen und eigenes Leben drin sei. — Und so ist es auch beim Kinde. — Wieviel Lust und Liebe beim Werfen, Turnen, Zeichnen, Dichten war: — das war das Wesentliche. —

Man will die Unfähigkeit der Kinder zur Sprachschaffung damit beweisen, daß sie doch alle „deutsch" lernten, die Sprache ihrer Eltern und Geschwister. Ich frage bei solcher Beweisführung immer: wie ist solche Kurzsichtigkeit möglich? — In der Tat hat die genauere Beobachtung der kindlichen Spracheigenheiten, des kindlichen Sprechens schon dazu geführt, nicht bloß eine Kindersprache festzustellen, sondern auch innerhalb der Kindersprache, innerhalb einer Familie etwa, ein ganz individuell gefärbtes Sprechen und individuelle Sprache der einzel-

nen Kinder. — Vor solchen Tatsachen kommt nur herum, wer dauernd seinen Kopf in den Sand steckt und nicht sehen will. — Daß gleichwohl nicht alle Kinder Sprachgenies sind, wie sie keine Mal- und Zeichengenies alle sind? Ja, wer sagt denn, daß das Prinzip des Schöpferischen, zu dessen Annahme ich neige, eine solche Genialität logisch folgere? Genaue Kinderbeobachtung zeigt uns allerdings, daß des Kindes Sprach- und Sprechvermögen (von Abnormitäten natürlich abgesehen) durchaus seinem Bedürfnis entspringt, — seinem Bedürfnis, sich seinen Eltern und Geschwistern mitzuteilen; verschieden je nach Temperament und jeweiligem Umstand... Erregungszustände steigern immer Farbigkeit und Ton der Darstellung, bei der Sprache, wie beim Zeichnen usw. — Gewiß gibt es ja doch das, was der landläufige Verstand Nachahmung nennt, nur hat das mit der tatsächlichen Leistung der Kinder wenig zu tun. — Was sie anscheinend nachahmen, ist ein Anreiz für sie, nun ihrerseits ihre Fähigkeiten (des Mundes, der Hand usw.) auch zu versuchen. — Damit sind wir aber noch keineswegs am Schluß des Problems, — am wenigsten am Rande des Tatsächlichen. Sondern nur am Rande unseres vorläufigen Sehvermögens in diesen psychischen Dingen. Die ja alle auf dem Unergründlichen schwimmen, gleiten; — nennen wir nun das Unergründliche rein physisch-materialistisch das „Blut", im Verein mit den Nerven usw. — oder nehmen wir metaphysisch Immaterialität der „Seele" an. Das bleibt sich hier für den Effekt gleich.

Ich möchte ganz kurz formuliert so sagen: Nachahmung, recht verstanden, setzt Beherrschung von „Mit-

t e l n" voraus. Also es g i b t Nachahmung, und zwar auch in dem Sinne, wie es meine Gegner meinen. Nur ist sehr bald nachzuweisen, daß dem K i n d die Voraussetzungen zu solcher Nachahmung fehlen. — Es g i b t in der Literatur, Malerei usw. Nachahmungen; in d e m Sinn, daß sie völlige Kongruenz bedeuten — glaub' ich nicht. So dürfte es keinen Maler geben, der mit Aufwendung aller Mittel und ihrer kunstvollsten Anwendung irgend ein Meisterwerk restlos nachahmte, kopierte. Desgleichen in der Lyrik. — Stärkste Anpassung und raffinierteste Beherrschung sprachlicher Mittel könnten nicht ein Lied hervorbringen, das ganz aus dem Geiste eines wirklich genialen Lyrikers geboren wäre. — Man denke an das Beispiel, das ich oben nannte: die beiden Mädchen, die sich ganz gleich kleiden und doch ganz verschiedene Körper und Seelen sind. Der Star ahmt die allerverschiedensten Töne, Stimmen, Geräusche nach. Das Können der Papageien ist ebenfalls bekannt. Die Vögel haben eine ganz erstaunliche Beherrschung von Mitteln. Die uns wiederum zum S t a u n e n bringen sollte, anstatt daß wir diese wunderbare Tatsache zum Beweis dafür benutzten, daß „folglich" auch Kinder nachahmten. — Denn welch' ungeheure Leistung muß für einen Star, einen Papagei dazu gehören, sein ganzes Seelen-, Nerven-, Körperleben so zu negieren (bis zu einem gewissen Grade), daß er's dahin bringt, aus der ihm gemäßen Stimme diese Fülle von Stimmen zu machen, die ihm nicht gemäß sind, und die ihm doch wieder gemäß sind, — da er solch ein Nachahmungsgenie ist! — Nur sollen wir nicht immer so schnell meinen, die Dinge seien nun schon klar. Das sind

sie keineswegs. — Am wenigsten sind gerade diese psychischen Dinge der größten Verwunderungsmöglichkeit bar. Gar nicht. — Nachahmung ist nicht ein kleineres Wunder als das unbedingt vorhandene Eigenschöpferische in den meisten Menschen. Nicht eigenschöpferisch am Menschen ist allerdings — die Bequemlichkeit, Theorien bis ins Unendliche nachzureden, anstatt immer wieder mit eigenen Augen zu schauen, — in sich selber und seiner Seele, seinem Erleben zu lesen, selbst einmal in sich das Eigenschöpferische zu entdecken. — Vor zu schneller Bewertung warnte ich. Wenn aber schon mal bewertet wird: — Beherrschung von Mitteln, als die ich Nachahmung im üblichen Sinne definierte, kann nicht so viel gelten als Tun und Leisten aus der Unergründlichkeit des Eigeninnen ... zu dem ein anderes Tun bloß anreizte. — Sodaß die größere, edlere Anschauung die doch wäre, die vom Menschen das Größere erwartet und voraussetzt: — also das Schöpferische. — Da Kinder aber, wie schon gesagt, eine Beherrschung der Mittel — weder sprachlich noch zeichnerisch, noch sonstwie überhaupt — kennen, bleibt ihnen nichts übrig, als eigenschöpferisch zu sein. —

Die Religion des Kindes

1.

Nachdem schon über ein Jahrzehnt die Frage des „Religionsunterrichtes" in der Presse (in den Tageszeitungen wie in Zeitschriften) erörtert worden ist, mit dem einzigen Erfolg einiger mehr oder minder guter Verbesserungsvorschläge (die praktisch meist noch nicht erprobt sind), scheint es mir an der Zeit, eine andere Frage- und Problemstellung zu versuchen. Ich habe solche veränderte Frage- und Problemstellung bereits vor Jahren in einer Schrift „Kind und Gottesidee" (Berlin, Verlag H. Ehbock) angewendet; bin auch zu Resultaten gekommen, die, wie ich glaube, neu waren (Schulrat Kabisch hat sie z. T. seinerseits in seinem Buch über die Reform des Religionsunterrichts verwertet), habe aber sonst wenig Erfolg damit gehabt. Es lag mir vor allem an dem Erfolg, die Erwachsenen, und zwar Eltern wie Lehrer, möchten einmal ohne Rücksicht auf alle da-seiende Praxis, auf alle bisherige Literatur, — möchten ganz unvoreingenommen und möglichst in Ansehung ihrer eigenen Kinder die Frage überdenken. Daß das nicht geschehen ist, kann mich natürlich keineswegs abhalten, weiterhin einzutreten für das, was ich als richtig erkannt habe, was mir einstweilen als das Notwendigste erscheint. Und das scheint, in Kürze gesagt, erst einmal das zu sein: die Frage des Religionsunterrichtes auf sich beruhen zu lassen und die Frage der „Religion des Kindes" zu überdenken.

Was ich im tiefsten damit meinte, habe ich bislang nicht allzuhäufig aussprechen können; es ist vor allem aus der genannten Schrift oft nicht erkannt worden. Obwohl es theoretisch, dann aber auch besonders in den Kindheitserinnerungen, von denen das Buch ein gewichtiges Material brachte, sehr klar schon ausgesprochen wurde.

Der wichtigste Gedanke des Buches war vielleicht dieser: ehe man über den Religionsunterricht und seine etwaige Reform überhaupt etwas sagen könne, müsse man das Kind, seine Seele, seine etwaigen religiösen Triebe, Strebungen usw. gesehen, erkannt und im Zusammenhange mit seiner ganzen Seele verstanden haben. Diese Gedanken drängten sich mir zuerst schüchtern auf, als ich seiner Zeit, da ich noch im Amt war, in der Literatur nach Erlösung aus methodischen und religiösen Bedrängnissen suchte — und sie nicht fand. Ich lernte damals die radikalen Ansichten der Bremer und Hessen kennen, nach denen der Religionsunterricht aus der Schule entfernt werden müsse. Diese Stellungnahme imponierte mir im gewissen Sinne; sie war auf alle Fälle so konsequent, wie die gegenteilige auf strenggläubiger Seite, daß alles beim alten bleiben müsse. Aber, ein Etwas fehlte mir dort wie hier. Und es war dies: — kein Mensch von beiden Parteien fragte: — wie befindet sich bei dem allem das Kind? Wurde es gefragt, beobachtet, was ihm das Gemäße sei? Habt ihr alle, ihr Erwachsenen, die ihr über das Kind schreibt und entscheidet, was es „lernen" solle, habt ihr mal in eure eigene Jugend hineingesehen und bedacht, was euch da Religion war oder nicht war? Wißt ihr schon genug vom Kinde, um zu entscheiden, was

ihm zugetragen werden müsse? Und ich mußte auf diese Frage selber antworten: Nein! Die meisten wissen nicht genug vom Kinde, um darüber zu sprechen.

Es handelt sich hier um Wichtigstes, um des Kindes Wahrstes und Einziges — seine Seele! Daß ihm die nicht verkümmert, verstümmelt werde. Ist es nicht ein ganz furchtbares Wort, dies: „wer die Jugend hat, hat die Zukunft"? Was wäre wichtiger, als sich nachgerade gegen dies Wort aufzulehnen! Nein, und tausendmal nein: — niemand soll die Jugend „haben". Die Jugend soll sich selber haben! Soll sich selber haben dürfen. Ist die Jugend, ist die Kindheit, sind die Kinder Schacherware, die „haben" darf, wer die meiste Macht, den meisten Einfluß hat, auf daß er nun die Jugend in seinem Sinn und Geiste bearbeite, auf daß sie einmal stützen werde — was ihm das Wichtigste erscheint? Selbst der größten und höchsten Wahrheit und ihren Vertretern dürften wir nicht die Jugend geben, wenn es nur darauf ankäme, daß ihr, der Jugend, die Wahrheit gewaltsam zugetragen, ein-unterrichtet würde, und wir wissen doch, wie sehr unser Unterricht noch Zwangsunterricht ist! Das wäre eine schlechte Wahrheit, die nicht ertragen könnte, daß die Jugend dabei sich selber haben dürfte. Die nicht auch der jungen, werdenden Hirne Denken und Suchen stand hielte und ihnen stand zu halten wagte.

Mir haben Pfarrer gesagt, das Kind hätte keine Religion. Daraus zogen die einen die Konsequenz: also müsse sie ihm „eingepflanzt" werden, und die andern: man solle also das Kind mit der Religion in Ruhe lassen. Andere

Pfarrer fanden wunderschöne Ansätze von Religion im Kinde. Ich möchte zu diesen Ansichten sagen: es kommt ja ganz darauf an, was man unter Religion versteht. Für mich ist die Wahrscheinlichkeit, daß alle im tiefsten Grunde dasselbe oder ähnliches meinten. Die einen faßten unter Religion das dogmatisch-religiöse Denken und fanden das „von Natur" im Kinde kaum (ob aber doch nicht Tendenzen dazu in ihm liegen, wenn vielleicht auch nicht in allen Kindern?) — und die andern hatten einen weiteren, umfassenden Begriff von Religion und fanden Zustände, Stimmungen usw. im Kinde, die — ohne auf kirchliche Einwirkungen zurückzugehn, ohne dem spezifisch Kirchlichen nahe zu liegen — doch mit einigem Recht religiös zu nennen sind. (Aehnlich, wie manches Dichters Kunst, ohne kirchlich zu sein, religiös gefärbt sein kann.)

Vielleicht verständigen wir uns besser, wenn wir einfach fragen: hat das Kind eine Seele oder nicht? Ist es Seele oder nicht? Nun aber, das religiöse Erlebnis kann doch nur eins und dasselbe sein. Und wer, der Christi Tiefstes jemals erlebt hat, mag sagen, daß abgrundtiefe Beseeltheit, Seelenvollheit, Seelenschönheit und ein tiefst vertrauendes Leben nicht Grundelemente der Religion seien?

Hier ahnt uns vielleicht schon, daß eine solche Beseeltheit und Seelenvollheit im Kinde wohl zu finden sein würde! Wohl zu finden sein würde! Denn nun komme ich darauf zurück: daß wir so wenig, so bitter wenig noch davon wissen. Es ist allerdings so, daß vor lauter „Einpflanzen" von Religion in das Kind, das, was es an Seele hatte, verschüttet wurde. Nicht immer, aber

oft. Wir haben Kinder um uns gehabt, — wir waren Lehrer, Eltern und haben's nicht gemerkt. So seelenblind können Erwachsene sein!

Wir haben die vielen Zeugnisse in allen möglichen Werken gehabt, vor allem in gehaltvollen, guten Autobiographien, an denen die Weltliteratur, und auch unsere deutsche Literatur, so reich ist, und haben über diesen Punkt, der in manchem solchen Werke berührt ist, hinweggelesen. Und ich habe von jungen Dichtern Aufzeichnungen über die „Religion ihrer Kindheit" bekommen, die geradezu erschütternd sind.

Ein Suchen, eine Qual, ein Mühen ist oft in jungen Seelen, daß es uns tief bewegen müßte, wenn wir es wüßten. Und daß wir's einmal wissen und erfahren, dazu sind wir doch da! Sind auch dazu da, an unserm Teil dazu beizutragen, daß einmal das Kind nicht mehr an uns, den Erwachsenen, leide. Das ist kein Kinderkult, wenn ich das sage, das sollte ganz einfach Selbstverständlichkeit sein. Denn wie könnte einer wirklich ethischen, menschlichen Pädagogik daran liegen, daß das Kind nicht sich und seine Seele ausbilde, sondern das aufnehmen müsse, was ohne genaue Kenntnis seiner Seele Erwachsene als Lehrplan aufgestellt haben?

Ich bin mir vollkommen bewußt, mit solchem Worte in Uebereinstimmung mit dem Christentum zu sein. So wahr es ist, was Christus sagte: So ihr nicht werdet wie die Kinder, — so wahr ist es, daß wir in unserer Stellung zum Kinde umdenken, umlernen müssen. Und das heißt, daß wir behutsam, unmerklich, leise und mit Liebe zunächst des Kindes Seele kennen lernen sollen, ehe

wir an eine Beeinflussung denken. Tun wir das, so werden wir sehr viel Schönheit, sehr viel Seele, sehr viel kräftiges Denken im Kinde wahrnehmen. Nicht in allen; denn wie das Kind doch der kleine Erwachsene ist, so ist auch viel von dem, was Erwachsenen an Häßlichem anhängt, im Kinde im Keim da. Aber darum handelt sich's doch zunächst nicht. Handelt sich einstweilen noch nicht um die Frage, ob und wie etwa eine moralische Erziehung möglich sei. Auch darüber ist noch sehr viel nachzudenken und zu sprechen. Jetzt kommt es mir erst darauf an, daß man sehe, was alles im Kinde so oft übersehen wurde. Selbst die Frage nach dem etwaigen Religionsunterricht ist einstweilen noch nicht spruchreif. Not tut zunächst eins: daß wir erkennen, das Kind ist nicht ein unbeschriebenes Blatt, auf welches wir nun schnell möglichst viel schreiben müssen, sondern es ist Seele. Ob eine mehr oder minder schöne Seele, das steht einstweilen noch nicht zur Debatte. — Es ist Seele. Wer aber möchte, wenn das erkannt ist, noch wagen, über eine Seele schrankenlos zu verfügen, wenn er noch so wenig von ihr weiß? Darum eins für diesmal: schaue jeder in sich nach, hole herauf aus dem Meer des Vergessenen, aus seiner versunkenen Kindheit, was dem furchtlos tauchenden Blick und Sinnen noch erreichbar ist an Suchen, Seligkeit und Leid. Man bemühe sich um das Verständnis der Seele des Kindes selbst. Man lese in Selbstbiographien und Aufzeichnungen und Dichtungen, was da von der Seele des Kindes steht. — Es ist so mancherlei. — Und werde dann ein nachdenksamer Mensch.

Alsdann wird sich vielleicht leichter Verständigung darüber finden, was ein Religionsunterricht nicht sein dürfe und was er etwa sein könne.

Ich meine, das sei ein Standpunkt, auf dem sich Freund und Feind finden könnten, — rechts und links finden könnten. Wenn man nämlich nicht um Weltanschauungen streitet (das sind Fragen, die den Erwachsenen angehen, nicht das Kind), sondern indem man zwischen alle Streitenden das Kind in die Mitte stellt und frei, vornehm, unvoreingenommen fragt: Was frommt dem am besten? Wie, auf welche Weise geschieht ihm im Unterrichte am wenigsten Leid. Wie fördern wir das, was ihm Gott mitgab — ohne unsere Macht und unser Zutun mitgab — am besten? Wie fördern wir wirklich seine Seele?

Von dieser Seele aber wäre noch in einigen Beispielen zu reden.

2.

Es bleibt mir noch übrig, den theoretischen Ausführungen einiges anzufügen, und zwar vor allem „Material". Wie die Dinge liegen, verstehe ich darunter vor allem zuverlässige autobiographische Mitteilungen. Wir sind auf solche vorläufig schon deswegen stark angewiesen, weil Berichte über neue Unterrichtspraxis noch sehr spärlich sind. Solche Berichte können sehr wertvoll sein, und einiges habe ich auch zur Verfügung, bzw. ist mir zur Kenntnis gekommen. Es ist hierbei aber vor allem darauf zu achten, ob der geistige Verkehr zwischen Lehrer und Kindern zwanglos stattgefunden hat, sodaß die Kinder

n i c h t das Gefühl einer üblichen Unterrichtsstunde hatten, daß sie auch nicht das Gefühl des Beobachtetwerdens und des Beeinflußtwerdens hatten. Sondern lediglich sich als sich-Unterredende fühlten. Denn nur so kommt das Beste und für uns Wertvollste aus dem Kinde heraus. Es ist aber klar, daß ein sehr feiner Takt vom Erwachsenen dazu gehört, auf solche stille und zwanglose Weise an die Geheimnisse der Kinderseele zu kommen. Und so sind solche Berichte von Lehrern über Unterrichtsgespräche sehr spärlich.

Nicht allzuhäufig sind auch Beobachtungen und Niederschriften solcher Beobachtungen von E l t e r n oder überhaupt von Erwachsenen, die mit Kindern ihrer Verwandtschaft oder Bekanntschaft in Berührung kommen. Das Kind einigermaßen richtig kennen lernen wird nur, wer mit ihm zu l e b e n weiß; und darum ist es eigentlich schade, daß wir von Erlebnissen, Gesprächen usw. der Erwachsenen mit Kindern selten Kenntnis bekommen. Es darf als sicher gelten, daß mancher Kinderfreund manches da schon erfahren hat, nur daß er's nicht wichtig genug hielt, es zu bewahren. Freilich käme es hier besonders darauf an, nur Wichtiges, Typisches aufzuzeichnen, nur wirklich die Kindesseele Aufhellendes zu bewahren.

So haben wir denn nun als in der Quantität wie in der Qualität wichtigstes Material einstweilen vorwiegend die Autobiographie und das autobiographische Bruchstück. Hierhin sind auch die entsprechenden Teile aus den neuern Kindheitsromanen zu rechnen, die zumeist Autobiographisches enthalten. Jedoch bin ich bei manchen gerühmten Romanen in den letzten Jahren dahin gekommen, das in

ihnen mitgeteilte Material, die Kindheitserlebnisse, da und dort skeptisch zu betrachten. In manchem dieser Werke hat offenbar eine „Aufbürstung" der betreffenden Kindheitserinnerungen des Autors stattgefunden; es sind Ausschmückungen gemacht worden, Zusätze; die Sprache des Kindes ist oft unkindlich; das Kind bewegt sich gelegentlich in Gedanken und Vorstellungsgruppen, die ihm unter keinen Umständen liegen! Wenn das nun auf den ersten Augenblick als durch die Romanform bewirkt erscheint, da die Romanform ja dazu verführt, „frei" mit den Begebenheiten zu wirtschaften, so vermag ich doch auf die Dauer solche Dinge nur unkünstlerisch zu empfinden. Auch der Verfasser autobiographischer Romane sollte immer mit seinen Darstellungen zum mindesten im Bereich des M ö g l i c h e n bleiben. Bleibt er sogar im Bereich des Tatsächlichen, so ist es das Beste! Und er selbst als Künstler hat es dann nur mit der D a r s t e l l u n g zu tun. Ich gebe nun einige Proben aus Autobiographien und autobiographischen Bruchstücken, aus Tagebüchern und unterrichtlichen Gesprächen mit Kindern.

Gottfried Kellers wunderbares Buch „der grüne Heinrich" sagt hier, wie überhaupt über das Werden einer Menschenseele, manches:

„Wenn in der Dämmerung das Glöckchen läutete, so sprach meine Mutter von Gott und lehrte mich beten; ich fragte: was ist Gott? ist es ein Mann? und sie antwortete: Nein, Gott ist ein Geist! Das Kirchendach versank nach und nach in graue Schatten, das Licht klomm an dem Türmchen hinauf, bis es zuletzt nur noch auf dem goldenen Wetterhahne funkelte, und eines Abends fand ich

mich des bestimmten Glaubens, daß dieser Hahn Gott sei. Er spielte auch eine unbestimmte Rolle der Anwesenheit in den kleinen Kindergebeten, welche ich mit vielem Vergnügen herzusagen wußte. Als ich aber einst ein Bilderbuch bekam, in dem ein prächtig gefärbter Tiger ansehnlich dasitzend abgebildet war, ging meine Vorstellung von Gott allmählich auf diesen über, ohne daß ich jedoch, so wenig wie vom Hahne, je eine Meinung darüber äußerte. Es waren ganz innerliche Anschauungen, und nur, wenn der Name Gottes genannt wurde, so schwebte mir erst der glänzende Vogel und nachher der schöne Tiger vor. Allmählich mischte sich zwar nicht ein klareres Bild, aber ein edlerer Begriff in meine Gedanken. Ich betete mein Unser Vater, dessen Einteilung und Abrundung mir das Einprägen leicht und das Wiederholen zu einer angenehmen Uebung gemacht hatte, mit großer Meisterschaft und vielen Variationen, indem ich diesen oder jenen Teil doppelt und dreifach aussprach oder nach raschem und leisem Hersagen eines Satzes den folgenden langsam und laut betonte und dann rückwärts betete und mit den Anfangsworten Vater unser schloß. Aus diesem Gebete hatte sich eine Ahnung in mir niedergeschlagen, daß Gott ein Wesen sein müsse, mit welchem sich allenfalls ein vernünftiges Wort sprechen ließe, eher als mit jenen Tiergestalten ..." Hinterher wird ihm Gott aber eine langweilige und farblose Person, und es „gereichte mir eine Zeitlang zu nicht geringer Qual, daß ich eine krankhafte Versuchung empfand, Gott derbe Spottnamen, selbst Schimpfworte anzuhängen, wie ich sie auf der Straße etwa hörte. Mit einer Art behaglicher und mutwillig zutraulicher Stim-

mung begann immer diese Versuchung, bis ich nach langem Kampfe nicht mehr widerstehen konnte und im vollen Bewußtsein der Blasphemie eines jener Worte hastig ausstieß mit der unmittelbaren Versicherung, daß es nicht gelten solle ..." Ueber den Katechismusunterricht äußert sich Keller ebenfalls; er meint, daß die „weichsten und bildsamsten Jahre" der Kindheit öde und kalt geblieben seien, daran sei besonders der Katechismus und seine Handhaber schuld. „Wenn man diese ... nackten vierschrötigen Gebote neben den übersinnlichen und unfaßlichen Glaubenssätzen sah, fühlte man ... den Hauch eines rohen und starren Barbarentums." —

In „Wahrheit und Dichtung" bei Goethe steckt auch Material. Ich kann aber darauf nicht so genau eingehen. Wichtig ist, daß Goethe als 6jähriger Knabe in inneren Konflikt kommt, da man ihm vom Erdbeben in Lissabon erzählt. Da wurde sein Glaube an Gott, den er als väterlichen Freund der Menschen gelehrt bekommen hatte, erschüttert.

Wichtiges und Wertvolles über Religionsunterricht steht in Hebbels Aufzeichnungen „aus meiner Kindheit". Wie ein Kind, mit eigenem Denken begabt, in furchtbarem Milieu, in furchtbaren Schulzuständen lebt, sich zurecht zu finden trachtet, — das ist äußerst interessant zu lesen; das Merkwürdigste aber ist, daß Hebbel schließlich meint, es sei gar nicht so schlimm gewesen, daß sie als Kinder die furchtbaren Dogmen, diese massiven Gebote hätten lernen müssen. Er sagt —: „die ungeheuren Dogmen, die ohne Erklärung und Erläuterung aus dem Buch in das unentwickelte Kindergehirn herüberspazierten, setzten sich hier

natürlich in wunderliche und zum Teil groteske Bilder um, die jedoch dem jungen Gemüt keineswegs schadeten(?), sondern es heilsam anregten und eine ahnungsvolle Gärung darin hervorriefen. Denn was tuts, ob das Kind, wenn es von der Erbsünde oder von Tod und Teufel hört, an diese tiefsinnigen Symbole einen Begriff oder eine abenteuerliche Vorstellung knüpft; sie zu ergründen ist die Aufgabe des ganzen Lebens; aber der werdende Mensch wird doch gleich beim Eingang an ein alles bedingendes Höheres gemahnt, und ich zweifle, ob sich das gleiche Ziel durch frühzeitige Einführung in die Mysterien der Regeldetri oder in die Weisheit der Aesopischen Fabeln erreichen läßt ..." Also — weil er, Hebbel, durch die ungeheuren Dogmen, durch das bloß Gelernte sich hindurchwand, weil er als Kind Dichter genug war, das alles in Bilder umzusetzen, — ist dieser fatal barbarische Unterricht nicht so schlimm! Nun, die Mehrzahl der Kinder ist immer Dichter genug, um gelernte Ungeheuerlichkeiten, unverstandene Dinge in groteske oder auch grausige Bilder umzusetzen, ... aber damit ist doch von Hebbel das Problem nicht gelöst! Ist es nicht richtiger, zu fragen: — warum mit Dogmen usw. so früh kommen, wenn der Mensch es alles erst später verstehen kann? Hebbel sagt: damit der werdende Mensch „das Höhere" fühlt. Als ob dazu der Unterricht nötig sei! Als ob dies Gefühl das Leben nicht immer gäbe ... so oder so ... das Gefühl für das Schicksalsmäßige alles Lebens. Regeldetri und Fabeln seien dazu nicht geeignet? Gewiß nicht; aber es gibt im Unterricht, im geistigen Verkehr zwischen Eltern bzw. Lehrern und — Kind Wichtigeres als Dogmen und

Fabeln ... Die Regeldetri aber ist immer von Vorteil, und man sollte sie nicht schelten. Ich schätze Hebbel, den Künstler, außerordentlich, schätze auch seine Kindheitaufzeichnungen; aber es ist seltsam, wie er hier in der Bewertung des Tatsächlichen fehlgreift!

Wilhelm von Kügelgen berichtet in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" manches von religiösen Gesprächen mit dem Vater, vom Gottesdienst und Unterricht. Er philosophiert als 5jähriger mit seinem Vater über die Entstehung der Welt. Er fragt, woher man denn wisse, daß Gott die Welt gemacht habe (eine typische Frage und durchaus berechtigt); der Vater sagt, ob seine (des Vaters) Bilder von selbst werden könnten? Nein. Nun also, wie denn die große Welt entstanden sein könne ohne jemand, der sie schuf? Und der müsse aber Gott sein, als das, was größer ist als die Welt. — Wer aber hat den lieben Gott gemacht, fragt Wilhelm von Kügelgen (gut gefragt!). Antwort: der sei von Ewigkeit, ohne Anfang und Ende. So der Vater, und malt weiter an einem Bild. (Hm, hm.) Dem Sohn hat die Antwort imponiert: — ohne Anfang und Ende. Zuletzt aber sagt er: „Das wäre aber eine schöne Geschichte, Vater, wenn wir nun sterben und in den Himmel kommen und am Ende wär gar kein lieber Gott da ..." Darauf macht der Vater dem Gespräch ein Ende, indem er den Sohn einen dummen Jungen nennt. Kügelgen findet das gescheit. Ich nicht. Denn was etwa war an den letzten Worten Dummes? Ich sehe nur ein geistig stark interessiertes Kind; eine große Lebhaftigkeit, Einbildungskraft usw. Also alles, was man einem Kind nur wünschen kann. Schade aber,

daß durch solche Scheltwendungen so manches Interesse verschüttet wird. So manches Vertrauen eines Kindes in sich und sein Denken getrübt wird.

Es liegt in Autobiographien sonst noch sehr viel Wertvolles vor, ich übergehe es, um noch einiges von heutigen Menschen, Dichtern und Pädagogen zu geben.

Franziska Otto in einem autobiographischen Bruchstück: „Ob ein Kind, das nie im Leben von Gott gehört hat, von selbst einen Gott vermuten oder konstruieren würde, wage ich nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich ist es mir. Aber wenn Religion Naturnotwendigkeit ist, dann gibt es keine reiner-frommen Menschen als Kinder. Uebrigens wird eingepflanzte und künstlich gepflegte Religion schließlich doch nur vom Gärtner selbst zerstört. Das Kind glaubt gern und ist selbst am traurigsten, wenn es irgend einen Glauben zerstört sieht. Aber eben Kinder sind zu scharfe Logiker." –

Rudolf Paulsen, Friedrich Paulsens Sohn: „Ich wurde religiös, sobald ich nicht dazu genötigt wurde, es zu sein; also nach der Ueberwindung des Schulzwanges und der ersten himmelanrasenden Studentenopposition. Ich wurde ohne Bedürfnis religiös, so tief, daß ich fast schweigen sollte. Es läßt sich darüber schwer etwas sagen, außer in Gedichten ... Als ich konfirmiert wurde, sah ich mit schwerem Schmerz, daß Schule und Kirche sich geheim verbündet hatten, um uns Schüler anzulügen. Und in der Tat half das ja bei einigen. Nämlich dazu, daß sie für ihr Leben gut gelernt haben, zu heucheln, wo's gefällt und nützt. Nicht so bei allen, bei einigen weckte es den Haß der Lüge und die Inbrunst des Alleinsuchens ..." –

Ein rheinländischer katholischer Lehrer (jetzt schon tot) gab mir einen interessanten Bericht, aus dem ich zitiere: „Vor der ersten Kommunion wurde uns oft, besonders auch von der Mutter gesagt, das sei der schönste Tag des Lebens. Ich war sehr gespannt, ob und wie das sein würde. Aber es geschah nichts Großes, Wunderbares; mir war wie alle Tage. Vielleicht ein wenig Freude über die neuen Kleider und daß ich so gefeiert wurde. Aber als immer noch nichts kommen wollte, wurde ich mehr und mehr ärgerlich, besonders auf meine Mutter, daß sie mir was weis gemacht hätte, und auf den lieben Gott, daß er mich nicht sehr, sehr glücklich machte. Schließlich wurde mein Groll so stark, daß ich meiner Mutter ein Geldstück entwendete und an einem Apfelbaum die eben ansetzenden Früchtchen herunterschlug. Da hätten die Mutter und der liebe Gott ihr Teil. Gebetsübungen waren mir lästig; ich weiß nicht, daß ich jemals Gottesgemeinschaft dabei empfunden hätte. Wohl quälte ich mich bisweilen, besonders wenn ich bei der Beichte Reue erwecken mußte, in ein Nervenschauern hinein... Ich gestehe, daß ich als Kind niemals religiöses Empfinden gehabt habe; was ich dafür hielt, war's nicht, nach meiner jetzigen Einsicht. Aber ich weiß sehr wohl, daß ich ein recht tiefes ethisches Empfinden hatte, und mein Gewissen hat nie geschwiegen..."

Gespräche von Frau Prof. Päpke (mir zur Verfügung gestellt):

Wilhelm Gebert, beim Besehen eines Bildes, das die Aufbahrung von Kaiser Wilhelms Leiche darstellte, als etwa 5jähriger Junge: „Das muß aber schwer sein, den

großen Sarg in den Himmel zu kriegen." — Walter (7 J.): Was sind nun die Sterne, Engel oder Wohnhäuser? Ernst: Oh, was der fragt — Engel oder Wohnhäuser. — Walter: Nein, nein, ich weiß schon, dem lieben Gott seine Augen. — Ernst: Hoho, hör mal Papa! W. (seiner Sache gewiß): so steht's „im Hansen" (seinem Lesebuch).

Unterredungen mit Schulkindern über Gott (von Fritz Röttger). Ueber die Dreieinigkeit. Sehr viele Kinder meinten, es gäbe drei Götter. W. H. Ich meinte, es gäbe drei Götter. Jesus wäre allein, dann Gott und dann der heilige Geist. M. L. Voriges Jahr dachte ich noch, es wären drei Götter. Fräulein in L. hat aber gesagt, es gibt nur einen Gott, und der hat drei Namen. G. F. Wenn jemand Schuster, Schneider und Lehrer ist, dann ist es auch nur einer, so ist es auch bei Gott. J. K. Als Jesus am Kreuz hing, rief er: Mein Gott, warum hast du mich verlassen. W a r u m r i e f e r d a s? Er war doch selber Gott! H. Z. Das hat er zu seinem Geiste gesagt. G. P. Da war er noch kein Gott, sondern Marias und Josefs Sohn. Gott ist er später geworden. — („Wie dachtest du dir Gott früher?") K. R. Ich dachte, wenn ein Mann vorbeiging mit einem Mantel über die Aermel (Pelerine), das sei Gott. K. B. Ich dachte, der Pastor wäre Gott. Ich dachte auch, Gott wäre verheiratet und hätte auch eine Frau und Kinder. Der Pastor hat ja auch Frau und Kinder. M. L. Ich dachte, Gott wäre wie wir, nur daß er Liebe hätte. Ich dachte, man könnte ihn sehen. Einmal war ein Mann bei uns, da sagte ich: Vater, ist das der liebe Gott? Da sagte der Vater, nein. K. Z.

Ich dachte, er sähe aus wie im Buche gezeichnet. H. Z. Ich dachte, Gott wäre gerade zuweilen nicht da, er wäre ausgegangen. Und wenn dann einer am Hause vorbeiging, dachte ich, das wäre er. — („Woher wissen wir von Gott?") A. S. Weil er uns behütet, das kann man merken. M. R. Jesus hat gesagt, es gibt einen Gott. O. S. Und das glauben wir. Jesus hat's gesagt, und die Leute haben es geglaubt, und dann haben sie es gedruckt und nun glauben wir es. E. W. Weil Jesus soviel Wunder getan hat, dachten viele, er sei Gott. Er ist auch Gott gewesen. G. F. Wenn es keinen Gott gäbe, gäbe es auch keine Welt. Die Menschen können keine Welt machen. G. P. Es kann nichts von selbst werden. Man muß immer erst an einem Ding was tun. K. B. Die Welt ist nicht von nichts geworden, es mußte einer vorher da sein. H. Z. Von selbst kann keine Welt werden, es muß einer da sein, der das macht. Wäre Gott nicht, wäre auch keine Welt, keine Menschen, keine Tiere. — („Wer hat Gott gemacht?") A. S. Gott war immer da. M. B. Er ist vielleicht tot gewesen und da ist er auferstanden. A. S. Wir wissen nicht, ob Gott schon da war, vor der Erde. M. W. Gott kann mal von selbst geworden sein, dann hat er die Menschen gemacht ... usw. H. M. Gott war vielleicht irgend in der Erde, da ist er rausgekommen und hat die Welt gemacht. M. F. Einmal hat Wasser gedampft, hat der Dampf sich zusammengetan und wurde Gott daraus. E. W. Sind Menschen gestorben, deren Geist hat sich zusammengetan und das ist Gott geworden! G. P. Das ist nicht wahr, Gott war eher da als die Menschen. Das weiß keiner, wann und wie Gott entstanden ist.

Es ist Sache des nachdenksamen Erwachsenen, solche Gespräche usw. sich zu deuten. Ein feines Gefühl wird merken, wo Kinder Ueberliefertes sprechen, wo sie selbst interessiert denken. Ueber den Gesamtumfang der Kinderpsyche aber können solche Berichte aller Art Klärung schaffen. Aber das Wesentliche läßt sich auch durch eine Fülle von Berichten nicht geben, wenn man's nicht h a t: die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Aenderung der Unterrichtsweise und von der Notwendigkeit eines Umdenkens in diesen Dingen. Als ich meine Kindheit entdeckt hatte und das Kriterium, das darin liegt, konnte mir jeder neue Bericht nur meine Ueberzeugung bestätigen: die Seele ist heilig, und es geht nicht an, durch unpsychologischen Unterricht sie zu quälen. — Und weiter: schon die Seelen der Kinder sind so mannigfacher A r t, so ganz v e r s c h i e d e n, daß da für uns viel zu entdecken ist. — Und weiter: bei Dichtern habe ich die Grundüberzeugung bestätigt gefunden. Denn gerade in heutigen Dichtern ist der Zorn sehr stark über das Quälen der Kinderseelen in den Schulen und durch die Kirchenreligion. In Otto zur Lindes Gedichten habe ich diesen Zorn mit alttestamentlicher Sprachgewalt predigen hören, zum Schauern gewaltig. (In „sie geben uns in unsern Schulen" und „es ist doch ein herzschwer Wandern".) Daneben die Schönheit der Kinderseele in Gedichten, in der Prosa. — Lernen wir also. Sehen wir zu. Bei Kindern und großen Werken. Denken wir selber nach. Werden wir ehrlich. Zuletzt ist dann auf einmal alles gelöst, was an wichtigen Fragen d a war.

(Ueber diese Probleme erschien von mir „Kind und

Gottesidee" [Theoretisches und reichliches autobiographisches „Material", Verlag H. Ebbock]. Gleichzeitig mit diesem Buch erscheint das Buch „Die Religion des Kindes" [Philosophische Essais. Georg Müller Verlag, München].)

Der Ruf in die Stille

„... die Stille, die mich geschlagen und berufen und tedelend gemacht hat ..."

Alles ist Raum, Emanation des Raums. Wenn wir die Zeit überwunden haben werden, werden wir wissen, wie selig das Leben ist.

Zuvor war immer noch das andere, der schleppende Weg, die Last einer Stunde, die nicht weichen wollte, sondern lastete wie trostleere Ewigkeit.

Vordem war die Stille noch Qual, war sie noch nicht restlose Seligkeit ... Aber sie war auch da schon ... die Stille. — Und sie war immer schon bei uns.

Immer wieder — einmal! Warum war sie nicht selig? Denn sie tat sich auf aus den Stunden des Tag-Lebens wie ein Tor, das aus dem Leben in die Entrückung führt. Warum gab die Entrückung nicht die letzte Süße, warum blieb letzte lastende Schwere?

Man könnte sagen: weil Schicksal es so wollte; man könnte sagen: weil unsere Seele des Leidens nicht vergessen wollte ... Man könnte vielleicht noch anderes sagen. Aber in Wirklichkeit gibt es keine Antwort der Frage warum?

Denn es war so: wir gingen hinweg, in den Frühling, in den Herbst, in die Sommernacht, in einen einsamen Raum oder unter die Sterne, und fühlten: nun ist die Stille da — ringsum! Konnte sein, es tropfte Licht durch grüne Zweige auf uns; oder ganz leise Regentropfen tropften auf das Dach einer Laube; oder der Tau der

Nachthimmel machte unser Antlitz kühl; oder die Stille war wie leise fließend, herab die Wände des Zimmers, darin wir saßen, lagen. Oh, so war da doch die letzte Stille n i c h t! War noch eine l e t z t e Stimme da. — W a s war die? War es nur unser Herz, das da schlug? Und n u n erst uns bewußt schlug, — da doch soviel Stille war? Aber da waren w i r noch nicht still genug.

— — — — — — — — — — — — — —

War nicht das Kind still? Oh, es war doch lebend. Und war Mensch. Denn in der Stille sind sie alle gleich: Kind, Jüngling, Mann. Und Mädchen und Weib. Alle nur gleich. Denn es ist immer etwas, das einen jeden, — Kind und Mann — weghebt aus allem Unterschied, — wo jedes nur Mensch ist. Das heißt: nur Seele, die im Zeitlosen, also in Gott, steht.

Aber g a n z so war die Stille noch immer nicht. Und das machte, daß aus allem Leben noch eins da war: ein leiser Ruf in die Stille! Ein Ruf in die Stille. Denn wir selber waren da noch nicht still genug. Die Stille rings war vielleicht schon still genug, aber wir nicht. Aus uns rief e t w a s in den Raum, der stand rings und antwortete nicht. Aber E s fragte oder rief.

Was fragte oder rief? Die Stimme des Leids. Der Sehnsucht. Die Stimme der Einsamkeit.

Denn aus dem Leben nahmen wir schon als Kinder durch das aufgetane Tor der Stille in die Entrückung mit: das Drängen der Liebe Leibes und der Seele, den Ruf, den immer der Mensch und Dichter hat: Seele, wo bist du? Seele, oh du! Sieh und höre doch: D i c h mein ich. Warum kommst du nicht?

Was unter den Menschen nicht ist, noch nicht ist, das mein ich! Oh, was ist das? Mein ich nur mich selbst? Nein, ich meine, was auch nicht bei mir ist.

Was ist unsere Krankheit? Daß wir nicht die Frucht tragen dürfen, die wir möchten. Daß wir nicht einmal blühen dürfen, wie wir es möchten. Wir sind nicht halbe Geschöpfe, die in wesenloser Weite eine andere Hälfte unseres Wesens suchen, sondern sind immer ganz; nur möchten wir die Erlösung in einem andern Blick. Aber wir reden nur mit uns selbst. Wir reden mit dem Wind und den unerlösten Dingen.

Oh, wer uns das Herz beschwichtigen könnte, wer uns den kühlen Tau des Nichtwissens auf den Scheitel fallen ließe! Oh, wer uns sänge das Lied des Vergessens. –

„Die Welt ist gut, die Welt ist eins,
Der Traum ist Urmusik –
Und Gott ist Liebe, Sohn und Geist;
Und eins ist Gott und ich."

Wo aber? Wo? Wo ist Gott? Ist Gott – die Stille?
Gott ist auch die Stille... So müssen wir wohl noch stiller werden. So müssen wir wohl noch tiefer schweigen lernen.

Ist das ein Töten einer Stimme in uns? Was weint denn so? Was klopft so schmerzhaft? Es ist ein Schmerz wo in der Welt. Wer fühlt ihn? Von alles Denkens Mühsal ist das Denken wund und müd und möchte schlafen. Aber von eines Weinens Stimme schreckt es immer auf. Was weint denn?

Gehe her zu mir; — komme auf Schwingen des Winds! Blühe mir blumig entgegen; — scheine wie Licht — du! Seele, du! Geist! Sag mir alles ringenden brennenden suchenden Lebens Heiligkeit. Rette das Unerlöste. Was sich selbst nicht weiß. Was sich weiß, aber noch nicht sich wagt. Was sich wagt, aber vergeblich tut und darum leidet.

So muß der Schmerz einer Blume sein, die vergeblich blüht. Wie ein Herz unerkannt durchs Leben geht. Wie Gott irrt in der Welt und nicht hat, sein Haupt zu legen, — er, dessen die ganze Welt ist, und dem doch nicht aufgetan wird. —

Eins aber soll im Abendrot und Morgenrot brennen mit ungeheurer Schrift: daß Leben heilig ist und daß Liebe nie sündigt.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Stuhl ist gesetzt ins Blau. Vielleicht einer stehenden Wolke zartes Weiß. Und die Erde zu Fuß, und Bäume im Licht, und Silber und Grün, und wehend. Wer nun zu mir will, muß wohl schon Schwingen haben. Wer mich hören will, muß wohl sein eigenes Blut auslöschen. Wer mich wissen will, muß wohl nur ganz Blick sein... Siehe, ich rede, Welt; bist du still? So höre meine Stimme, meinen Ruf in die Stille: ich bin schwer von Einsamkeit und Weisheit. Wer hört?

Ich war allerwege bei Gott und habe es nicht gewußt; das war meine Sünde. Ich weiß es nun und lebe in der Stille, das ist meine Sühne. Es werden schon bald nicht Schmerzen und Schrei mehr sein. — „So du willst, liebes Blümlein, lächle mir zu." So du willst, Auge der Seele, schau und erkenne: es winkt dir die Hand des

Lichts und des seidenen Blaus, daß du wagest, zu schweben. Wie eine unsichtbare Schrift auf weißem Papier im Feuer der Not dir auf einmal lesbar wird, so wird dem Herzen und der Seele in der wesenlosen Weite auf einmal die Schrift lesbar, die geschrieben steht aus der Zeitlosigkeit, die von Ewigkeit ist und keinen Anfang hat: tue dem Leben nichts an, rechtfertige dich mit der Gewalt einer Liebe . . .

Aber der ungeheure Mund und Bauch der Stille verschluckt alles. Was ist der Lärm der Welt vor der ungeheuren Stille der ringsum gelagerten Ewigkeit? Ein leises Kräuseln am Rande der Ewigkeit. Oh Stille, oh beginnende Müdigkeit einer vibrierenden Stimme. — Oh Ruf in die Stille, der schon schweigt. Ein Blick geht noch in die Welt und hängt an eines Sommerblattes Flimmern im Nachmittagslicht, am leiseschaukelnden Zweig . . . So, so, so, . . . So leise bleibe in der Schwebe, Welt; oh, nicht atmen, oh, ganz still sein . . . oh, so nicht mehr fühlen. Nur noch sein.

Nach dem Begräbnis

Seele, gingst du dahin und bist nicht mehr? Soll ich meinen, unter den Händen der Totengräber seiest du eine kurze Strecke geglitten durch den sonnigen Vormittag — bis wo sie dich niederließen — und dort ruhetest du nun? Oh, eine begonnene Bahn ist nicht so schnell vollendet; du gleitest noch immer ... hinweg! Wo dein Ausgang und Ende sein wird, wer weiß das? Du gleitest noch immer und unaufhörlich ... Wer weiß das Ende unseres Gleitens? Denn wir sind alle auf dem Weg ... aber du dort und ich hier. Das scheidet uns tief. Sollen wir des trauern? Mag und vermag deswegen eins das andere auf seine Bahn zu zwingen ... So weiß ich denn nichts Süßeres, als daß du auf deiner Bahn bist; und so unendlich still bist und also im Einklang mit dem Welt-Sinnen ... So unendlich still und im Einklang .. Und so unendlich süß das Gefühl unseres Lebens, das auch das Gefühl eines Gleitens ist, nur hier und bei uns; fernab von dir. Ich will dir nicht singen das Gefühl einer Trauer, — denn im Tiefsten ist kein Schmerz in mir. Kein Schmerz. So will ich nicht lügen und will sagen, wie ein Atmen sich hob: als deine Schwere in der Tiefe versank. Dort wirst du nun leichter sein und die Bahn glatt und eben, da du so im Einklang bist mit allem, das wesentlich ist ...

Wenn ich dem nachdenke, was du mir warst, kann ich das sagen? ... Wir waren wohl beide unser schon so sicher und des Lebens so schwer, daß keiner Trauer Raum

sein kann. Siehe, ich lächle in den Abend, dessen Licht schon leise kühler wird, und weiß nicht, was Tod sei.

Was fühl ich denn, wenn ich fühle, du seist hinweg, fast wie eine Last von mir genommen ward? Ich will nicht lügen, weil meine Trauer nicht groß ist. Denn was mich beschäftigt, ist nur das Rätsel.

Das Rätsel der Wege des Menschen, — Kommen und Gehn und Finden und Auseinanderstreben. Das Rätsel: wie eine Bahn sei im Raumlosen — oder im Zeitlosen, wo du nun gleitest; das Rätsel, daß wir noch ohne Denkform sind für etwas, das täglich um uns geschieht... nämlich Sterben und Begraben-werden.

Aber das Gefühl des Lebens ist so schön und stark, daß das Rätsel nicht einmal quält; als wüßte tief in uns ein Etwas, daß wir alles wissen werden. —

Köstlich das Gefühl: immer noch da zu gehn, da du auch gingst; köstlich das Gefühl: zu leben, fast wie befreit und nun frei zu neuer Bahn und neuen Verbindungen.

Nein, ich würde lügen, wenn ich sagte, wie schwer mir das Leben nun wäre, nach deinem Tod und Begräbnis. Nein, ich gehe dahin durch den Abend und werde mich gleich setzen in die Abendsonne und werde fühlen, daß die Welt schön sei und das Leben unbegreiflich zwar, oft schmerzend, aber auch schön. Drei Hand voll Erde warf ich auf dich, und nun werde ich dein Grab nicht wiedersehn. Denn warum sollte ich das? Da du doch ständig gleitend bist auf deiner Bahn, und in der nächsten Stunde schon unendlich viel Meilen m e h r hinweg bist als nun.

Nur daß ich noch ein wenig hier rede, als ob du's

hörtest. Wärst du lebend wie ich, du würdest es vielleicht schwer verstehen, wie die Menschen es schwer verstehn werden, und darum sag ich es in die Stille und den wehenden Wind — hinter dir her als den einzig wahren und würdigen Nachruf dessen, der lebt. Du bist dahin, und ich werde nicht weinen, noch daran zu Grunde gehn. Ich mag nicht lügen. Und was Menschen vielleicht roh nennen, ist in Wirklichkeit eine große Zartheit in mir.

So sag ich nicht ein Lebewohl, denn wie du nicht an mich denkst, das weiß ich, und es ist gut so ... Und wie ich dein, des Toten, vergessen werde (bald oder weniger bald) das ahne ich. Denn bei mir ist nur immer das Lebende, und das ist auch gut so. So du im Leben gesorgt, daß du lebtest, magst du auch lebend bei mir sein, — ich habe nichts dawider. Nur was da hinwegging, das muß auch einmal vergessen sein. Und wenn schon einmal, was tut's dann früh oder spät? — Ich sinne noch eine Weile deinem Rätsel, dem Rätsel deiner nunmehrigen Bahn nach, und finde nicht die Form, unter der ich sie denken kann; also: was soll ich tun?

Ich werde eine Stunde so sitzen und die Käfer sehn im Gras laufen und den Wind die Zweige schaukeln, — werde bedenken Gras und Blüte und Ackerfeld. Werde bedenken weidendes Tier und Vogelstimme des Abends im Wald ... Ueber deinem Grab singt's auch, und Schatten der Bäume in der Abendsonne fallen schräg darauf. Aber was ist ein Grab? Der Mensch weiß nichts mehr damit anzufangen. So pflanzt er Blumen darauf und denkt: das sei das Grab, und ist doch nur ein Beet wie andere auch. Und sind die Blumen darauf nicht schöner

als am Rain oder auf der Wiese. Und der Efeu wächst im Wald grad' so schön.

Ich werde hernach aufstehn und auf die Höhe steigen und die Stadt liegen sehn mit ihren Türmen und Giebeln und Schornsteinen. Ich werde herüber hören den dumpfen Ton und werde denken, daß da Leben sich auswirkt. Und deiner werd ich dann schon vergessen haben, dünkt mich jetzt. Denn so sicher bin ich meiner, und so selbstverständlich ist das Leben, daß ich nicht Angst mehr zu fühlen vermag. Das ist gewiß gut so und ehrlicher und schöner, als ging ich nun elend und halbkrank in stöhnender Trauer einsam umher.

Du warst mir nahe, ganz nahe. — Das sag ich nun ganz leise. Du bist mir weit, ganz weit; — das träum ich so ... Denn daß es so ist, das kann man nur träumen, da es noch nicht auszudenken ist. Es ist wohl gut so, und ich bin deiner ledig. — Wollte das erst wie ein Schmerz klingen, so wird es doch, wenn es auch nicht Freude werden soll, doch bald eine leise und feine Befreiung sein ... Denn da du nun so ganz im Einklang mit deiner Bahn des Hinweggleitens bist und mit dem Welt-Sinnen — wie sollte ich da trauern?

Nur im innersten Innen fühle ich, wie du hinweggleitest, und wie schnell du das tust — das Hinweggleiten, das doch nicht dein Werk ist, und mit dem du doch ganz eins bist. Leb wohl.

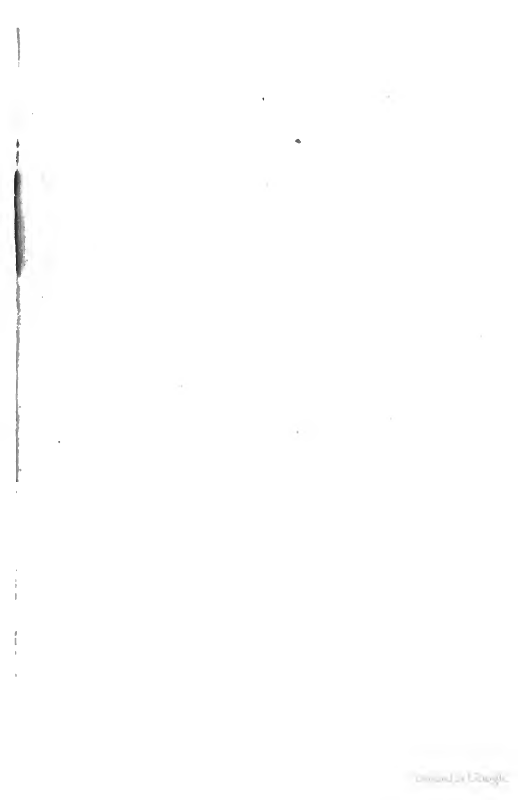
Christuslegenden

Geheftet M. 4.—, Halbpergament M. 6.—

„Der Kunstwart": Karl Röttgers „Christuslegenden" haben das Recht auf ein Betrachten ohne voreingenommenes Vergleichen. Und ich meine, daß Röttger den Unvoreingenommenen wirklich ergreifen kann. An geistiger Leidenschaft, an tiefem Ernst des Ringens wird er von wenigen erreicht ... Da sind Auftritte, wie Jesus mit Kindern, mit seiner Mutter, mit der Natur, mit Tier und Pflanze lebt, die in fast schlackenloser Anschaulichkeit neben den schönsten Heiligendichtungen stehen können. Andere überraschen durch eine gewisse Keckheit der Erfindung, so wenn Röttger Jesus und Shakespeare sich begegnen läßt oder ihn einer weinenden Verlassenen Trost bringen läßt. Mit einem Satz, hier ist kein Buch für „ein paar Stunden", sondern ein Mann und Dichter fordert hier Versenkung und inneres Auf-ihn-eingehen; aber er darf es und lohnt es.

Georg Müller Verlag München

Dieses Werk wurde im Auftrage von Georg Müller Verlag in München bei Mänicke und Jahn in Rudolstadt gedruckt. 35 Exemplare wurden auf Bütten gedruckt und in der Presse numeriert.




Princeton University Library
32101 066462563

